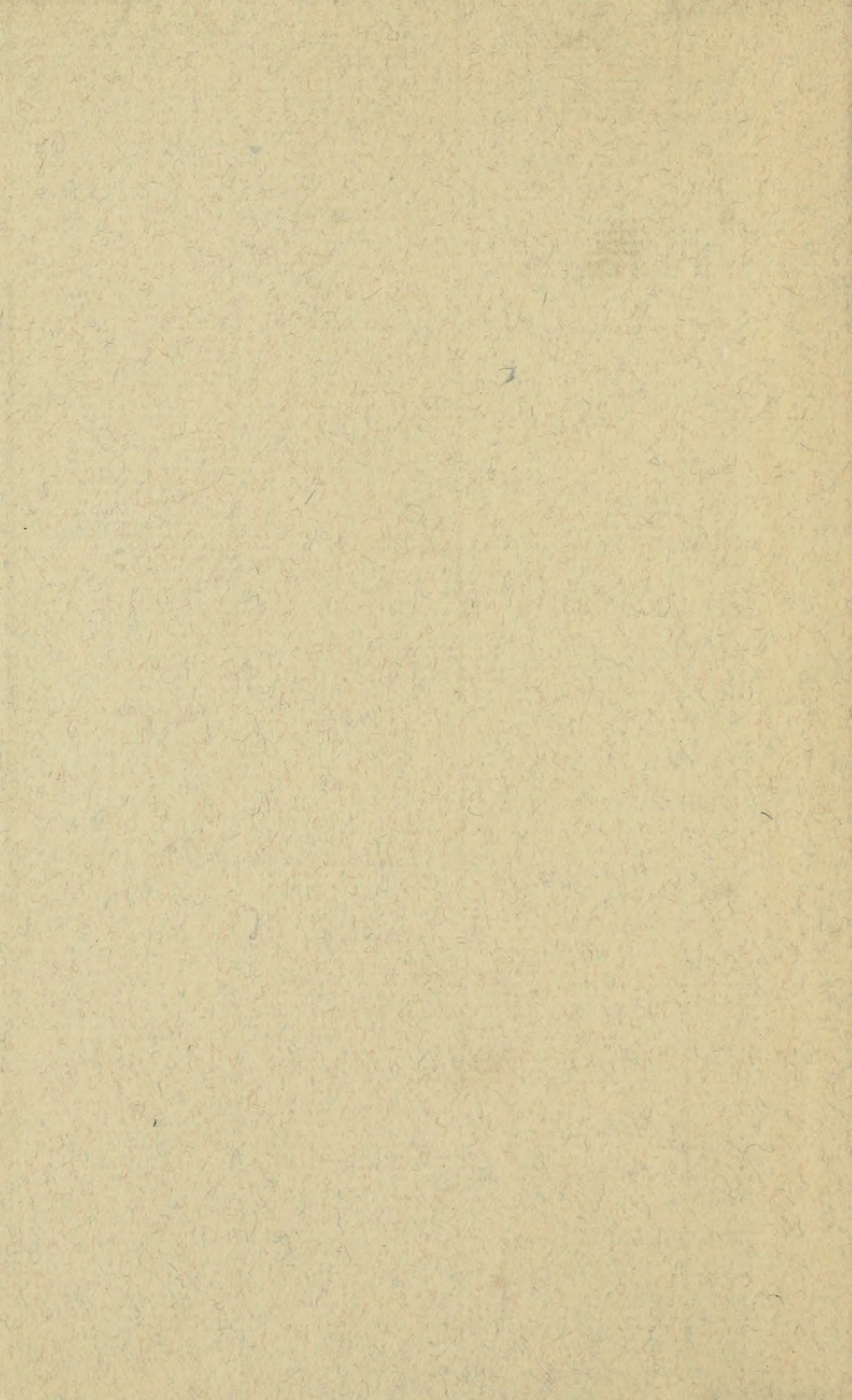
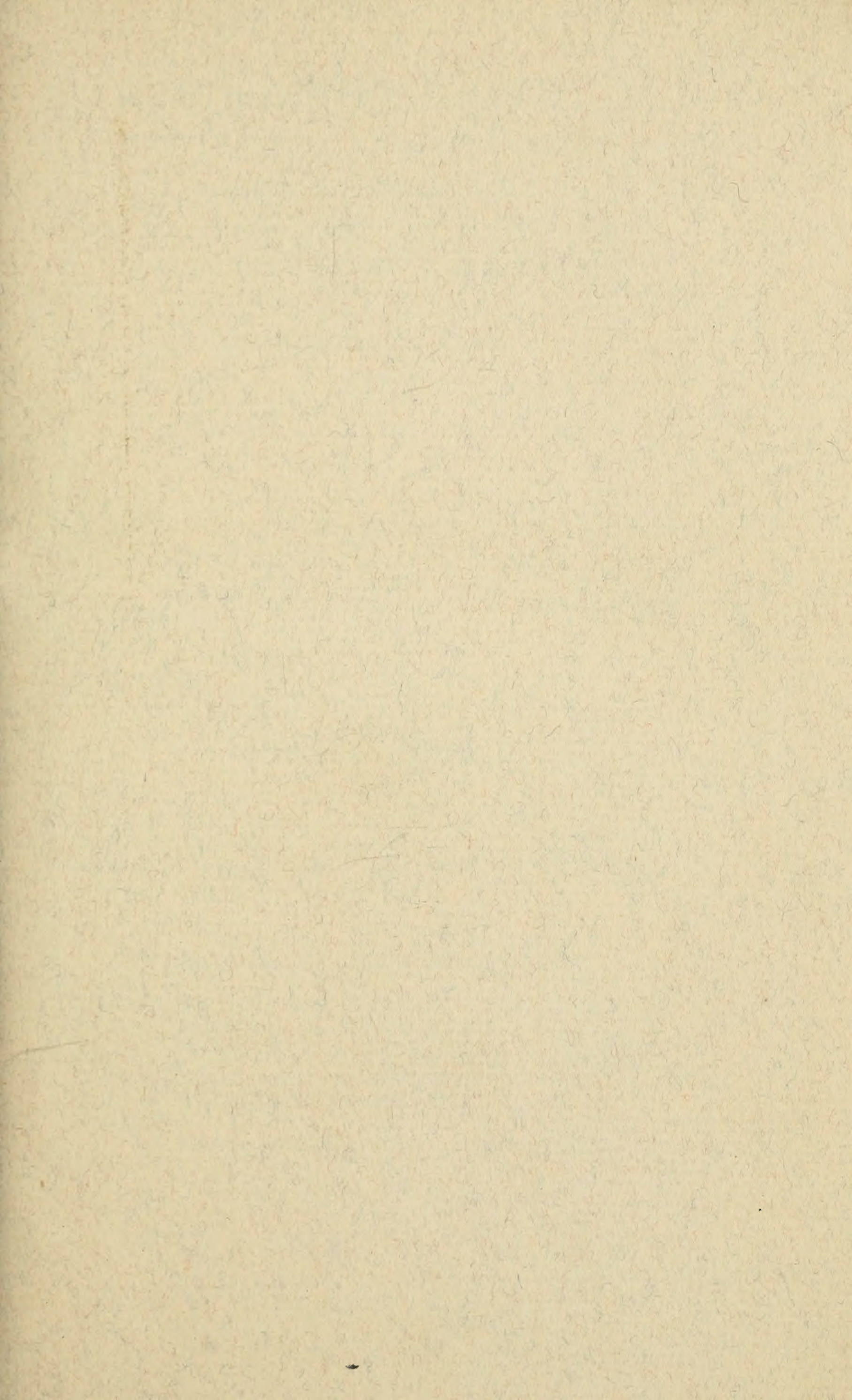
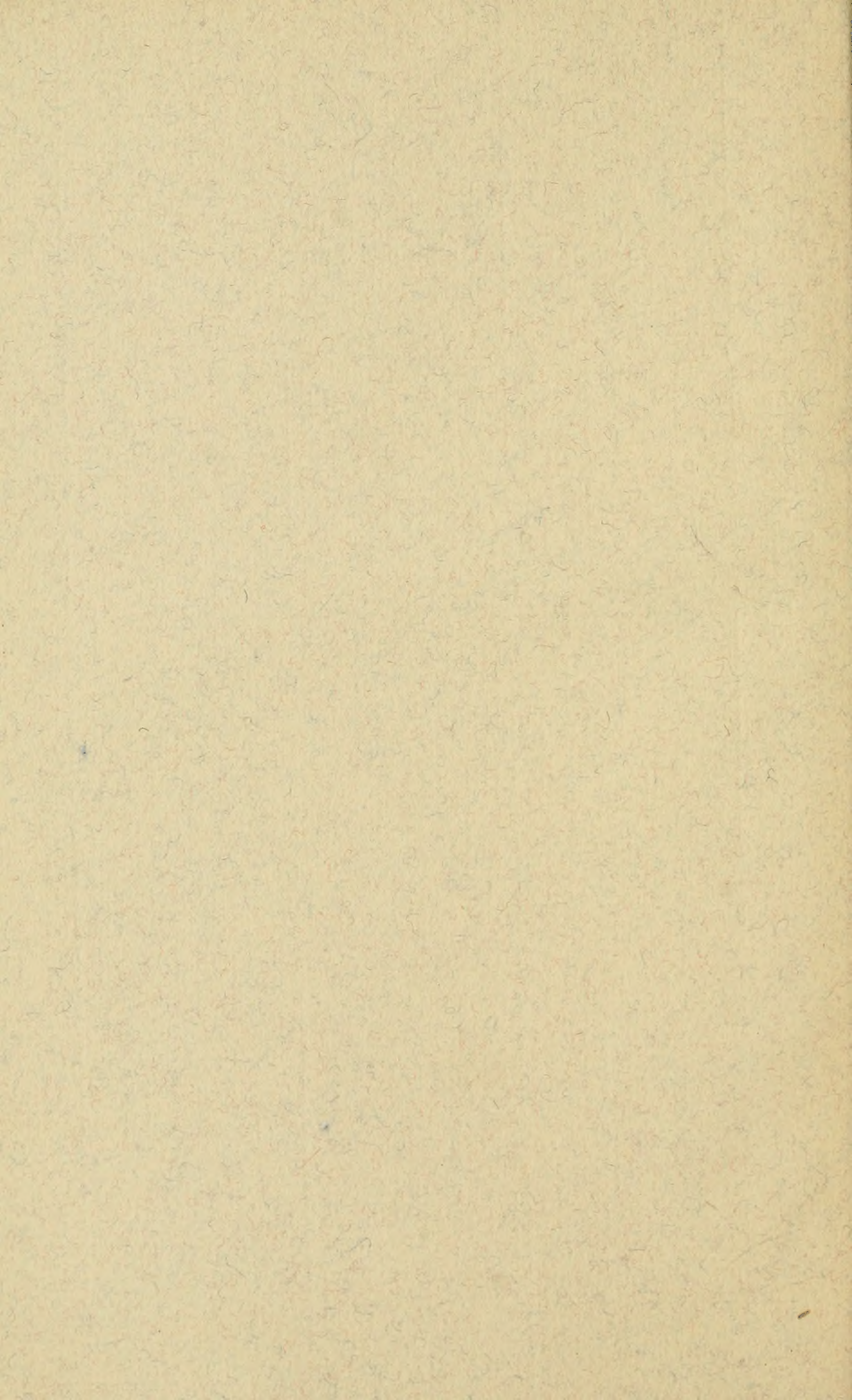






STRINDBERGS WERKE
DEUTSCHE GESAMTAUSGABE

UNTER MITWIRKUNG VON

EMIL SCHERING ALS ÜBERSETZER
VOM DICHTER SELBST VERANSTALTET

ABTEILUNG: NOVELLEN
HISTORISCHE MINIATUREN

Abteilung: ROMANE

*1. Band.	Das rote Zimmer, 1879.	Vollständig erschienen
*2. Band.	Die Inselbauern, 1887.	
*3. Band.	Am offenen Meer, 1890.	
*4. Band.	Gotische Zimmer, 1904.	
*5. Band.	Schwarze Fahnen, 1904.	

Abteilung: LEBENSGESCHICHTE

*1. Band.	Der Sohn einer Magd, 1887.	Vollständig erschienen.
*2. Band.	Entwicklung einer Seele, 1886.	
*3. Band.	Die Beichte eines Toren, 1888.	
*4. Band.	Inferno, 1897. Legenden, 1898.	
*5. Band.	Entzweit, 1902. Einsam, 1903.	

---

* Im Buchhandel erschienen als Bände der Gesamtausgabe.

Abteilung: DRAMEN

Die Dramen des Zwanzigers, um 1870

1. Bd. Jugenddramen: Der Freidenker. Hermione. In Rom. Der Friedlose. Anno achtundvierzig

Die Dramen des Dreissigers, um 1880

2. Bd. Romantische Dramen: Das Geheimnis der Gilde. Frau Margit (Ritter Bengts Gattin). Glückspeter.

Die Dramen des Vierzigers, um 1890

3. Bd. Naturalistische Dramen: Der Vater. Kameraden. Die Hemsöer. Die Schlüssel des Himmelreichs.

*4. Bd. Elf Einakter: Fräulein Julie. Gläubiger. Paria. Die Stärkere. Das Band. Mit dem Feuer spielen . . .

„Der alte Strindberg"

Die Dramen des Fünfzigers, um 1900

*5. Bd. Nach Damaskus, erster, zweiter, dritter Teil.
*6. Bd. Rausch. Totentanz, erster und zweiter Teil.
*7. Bd. Jahresfestspiele: Advent. Ostern. Mittsommer.
*8. Bd. Die Kronbraut. Schwanenweiss. Ein Traumspiel.

Die Dramen des Sechzigers, um 1910

*9. Bd. Kammerspiele: Wetterleuchten. Die Brandstätte. Gespenstersonate. Der Scheiterhaufen.
*10. Bd. Spiele in Versen: Abu Casems Pantoffeln. Fröhliche Weihnacht! Die grosse Landstrasse.

„Der neue Strindberg" vollständig erschienen

Die historischen Dramen

1. Bd. Meister Olof. Erste Fassung, in Prosa, um 1870. Letzte Fassung, in Versen, um 1880.
2. Bd. Königsdramen: Folkungersage. Gustav Wasa. Erich XIV. Königin Christine.
*3. Bd. Deutsche Historien: Gustav Adolf (Der Dreissigjährige Krieg). Die Nachtigall v. Wittenberg (Luther).
*4. Bd. Dramatische Charakteristiken: Engelbrecht. Karl XII. Gustav III. (Diese neun um 1900.)
5. Bd. Regentendramen: Der Jarl. Der letzte Ritter. Der Reichsverweser. (Diese drei um 1910.)

Der historische Strindberg

---

* Im Buchhandel erschienen als Bände der Gesamtausgabe.

Abteilung: NOVELLEN

Die modernen Novellen

*1. Band. Heiraten, 1884.
*2. Band. Schweizer Novellen, 1884.
3. Band. Das Inselmeer, 1874, 1888, 1902.
4. Band. Märchen, 1903. Fabeln, 1885.
*5. Band. Drei moderne Erzählungen, 1906.

Die historischen Novellen

*1. Band. Schwedische Schicksale, 1883.
*2. Band. Kleine historische Romane, 1889.
*3. Band. Historische Miniaturen, 1905.
*4. Band. Schwedische Miniaturen, 1905.
} Vollständig erschienen.

Abteilung: GEDICHTE

Ein Band. { Wundfieber, 1883. Schlafwandler, 1883. Liebeslyrik, 1903. Hexameter, 1903.

Abteilung: WISSENSCHAFT

Die einzelnen Wissenschaften

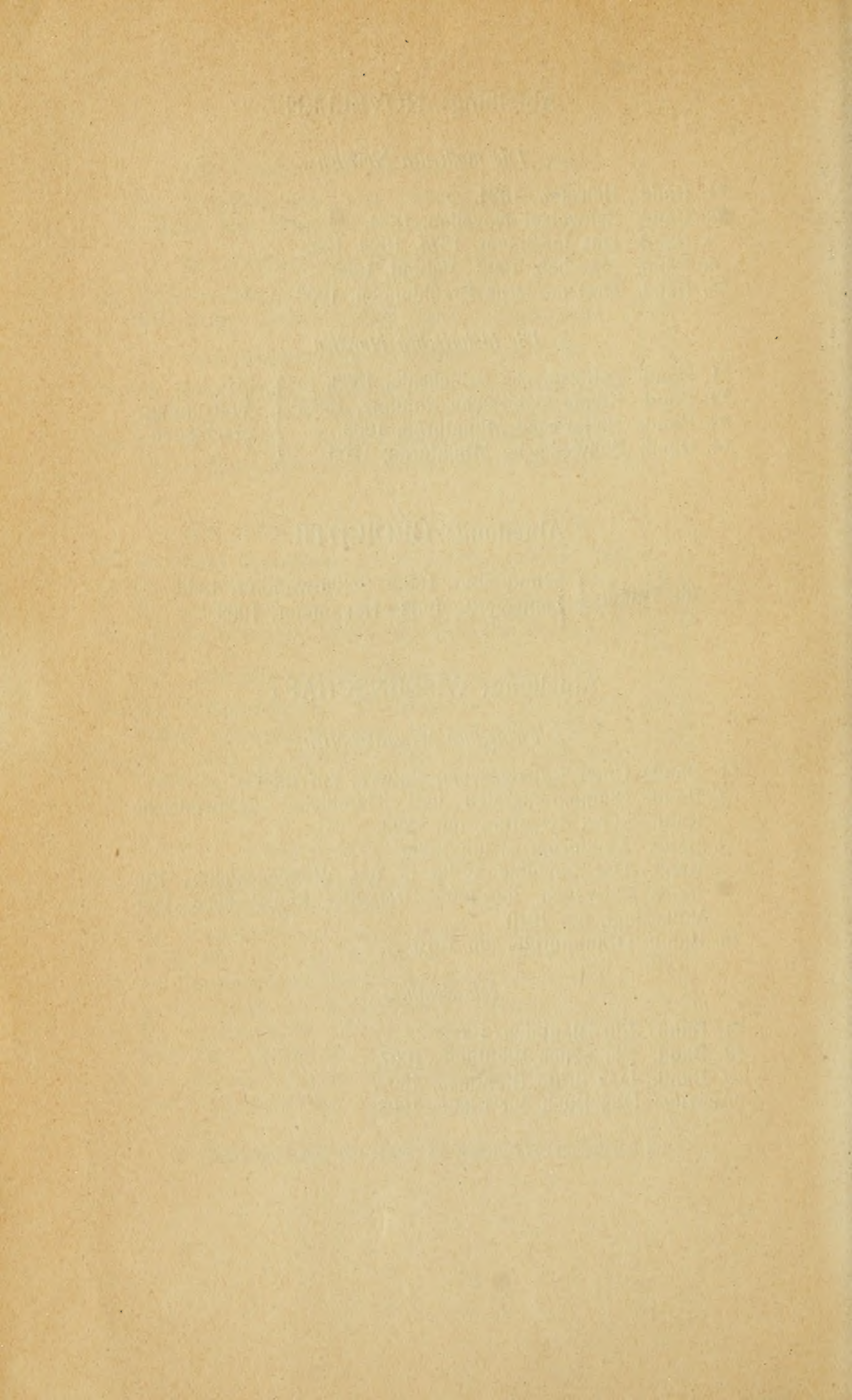
*1. Band. Unter französischen Bauern, um 1885.
2. Band. Blumenmalereien und Tierstücke, Schwedische Natur, Sylva Sylvarum, um 1890.
3. Band. Antibarbarus, um 1895.
4. Band. Der bewußte Wille in der Weltgeschichte, Ein freies Norwegen, um 1905. Religiöse Renaissance, Der Volksstaat, um 1910.
*5. Band. Dramaturgie, um 1910.

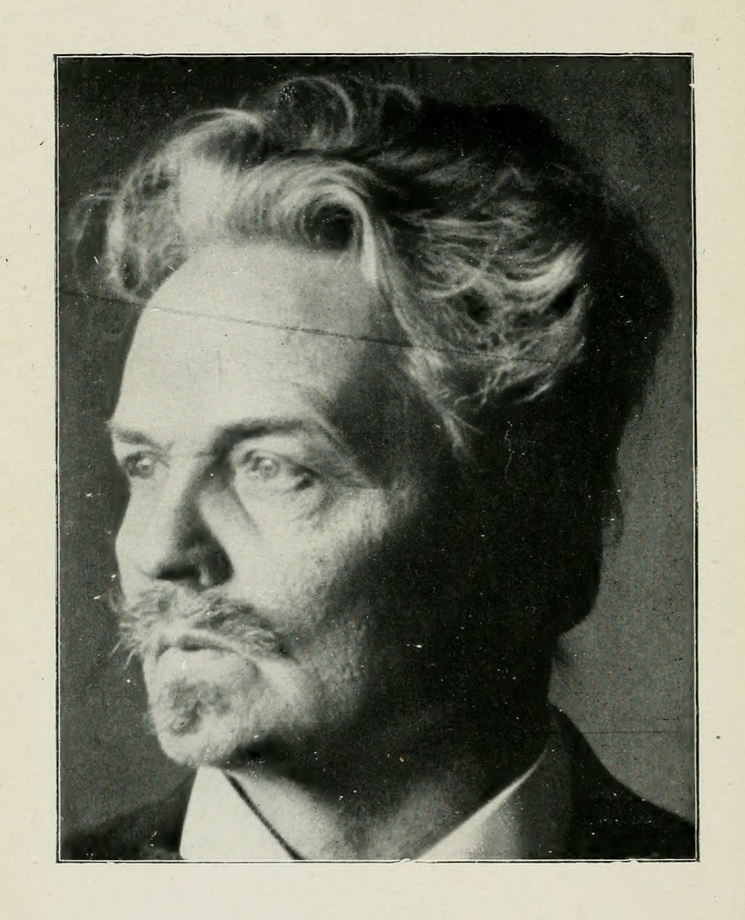
Die Synthese

*1. Band. Ein Blaubuch, 1906.
*2. Band. Ein neues Blaubuch, 1907.
3. Band. Das dritte Blaubuch, 1909.
*Auszug: Das Buch der Liebe, 1908.

---

* Im Buchhandel erschienen als Bände der Gesamtausgabe.





August Strindberg.

AUGUST STRINDBERG

HISTORISCHE MINIATUREN

VERDEUTSCHT VON
EMIL SCHERING

VIERZEHNTE AUFLAGE



MÜNCHEN UND LEIPZIG
BEI GEORG MÜLLER
1916

Deutsche Originalausgabe
gleichzeitig mit der schwedischen Ausgabe
unter Mitwirkung von Emil Schering als Übersetzer
vom Dichter selbst veranstaltet

INHALTSVERZEICHNIS



DIE EGYPTISCHE KNECHTSCHAFT



Der alte Ebenholztischler und Schatullenmacher Amram wohnte am Flussufer in einer Lehmhütte, die mit Palmenblättern gedeckt war. Dort hatte er seine Frau und seine drei Kinder. Er war gelb im Gesicht und trug einen langen Bart. In seinem Gewerbe, Elfenbein und hartes Holz zu schnitzen, sehr bewandert, diente er am Hofe Pharaos und arbeitete darum auch in den Tempeln.

Jetzt eines Morgens im Hochsommer unmittelbar vor Sonnenaufgang stieg er aus seinem Bett, sammelte sein Werkzeug in einen Sack und trat aus der Hütte heraus. Auf der Schwelle blieb er stehen und sprach, sich gen Osten wendend, ein leises Gebet. Und dann begann er die Wanderung, zwischen Fischerbuden immer dem schwarzen geborstenen Flusshügel folgend, auf dem Reiher und Tauben nach ihrem Morgenmahl sich ruhten.

Fischer Nepht, der Nachbar, besichtigte seine Netze, und legte Karpfen, Äschen und Welse in die verschieden grossen Fächer des Bootes.

Amram grüsste und wollte einige Worte zum Zeichen der Freundschaft sagen:

— Der Nil hat aufgehört zu steigen? sagte er,

— Bei zehn Ellen stehen geblieben! Das ist die Hungersnot!

— Weisst du, warum er nur fünfzehn Ellen steigen kann, Nepht?

— Weil wir sonst ertrinken würden, antwortete der Fischer einfältig.

— Ja allerdings, und das dürfen wir nicht. Der Nil hat also einen Herrn, der über den Wasserstand herrscht, und er, der das Sternengewölbe ausgemessen und den Erdboden entworfen, hat dem Wasser eine Mauer gesetzt, und diese Mauer, die wir nicht sehen, ist fünfzehn Ellen. Denn bei der großen Flut im Land unserer Väter, dem Land Ur in Chaldäa, stieg das Wasser bis fünfzehn Ellen, nicht mehr, nicht weniger.

— Ja, Nepht, ich sage wir, denn du bist von unserm Volk, wenn du auch eine andere Sprache sprichst und fremde Götter verehrst. Einen guten Morgen wünsche ich dir, Nepht, einen sehr guten Morgen!

Er verliess den beschämten Fischer, ging weiter und warf sich in die Vorstadt hinein, wo die Häuser der Bürger aus Nilziegel und Holz anfingen.

Der Handelsmann und Wechsler Eleazar öffnete eben das Ladenfenster, während sein Bursche draussen die Strasse begoss.

— Ein gesegneter Morgen, Eleazar, Vetter, grüsste Amram.

— Kann nicht sagen, antwortete der Kaufmann mürrisch. Der Nil ist stehen geblieben und beginnt zu sinken; es sind schlechte Zeiten.

— Auf schlechte Zeiten folgen gute Zeiten, das wusste unser Vater Abraham schon; und als Josef, Jakobs Sohn, die sieben magern Jahre voraussah, rief er Pharao, in die Scheunen zu sammeln...

— Mag sein, aber das ist jetzt ganz vergessen!

— Ja, du hast auch die Verheißung vergessen, die der Herr seinem Freund Abraham gab . . .

— Die vom Land Kanaan? Darauf haben wir vierhundert Jahre gewartet und jetzt sind statt dessen Abrahams Kinder Leibeigene geworden . .

— Abraham glaubte in guten und in bösen Tagen,

in Lust und in Leid, und das ward ihm zur Gerechtigkeit angerechnet.

— Ich glaube überhaupt nicht, unterbrach ihn Eleazar. Doch, ich glaube, dass es rückwärts geht, und dass ich den Laden schliessen muss, wenn es Misswachs gibt . . .

Amram ging betrübt weiter und kam zum Markt, wo er sich ein Durrabrot, ein Stück Aal und einige Zwiebeln kaufte . . .

Als die Verkäuferin das Geldstück nahm, spuckte sie darauf; als Amram Wechselgeld zurückbekam tat er es auch.

— Spuckst du auf das Geld, Hbräer, schnaubte die Hökerin.

— Man nimmt die Sitten des Landes an! erwiderte Amram.

— Antwortest du, unreiner Hund?

— Auf Anrede antworte ich; aber nicht auf Schimpfworte.

Der Hebräer ging weiter, denn es rottete sich Volk zusammen. Er traf den Barbier Enoch, und sie grüßten sich mit einem Zeichen, das die Fremdlinge erfunden und das bedeutete: Wir glauben an Abrahams Verheissung und warten geduldig in Hoffnung.

Amram erreichte schliesslich den Tempelplatz, ging durch die Allee der Sphinxe und stand vor einer kleinen Tür des linken Pylons. Er schlug siebenmal mit der Hand dagegen; ein Diener zeigte sich, nahm Amram beim Arm und führte ihn hinein. Ein junger Priester band ihm eine Binde um die Augen; und nachdem man seinen Sack untersucht hatte, fasste man den Ebenholztischler bei der Hand und führte ihn in den Tempel. Bald ging es Treppen auf, bald Treppen ab; bald gerade aus. Man wich Pfeilern aus, und Geriesel von Wasser war zu hören.

Einmal rochs nach Feuchtigkeit, ein andermal nach Weihrauch.

Schliesslich blieb man stehen, und die Binde wurde Amram von den Augen genommen. Er befand sich in einer kleinen Kammer mit bemalten Wänden, einigen Bänken und einem Schrank. Eine reich geschnitzte Tür aus Ebenholz trennte die Kammer von einem grössern Saal, der sich auf der einen Seite mit einer breiten Treppe zu einer Terrasse nach Osten öffnete.

Der Priester liess Amram allein, nachdem er ihm gezeigt, dass die Tür ausgebessert werden sollte, und ihm mit einer nicht misszuverstehenden Gebärde Schweigen und Verschwiegenheit auferlegt hatte.

Als Amram allein blieb und sich zum erstenmal innerhalb der heiligen Mauern befand, die einem Hebräer keine Ehrfurcht einflössen konnten, wurde er doch von einem gewissen Entsetzen vor all dem Geheimnisvollen ergriffen, von dem er seit seiner Jugend hatte erzählen hören. Um die Furcht vor dem Unbekannten loszuwerden, beschloss er, seine Neugier zu befriedigen, auf die Gefahr hin, hinausgewiesen zu werden, wenn er jemand traf.

Zum Schein nahm er einen Feinhobel in die Hand, als er in den grossen Saal hinaustrat.

Es war ein sehr gosser Raum. In der Mitte befand sich ein Springbrunnen aus Rosengranit, und ein Obelisk war ins Becken eingepfählt. Die Wände waren mit Gestalten in einfachen Farben bemalt, meist in rotem Ocker, aber auch gelb und schwarz.

Er zog die Sandalen aus und ging weiter in eine Galerie hinein, in der Mumiensärge gegen die Wände gelehnt waren.

Darauf trat er in einen Kuppelraum, dessen Gewölbe mit den grossen Konstellationen des nörd-

lichen Sternhimmels bemalt war. Mitten darunter stand ein Tisch, auf dem eine mit kartenähnlichen Zeichnungen bedeckte Halbkugel lag. Am Fenster stand noch ein Tisch mit einem Modell der grössten Pyramide, das auf einem Landmesserbrett mit Skala aufgestellt war. Daneben stand ein Alidad, ein Werkzeug zum Messen von Winkeln.

Hier war kein Ausgang zu sehen, nach einigem Suchen aber fand der Uneingeweihte eine Treppe aus Akazienholz, die sich in einem Eckturm hinaufwand. Amram stieg und stieg. Als er aber durch ein Guckloch hinaussah, fand er sich immer noch auf einer Höhe mit dem Dach des Kuppelsaals. Aber er stieg weiter; und als er wieder hundert Schritte gezählt hatte und durch ein Guckloch hinaussah, befand er sich in einer Höhe mit dem Boden des Kuppelsaals.

Da öffnete sich eine Brettertür und ein älterer Mann in halb pristerlichem Gewand empfing Amram mit einem Gruss wie einen bekannten, erwarteten Vorgesetzten. Als er aber einen Fremden sah, stutzte er; und die beiden Männer betrachteten einander lange, ehe sie zu Wort kommen konnten.

Amram, der sich in der unvorteilhaften Stellung des Überraschten befand, schritt zuerst zu den Kämpfen der Zunge:

— Ruben, kennst du mich nicht? Deinen Jugendfreund und Verwanten in der Verheissung?

— Amram, Jochebeths Gatte, Kehats Sohn! Ja, ich kenne dich!

— Und du hier? Seit du vor 30 Jahren aus meinem Gesichtskreis verschwandest.

— Und du?

— Ich bin hergerufen, um eine Tür auszubessern, das ist alles; und als ich allein gelassen wurde, wollte ich mich umsehen.

— Ich bin Schreiber an der Hochschule . . .

— Und opferst fremden Göttern?

— Nein, ich opfere nicht, Amram, und ich habe mir den Glauben an die Verheissung bewahrt, Amram. Ich bin in dieses Haus eingetretet, um die Geheimnise der Weisen zu erfahren und von innen die Festung öffnen zu können, die Israel gefangen hält.

— Geheimnisse? Warum soll das Höchste geheim sein?

— Weil das Volk nur das Niedrige begreift.

— Ihr glaubt ja selbst nicht an diese Tiere, die ihr heilige nennt?

— Nein, die sind nur Symbole. Sichtbare Zeichen, um das Unsichtbare zu veranschaulichen. Wir Priester und Gelehrte verehren den Einzigen, den Verborgenen, unter seiner sichtbaren Gestalt: der Sonne, die das Leben gibt und erhält. — Du erinnerst dich aus unserer Jugend, dass der Pharao Amenophis der Vierte mit Gewalt die alten Götter und die Verehrung der heiligen Tiere abschaffte. Er zog von Theben den Fluss hinab und verkündete die Lehre von einem Gott. Weisst du, wo er die Lehre her bekam? Von Israel, das sich nach Josefs Vermählung mit Anset, der Tochter des vornehmen Onpriesters, vermehrte und sogar Töchter aus den Familien der Pharaonen ehelichte. Nach Amenophis' Tod aber wurde alles wiederhergestellt, die Residenz nach Theben zurückverlegt, und die alten Götter wieder hervorgeholt, alles des Volkes wegen.

— Und ihr fahrt fort, den Einzigen, den Verborgenen, den Ewigen zu verehren?

— Das tun wir!

— Ist denn euer Gott nicht derselbe wie Abrahams, Isaaks und Jakobs Gott?

— Wahrscheinlich, da es doch nur einen gibt!

— Seltsam ist es! Warum aber verfolgt ihr dann die Hebräer?

— Fremde Völker pflegen einander nicht zu lieben. Du weisst, dass unser Pharao eben die Syrer bekriegt hat, das Chetavolk.

— Im Land Kanaan und Umgebung, im Land unsrer Väter und der Verheissung! Siehst du, der Herr Zebaoth, unser Gott, sendet ihn, unserm Volk den Weg zu bahnen.

— Glaubt du noch an die Verheissung?

— So gewiss wie der Herr lebt! Und mir ist gesagt, dass die Zeit bald erfüllt ist, da wir die Knechtschaft verlassen und ins gelobte Land wandern werden.

Der Schreiber antwortete nicht, aber sein Antlitz drückte sowohl Zweifel an Amrams Angabe aus wie die Gewissheit von etwas ganz anderm, das bald eintreffen würde.

Amram, der sich durch keinerlei Aufklärungen in seinem Glauben erschüttern lassen wollte, liess das Thema fallen und sprach von etwas Anderm, Gleichgültigen.

— Das ist eine seltsame Treppe.

— Ein Aufzug ist es und keine Treppe.

Amram warf einen Blick zum Kuppeldach hinauf und fand einen neuen Haken, an dem er das Gespräch, das er nicht lassen wollte, festhalten konnte.

— Ist das der Himmel? fragte er.

— Das ist der Himmel.

— Und seine Geheimnisse?

— Ach die Geheimnisse? Für jeden, der sie begreifen kann, sind sie zugänglich.

— Sag sie in wenigen Worten!

— Die Sternkunde ist nicht mein Gebiet und wenig weiss ich, aber dennoch und in wenigen Worten. Das Gewölbe, das dort hängt, ist der

Himmel; das Brett, das dort auf dem Tisch liegt, ist die Erde. Nun sprechen die Weisen so: Im Anfang ruhten Erde, Sibu, und Himmel, Nuit, neben einander. Das bedeutet: Sie waren eins! Aber die Gottheit der Luft und des Sonnenlichts, Shu, hob den Himmel und setzte ihn als ein Gewölbe über die Erde. Die festen Sternbilder, die wir kennen, bilden also gleichsam einen Abdruck, ein Wachssiegel von der Erde; und wenn die Gelehrten in den Sternen lesen, können sie die unbekannten Gegenden unsrer Erde erforschen. Sieh die Sternbilder an, die du kennst. Im Norden der grosse Bär, im Süden zu einer gewissen Jahreszeit der Jäger (Orion) mit seinen vier Sternen im Viereck und seinen drei mitten darin. Diese drei nennen wir Hebräer Jakobs Stab, und durch den obersten von diesen geht der Himmelsgleicher oder Äquator, der dem Erdgleicher entspricht, wo unser Nil seine Quellen haben soll. Nun kennst du auch das uns so liebe Sternbild Der Fluss (Nil). Sieh, wie der vom Jäger (Orion) fliesst, sich am Himmel in ebenso vielen Windungen krümmt, wie der Nil hier auf der Erde. Also: Wer die verborgenen Geheimnisse der Erde wissen will, soll sie vom Himmel lernen. Unsere Gelehrten kennen nur die Länder, die gegen Sonnenaufgang liegen; die Gegenden aber, die im Norden unter dem grossen Bären ruhen, sind uns unbekannt, wie die Länder, die gegen Sonnenuntergang liegen. Aber es hat den Anschein, als seien die Länder des Bären zu grossen Aufgaben bestimmt. Vier und drei sind ihre Zahlen, wie die des Jägers. Drei ist das Göttliche mit seinen Attributen, vier ist das Vollkommene in der Möglichkeit; drei und vier bilden die wunderbare Zahl sieben. Den Menschen opfert man in der ungeraden Zahl, drei, den Göttern in der geraden Zahl, vier.

Das ist ungefähr, was ich im Vorbeigehen von den Geheimnissen des Himmels begriffen habe. Willst du jetzt einige von den entsprechenden der Erde erfahren, so lass uns unsere Pharaonengräber betrachten, die, abgesehen von dem sichtbaren Zweck, Gräber zu sein, auch eine geheime Aufgabe besitzen, nämlich die, in Zahlen und Massen zu verbergen, was die Weisen über Sibus und Nuits gegenseitige Beziehungen haben erforschen können. Zuerst dies: Das Pharaonengrab oder die Pyramide arbeitet mit den Zahlen vier und drei: die Grundfläche mit vier, die Seiten mit drei. Das war ja eins von den Geheimnissen des Himmels. Aber die Grundfläche der grossen Pyramide ist 365 heilige Ellen breit. Da hast du die 365 Tage des grossen Jahres. Aber die dreizahlige Seite der Pyramide ist 186 Grossellen oder ein Stadion lang. Da siehst du, wo das Wegemass hergenommen ist. Vervielfältigst du die Breite der Grundfläche mit der Zahl 500, die ungefähr die doppelte Breite in Grossellen ist, erhältst du eine Länge, die gleich $^1/_{360}$ des ganzen Kreises ist, den die Sonne in einem Jahr wandert, da 360 die Tage des kleinen Jahres sind. Diese Länge entspricht vier Zeitminuten, und die Erdbewohner, die einen Grad westlich von uns wohnen, sehen die Sonne vier Zeitminuten später aufgehen als wir . . . Mehr weiss ich nicht von Zahlen und Massen! Willst du weiteres erfahren, zum Beispiel, warum die Seiten der Pyramide 51 Grad geneigt sind, so musst du Sternkundige fragen. Die Treppe zur Grabkammer hat dagegen einen Winkel von 27 Grad: der entspricht dem Unterschied zwischen der Neigung der Weltachse und der Erdachse.

Amram hatte mit besonderer Aufmerksamkeit des gelehrten Schreibers Erklärung der Pharaonengräber angehört, und wenn Ruben Zahlen nannte,

lauschte er und schloss die Augen, als wolle er sich etwas genau merken. Schließlich griff er ein und nahm selbst das Wort:

— Du erwähntest zuletzt 27 Grad. Gut! Das ist nicht die Neigung der Weltachse, sondern des Mittelpunkts, der Milchstrasse, die wahrscheinlich die eigentliche Weltachse ist und 27 Grad nördlich vom Äquator liegt, während die Neigung der Erdachse gegen die Sonnenbahn 23 Grad ist. Aber du hast die dritte Pyramide vergessen, die des Menkheres, deren Grundfläche eine Breite von 107 Grossellen hat. Diese Zahl 107 ist im Weltall drei- oder fünfmal wiederzufinden. Denn 107 Sonnen haben zwischen Erde und Sonne Platz; 107 ist die Entfernung des Planeten Venus von der Sonne; 107 ist die Entfernung des Jupiters von der Sonne, ausgedrückt in Einheiten oder deren Vielheit.

Ruben stutzte.

— Was? Wo hast du das her? Hier lässt du mich stehen und hältst mich zum Narren! Wo hast du das gelernt?

— Von unern Ältesten und Weisen, welche die Erinnerungen an die Heimat Ur in Chaldäa bewahrt haben. Ihr verachtet Assur, ihr Männer von Egypten, denn ihr glaubt, der Nil sei der Mittelpunkt der Erde. Aber es gibt viele Mittelpunkte im Unendlichen. Hinter Assur am Euphrat und Tigris liegt ein anderes Land an einem anderen Fluss, und das Land heisst Siebenflussland, weil dessen Flüsse auch in sieben Armen wie der Nil münden.

— Der Nil hat sieben Arme. Du hast recht, wie der siebenarmige Leuchter . . .

— Der das Licht der Welt bedeutet, das von jedem Land leuchten soll, wo ein Fluss sich spaltet, um ins Weltmeer zu münden. Die Flüsse, siehst du, sind die Blutgefässe der Erde, und wie diese führen

sie abwechselnd blaues Blut und rotes; so hat unser Land seinen blauen Nil und seinen blutroten. Der blaue ist giftig wie das dunkle Blut, und der rote ist fruchttragend, lebengebend wie das rote Blut. So hat alles Geschaffene seine Gegenstücke oben im Himmel und unten auf der Erde, denn alles ist eins, und der Herr des Alls ist einer, ein und derselbe!

Ruben schwieg und lauschte:

— Sprich weiter! sagte er scliesslich.

Amram fuhr also fort:

— Die Pharaonengräber sind auch aus der Erde gewachsen, auf der sie ruhen. Die erste oder grosse Pyramide ist nach dem Vorbild des Meersalzes geschaffen, wenn es in der Sonnenwärme gerinnt. Könntest du durch einen Tautropfen in einen Salzstein hineinsehen, so fändest du ihn aufgebaut aus einer unendlichen Menge Quadersteinen wie die grosse Pyramide. Wenn du aber Alaunlauge zu Stein gerinnen läßt, so wirst du ein ganzes Feld von Pyramiden sehen. Alaun ist das Salz des Lehms. Da hast du das Salz der Erde und des Meers! — Aber es gibt noch eine andere Art Pyramiden, deren Spitze abgestutzt ist. Das ist die Urform des Schwefels, wenn er aus dem Kalk wächst. Nun haben wir Wasser, Erde und Kalk mit seinem Feuerstein. Doch es gibt noch eine dritte Art Pyramiden, bei denen sind die Ecken abgestutzt, und die gleichen dem geronnenen Kiesel oder Bergkristall. Da hast du den Berggrund. Nun soll man bei genauerer Untersuchung des Nilschlamms alle diese Formen und Urstoffe wiederfinden: Lehm, Salz, Schwefel und Kiesel. Darum ist der Nil das Blut der Erde. Und die Berge sind das Fleisch, nicht die Knochen.

Ruben, der jetzt Phater genannt wurde, hatte Amram mit Entsetzen und Bewunderung betrachtet;

und erst als dieser schwieg, öffnete Ruben seinen Mund wieder:

— Du bist nicht Ebenholztischler und Schatullenmacher, du bist nicht Amram.

— Ich bin alllerdings Ebenholztischler und Schatullenmacher, aber ich bin auch aus Israels Priestertum. Ich bin Kehats Sohn, der war Levis Sohn, der war Jakobs Sohn, der war Isaaks Sohn, der war Abrahams Sohn. Ich bin Levit und Jochebeths Gatte. Mirjam und Aron sind meine geborenen Kinder, das ungeborene erwarte ich. — Jetzt kehre ich zu meiner Arbeit zurück; begleite mich!

Phater ging voran, schlug aber einen andern Weg ein als den, welchen Amram gekommen war. Als sie an einer offenen Tür vorbeikamen, die in einen grossen Saal mit Büchergestellen führte, blieb Amram neugierig stehen und wollte eintreten, um die vielen Bücher anzusehen. Phater aber hielt ihn am Rock zurück.

— Geh nicht hinein! Dort sind lauter Hinterhalte und Schlingen. Der Buchhüter sitzt mitten im Saal versteckt und bewacht neidisch die Schätze. Er hat den Boden aus trocknen Weidenruten legen lassen, die schreien, wenn man auf sie tritt. Er hört, wenn jemand sich einschleicht, und er hört, wenn ein Schreiber die verbotenen Bücher besucht; er ist ein Zauberer! Er hat uns gehört, und — er tastet. Fühlst du nicht, wie eine kalte Schlangenzunge deine Backe, deine Stirn, dein Augenlid berührt?

— Wahrhaftig!

— Er ists, der die Finger seiner Seele ausstreckt, wie wir unsern Arm! Jetzt aber schneide ich seinen Fühler, der uns untersuchen will, ab.

Er nahm ein Messer und machte vor ihnen einen Schnitt durch die Luft.

Amram hatte ein Gefühl von Wärme, und im selben Augenblick sah er eine grosse Natter sich im Todeskampf auf dem Boden winden.

— Ihr übt Schwarzkunst hier? sagte er.

— Wusstest du das nicht?

— Ich habe es nicht erwartet!

In diesem Augenblick war es, als öffnete sich die Wand und eine feuchte Mauer aus Nilschlamm zeigte sich, wo Krokodile und Schlangen sich umeinander wanden, während ein Flusspferd drohend mit den Vorderfüssen trampelte.

Amram erschrak, Phater aber holte ein Amulett in Form einer Skarabäe hervor, und die wie einen Schild haltend, ging er mitten durch die Schrecken, die sich wie Rauch auflösten, während Amram ihm folgte.

— Er verdreht einem nur das Gesicht, der schwarze Mann, sagte Phater.

Und als er mit der Hand fächelte, verdunstete der ganze Anblick.

Jetzt standen sie wieder im ersten Saal, und auf den Nilmesser zeigend, sagte Amram:

— Hungersnot!

— Daran ist nicht zu zweifeln! Deshalb sollen alle überflüssigen Mäuler gestopft werden . . .

— Was . . .

Phater hat sich versprochen und merkte es.

— Ich meine, fuhr er fort, Pharao muss darauf bedacht sein, Korn zu schaffen.

— Er könnte jetzt einen Josef gebrauchen.

— Wozu? fiel Phater ein, heftiger als er wollte. Weisst du nicht, dass Josef, Jakobs Sohn, die Egypter zu Leibeigenen unter Pharao machte? Eure Urkunden, unsere Urkunden, erzählen, dass er den Bauern ihr Land als Pfand für die Hilfe während

der sieben magern Jahre nahm, und dass dadurch Pharao allein Besitzer des Grundes und Bodens von Egypten wurde.

-- Du bist nicht Ruben, du bist Phater der egyptische Mann, denn wärst du von Israel, hättest du nicht so gesprochen! Unsere Wege trennen sich! Ich gehe an meine Arbeit!

Amram begann Hand an die Tür zu legen, und Phater glitt in die Schatten der Pfeiler hinaus und verschwand. Amram aber sah an seinem gekrümmten Rücken, daß er sich mit bösen Anschlägen trug.

Als Amram am Abend nach Haus kam, hatte seine Frau ein Knäblein geboren. Das war wie andere kräftige Kinder, schrie aber nicht; und es wurde nach dem Bad in leinene Kleider gehüllt und in den dunkelsten Winkel der Hütte gelegt

Am folgenden Morgen vor Sonnenaufgang ging Amram wieder an seine Arbeit in den Sonnentempel und wurde mit verbundenen Augen in die Kammer geführt; dort liess man ihn allein, ohne einen Rat oder eine Warnung über die Aufführung, die er zu beobachten habe.

Diese Sorglosigkeit erschien ihm als Gleichgültigkeit und deutete auf allgemeine Schlaffheit im Tempeldienst. Darum ging er wieder in den Pfeilersaal. Sah mit Unruhe am Nilmesser, wie das Wasser gesunken war. Also keine Hoffnung auf die fünfzehn Ellen, welche die Erde für die Ernte des Jahres verlangte.

Er trat weiter auf die Terrasse hinaus gegen Sonnenaufgang und kam unter einen offenen Pfeilergang. Ehe er aber weiter ging, traf er die Vorsichtsmassregel, kleine Stücke Papyrus als Wegweiser für die Rückkehr fallen zu lassen.

Er ging über die Höfe, die eng wie Brunnen waren, hütete sich aber vor Treppen; die gestrige Erfahrung hatte ihn gewarnt.

Schliesslich befand er sich in einem Pfeilerwald, in dem die Baumkrone von Lotusknospen gebildet wurden, und als er lauschte strich es dahin wie ein

leiser Gesang von Kinderstimmen oben vom Dach. Als er das Ohr an einen Pfeiler legte, hörte er es stärker, wie klingende Musik von Zither und Harfe. Das war ja die Sonne, das wusste er, die bereits die Dachsteine erwärmt hatte und eben jetzt aufgehen wollte.

Er tat einige Schritte vorwärts, und da auf einmal öffnete sich eine Terrasse mit einem Opferaltar. Die Terrasse senkte sich mit einer Sphinxtreppe zum Fluss hinunter, und die ganze Talsenkung öffnete sich, im Osten von der Bergkette am Roten Meer begrenzt.

Am Altar stand ein Priester in weissleinenem Gewand mit Purpursäumen. Er hatte die Arme gegen den Himmel erhoben und stand unbeweglich. Die Hände waren ganz weiss, da das Blut in die Arme gesunken war, und das Gesicht des alten Mannes schien sich zu spannen von der Kraft, die er von oben mit den Händen holte. Zuweilen zuckte es im Körper, als durcheilten ihn Ströme von Feuer. Er war still und schaute gen Osten.

Da schob sich ein glänzender Rand der Sonnenscheibe über den Gebirgskamm, und die weissen Hände des Priesters wurden durchsichtig rosenrot wie sein Gesicht. Und er öffnete seinen Mund und sprach:

-- Sonnengott, Herrscher des Strahlenglanzes, sei gepriesen am Morgen, wenn du aufgehst, und am Abend, wenn du untergehst! Ich rufe dich an, Herr der Ewigkeit, du Sonne beider Horizonte, du Schöpfer, der du dich selbst geschaffen hast. Alle Götter jubeln auf, wenn sie dich schauen, König des Himmels; ich werde von neuem jung, wenn ich deine Schönheit sehe. Heil dir, wenn du zum Land des Lebens gehst, du Vater der Götter!

Er schwieg und blieb stehen, die Arme gegen die Sonne gestreckt, als sauge er Wärme aus ihr.

Da war im Pfeilerwald ein Gerassel von Waffen zu hören, das gleich wieder verstummte, und unmittelbar darauf erschien ein stattlicher Mann, bartlos, in Gold und Purpur gekleidet. Sein Gang war lautlos wie der eines Panthers, und er schien über den Boden zu schweben; der Boden spiegelte sein Bild, das ihm folgte: ein heller Schatten, auf dem er dahin ging.

Als er auf die Terrasse hinausgekommen war, gab die Sonne ihm einen dunklen Riesenschatten, der wie ein Teppich hinter ihm lag.

— Schon im Gebet, du Weisester unter den Weisen, begrüsste Pharao den Oberpriester.

— Mein Herrscher hat mich gerufen, dein Diener hat gehorcht. Mein Herrscher ist in sein Land zurückgekehrt nach langen und ehrenreichen Siegeszügen in fernen fremden Gegenden. Dein Diener grüsst Pharao auf seinem Angesicht.

Pharao setzte sich auf einen Thronsessel, das Gesicht der aufgehenden Sonne zugewandt, und begann zu sprechen wie einer, der seine Gedanken ordnen will.

— Meine Wagen sind über die rote Erde Syriens dahingerollt; meine Pferde haben die Heerstrassen von Babylon und Ninive getreten; ich bin über Euphrat und Tigris gegangen und durch das Land zwischen den beiden Strömen gezogen; ich bin zu dem Land der fünf Flüsse gekommen und habe die sieben in der Ferne gesehen, wo das Seidenland beginnt, um sich bis Sonnenaufgang zu erstrecken; ich bin auf meinen Spuren umgekehrt und habe meine Schritte nach Norden gelenkt, nach Skythien und Kolchis. Wohin ich kam, hörte ich Gemurmel

und sah ich Bewegung. Die Völker sind erwacht; in den Tempeln weissagte man die Rückkehr der Götter; denn die Menschen waren allein gelassen worden, ihre Geschäfte zu besorgen und ihre Geschicke zu lenken; sie hatten sie aber schlecht besorgt und übel gelenkt. Recht war Unrecht geworden und Wahrheit Lüge; die ganze Erde seufzte nach Erlösung. Schliesslich erreichten die Gebete den Thron, den Thron des Allerbarmers. Und nun verkünden die Weisen, die Milden, die Heiligen in allen Zungen die frohe Botshaft: die Götter kommen wieder! Kommen wieder um den Menschenkindern ordnen zu helfen, was sie verwirrt haben; Gesetze zu geben und das Recht zu schirmen. Diese Botschaft bringe ich als Siegesbeute heim, und du Weisester unter den Weisen sollst sie zuerst von deinem Herrscher empfangen!

-- Du hörst, Herr Pharao, was über den ganzen Erdkreis gesprochen wird; dein Auge schaut weiter als die Sterne des Himmels, sieht ferner als das Auge der Sonne!

-- Und doch, was die Götter mir im Traum zu hören gegeben, hat mein Ohr begriffen, mein Verstand aber nicht. Deute mir den Traum!

-- Sag ihn, Herrscher!

-- Nichts sah ich, aber ich hörte eine Stimme, als der Schlaf das Licht meiner Augen gelöscht hatte. Und die sprach im Dunkel und sagte: „Die rote Erde wird sich über alle Länder der Welt verbreiten, die schwarze aber wird verrinnen, wie der Sand am Meer.“

-- Schwer zu deuten ist der Traum meines Herrschers nicht, aber nichts Gutes verkündet er.

-- Deute ihn!

-- Wohlan! Die rote Erde ist Syrien, das weisst du, Herr; Syrien, wo das elende Chetavolk wohnt,

ist das Erbland der Hebräer, Kanaan. Die schwarze Erde ist die des Nils, Egypten, dein Land, Herr?

— Wieder die Hebräer, immer die Hebräer. Die Jahrhunderte sind geflohen, seit dieses Volk in unser Land eingewandert ist. Sie haben sich vermehrt, ohne uns zu beunruhigen. Ich liebe sie nicht, hasse sie auch nicht; jetzt aber fürchte ich sie. Arbeiten haben sie müssen, zuletzt schwerer als je, aber sie murren nicht; geduldig sind sie, als erwarteten sie etwas Gewisses, das kommen wird.

— Lass sie los, Herr!

— Nein, dann gehen sie und gründen ein eigenes Reich.

— Lass sie!

— Nein, ich will sie vernichten!

— Lass sie!

— Gewiss, ich werde sie vernichten!

— Aber der Traum, Herr?

— Den deute ich als eine Warnung und Mahnung.

— Nicht als Voraussage des unvermeidlich Kommenden?

— Nein, als eine Warnung und Mahnung.

— Rühr nicht an das Volk, Herr, denn ihr Gott ist stärker als unserer!

— Ihr Gott ist der der Chaldäer. Unsere Götter mögen kämpfen! — Ich habe gesprochen, du hast gehört; ich füge nichts hinzu und nehme nichts davon.

— Herr, du siehst eine Sonne am Himmel und du glaubst, dass sie über allen Völkern scheint; glaubst du nicht, dass der Herr des Himmels ein und derselbe ist, der über die Schicksale aller Völker herrscht?

— Es müsste so sein! Aber über dieses Land hat

der Herr des Himmels mich zum Lenker gesetzt, und nun lenke ich.

-- Du lenkst, Herr, aber du herrschst nicht über Wetter und Wind; du kannst das Wasser des Nils nicht um einen Zoll erhöhen, und du kannst nicht hindern, dass wir dieses Jahr wieder Misswachs bekommen.

-- Misswachs? Was sagt der Nilmesser?

-- Herr, die Sonne ist ins Zeichen der Wage getreten, und das Wasser sinkt bereits. Das ist die Hungersnot!

-- Da werde ich ausroden alle unnützen und fremden Münder, die den Landeskindern das Brot fortnemen. Ich will die Hebräer vernichten.

-- Lass sie frei, Herr!

-- Ich will die Hebammen rufen, und alle Knäblein, die von einem hebräischen Weib geboren werden, umbringen lassen. Ich habe gesprochen; jetzt handle ich!

Pharao stand vom Stuhl auf und ging, schneller als er gekommen war, und Amram kehrte auf seinen Spuren zurück, fand aber nicht mehr als ein Papyrusstück.

Da blieb er stehen und fürchtete sich sehr, denn er konnte seinen Weg nicht finden.

Die Sonne war gestiegen und es spielte nicht mehr im Pfeilerwald, sondern dort war es still geworden. Nachdem er eine Weile gelauscht hatte, begann Amram dieses verdichtete Schweigen zu vernehmen, das ein Lauschender von sich gibt; oder Kinder, die etwas Unerlaubtes tun und sich nicht verraten wollen. Er fühlte, dass jemand in der Nähe war und dass dieser verborgen sein wollte, aber doch seine Gedanken auf ihn richtete.

Um Gewissheit zu erhalten, ging Amram nach der

Seite, auf der das Schweigen am dichtesten war. Und siehe, hinter einem Pfeiler stand Phater, der nicht einen Schimmer von Verlegenheit zeigte, sondern nur seine offene Hand ausstreckte, in der alle Papyrusstücke lagen, die Amram ausgestreut hatte.

-- Du musst nicht Papierstücke auf den Boden legen, sagte Phater mit einem unbeschreiblichen Lächeln. Ja, werde nicht zornig, ich will dir nur wohl! Denn jetzt wirst du mir folgen und nicht an deine Arbeit zurückkehren, die nur eine Schlinge war, denn man steht dir nach dem Leben. Du musst in dein Haus zurückkehren und für dein neugeborenes Kind sorgen, dass es nicht umgebracht wird. Siehst du, daß Ruben-Phater ein wahrer Israelit ist, wenn dus ihm auch nicht glauben wolltest!

Und Amram folgte ihm und kam hinaus und kam heim.

Jochebeth ging in Pharaos Garten umher und begoss Kürbisse. Sie ging mit ihrem Eimer zwischen der Wassertür am Fluss und dem Kürbisbeet hin und her. Zuweilen aber ging sie durch die Tür hinaus und blieb eine Weie fort.

Mirjam, die Tochter, ästete die Weinstöcke an der Gartenmauer, schien ihre Aufmerksamkeit aber mehr nach dem grossen Gang zu richten, der zum Sommerpalast der Prinzessinnen hinauf führte. Ihr Kopf bewegte sich wie das Laub des Palmbaums, wenn der Wind hindurchzieht, hierhin und dorthin, zwischen der Wassertür und dem grossen Gang, während die Hände die Arbeit ausführten.

Als die Mutter verzog, ging sie von der Mauer zur Tür hinunter, und auf den niedrigen Strand hinaus, wo die Binse in einem schwachen südlichen Wind schaukelte. Ein Steinschmätzer der Wüste sass auf einem Strandstein und wippte mit dem Schwanz, flatterte mit den Schwingen, als wollte er etwas zeigen, das er erspäht; und er schwatzte und schnatterte über etwas Ungewöhnliches in den Binsen. Hoch oben in der Luft schwebte ein Weih in Schraubenlinien, mit dem Kopf nach dem Boden spähend.

Mirjam brach Lotusknospen ab und warf sie nach dem Steinschmätzer, der ein Stück weiter flog, aber immer mit dem Schnabel nach der Binse zeigte.

Das Mädchen schürzte sich, stieg ins Wasser hinein, und nun sah sie die Mutter im Papyruswald

stehen, bis zur Mitte verdeckt, sich über einen Binsenkorb beugen und einem kleinen Kind ihre linke Brust geben.

— Mutter, flüsterte Mirjam, Pharaos Tochter nähert sich; sie kommt, um im Fluss zu baden.

— Herr, Gott Israels, erbarm dich über mein Kind.

— Hast du dem Knaben genug zu trinken gegeben, so beeile dich, komm!

Die Mutter beugte sich wie ein Gewölbe über das Kind; ihr Haar hing wie ein Mückennetz herab, und zwei Tränen fielen aus ihren Augen auf die ausgestreckten Hände des Kleinen. Dann erhob sich die Mutter, steckte eine süsse Dattel in den Mund des Kindes, machte sacht den Deckel zu, murmelte einen Segen und stieg aus dem Wasser.

Eine schwache Brise vom Land schaukelte die Binsen und das Wasser kräuselte sich.

— Der Korb schwimmt, sagte sie, aber der Fluss fliesst dahin, er ist rot von Blut und dick wie Rahm! Herr, Gott Israel, erbarme dich!

— Das wird er, antwortete Mirjam, wie er sich erbarmt hat über unsern Vater Abraham, der die Verheissung bekam, weil er gehorchte und glaubte: „Durch deinen Samen sollen alle Völker auf Erden gesegnet werden.“

— Und nun schlägt er alle Erstgeburt . . .

— Deinen Sohn nicht!

— Noch nicht!

— Bete und hoffe!

— Was? Dass die Untiere des Flusses ihn nicht fressen, dass die Wellen des Flusses ihn nicht verschlingen, dass die Henker Pharaos ihn nicht töten. Das ist die Hoffnung!

— Die Verheissung ist grösser und sie lebt: „Dein Same soll besitzen die Tore seiner Feinde!“

— Und dann ist Amram, dein Vater geflohen . . .

— Nach Ramses und Pithom, wo unser Volk beim Bau front; dahin ist er gegangen, zu warnen und zu mahnen! Wohl hat er getan. — Still, Pharaos Tochter kommt!

— Sie kann doch nicht im Blut unseres Kindes baden.

— Sie kommt jedoch! Aber sie ist die Freundin der armen Hebräer, fürchte dich nicht!

— Sie ist ihres Vaters Tochter!

— Die Egypter sind unsere Geschwisterkinder, Hams Nachkommen sind sie, Sems wir! Sem und Ham waren Brüder!

— Aber Ham ward verbannt von seinem Vater Noah, und Kanaan war Hams Sohn.

— Aber Noah sagte: Gelobt sei der Herr, Sems Gott, und Kanaan sei sein Knecht. Hast du gehört? Sem erhielt die Verheissung, und Sems sind wir.

— Herr Zebaoth, steh uns bei, der Korb treibt mit dem Wind! Er treibt gen das Badehaus, und der Geier dort oben in der Luft . . .

— Das ist ein Weih, Mutter!

Jochebeth lief am Ufer auf und ab, wie ein verlassener Hund, sie schlug sich die Brust und sie weinte grosse schwere Tränen.

Schritte und Stimmen waren zu hören.

— Pharaos Tochter ist vor uns.

— Der Herr, der Gott Israels, ist über uns.

Die beiden Frauen versteckten sich im Schilf und Pharaos Tochter erschien mit ihren Sklavinnen in der Wassertür.

Sie trat auf die Brücke zum Badehaus, das eine Hütte aus gefärbtem Kamelhaar war und von Pfählen im Flussgrund zusammengehalten wurde.

Aber der Korb trieb bis an die Brücke und erregte die Neugier der Prinzessin. Sie blieb stehen

und wartete. Jochebeth und Mirjam konnten des Windes wegen nicht hören, was sie sagte, aber sie sahen an ihren ruhigen Bewegungen, dass sie von den seltsamen Gaben des Flusses eine Zerstreuung erwartete.

Jetzt schickte sie eine Sklavin ans Ufer. Die lief und brach ein langes Rohr ab, das sie ihrer Herrin überreichte. Diese fischte nach dem Korb und brachte ihn bis an die Brücke. Sie beugte sich nieder, fiel auf die Knie. Jetzt öffnete sie den Deckel. Jochebeth sah die beiden kleinen Arme sich in die Höhe strecken. Die Prinzessin lachte laut und wandte sich zu den Frauen. Sie sagte etwas, das Freude ausdrückte, und dann hob sie das Kind auf, das sofort an ihren jungfräulichen Busen kroch und in dem weissen Hemd herumtastete. Da küsste die Prinzessin das kleine Kind und drückte es an ihre Brust, erhob sich und wandte sich nach dem Ufer um.

Mirjam, die jetzt alle Furcht verloren hatte, trat vor und warf ich auf ihr Angesicht.

— Siehst du, ich habe ein kleines Kind bekommen, Mirjam, sagte die Prinzessin, die Temma hiess. Ich habe es vom Nil bekommen, und darum ist es ein Götterkind. Jetzt aber musst du eine Amme schaffen.

— Wo soll ich eine solche finden, hohe Herrscherin?

— Such! Aber vor Abend musst du gefunden haben! Vergiss jedoch nicht, dass es mein Kind ist, da ich es aus dem Wasser gezogen habe. Da habe ich ihm seinen Namen gegeben, und Moses soll er heissen. Und ich will ihn erziehen, dass er ein Mann nach unserm Sinne werde! Geh in Frieden und such mir eine Amme!

Pharaos Tochter ging mit dem Kind zum Palast

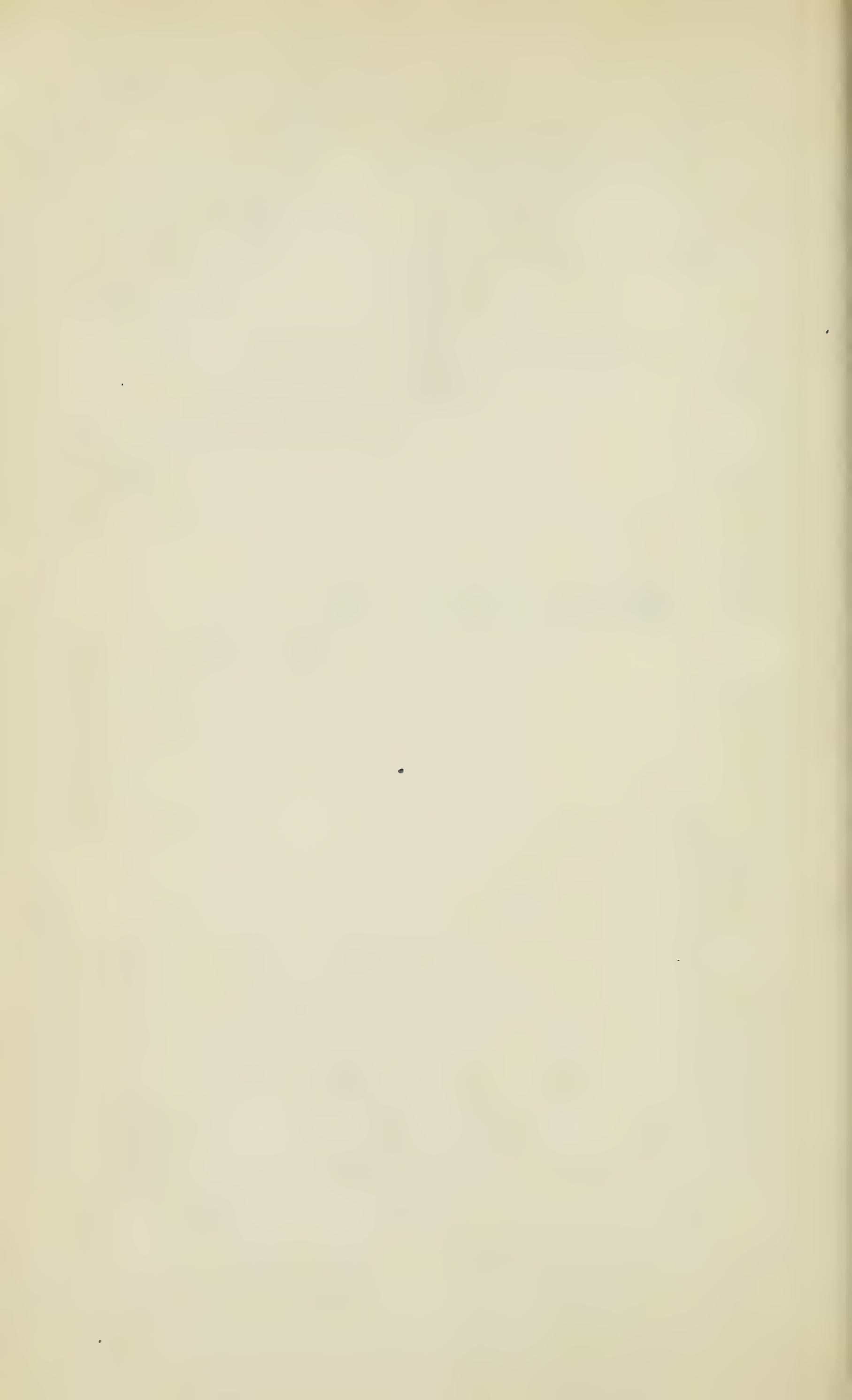
hinauf, und Mirjam suchte ihre Mutter im Schilf, wo sie gehört hatte, was Pharaos Tochter gesagt und beschlossen.

— Mutter, Pharaos Tochter wird Amrams und Jochebeths Sohn erziehen! Hams Kinder werden denen Sems dienen. Gelobt sei der Herr, Sems Gott! — Jetzt glaubst du an die Verheissung, Mutter!

— Jetzt glaube ich, und gelobt sei der Gott für seine grosse Barmherzigkeit!



DER HALBKREIS VON ATHEN



Nach einem warmen Tag begann die Sonne zu sinken, und der Markt lag bereits im Schatten. Der Schatten erhob sich und stieg die Akropolis hinauf, auf der Pallas' Schild noch glänzte als das Schutzwappen der Stadt.

Vor dem bunten Pfeilergang war eine Gruppe von Männern zu sehen, die sich vor dem weissen Marmorsofa versammelt hatten, dem Halbkreis, Hemicyklion; sie schienen auf jemand zu warten, um sich setzen zu können.

Darunter waren stattliche Männer und schöne, aber es war auch ein ungewöhnlich hässlicher dabei, um den die andern sich jedoch zu drängen schienen. Sein Gesicht konnte das eines Sklaven oder eines Satyrs sein, und es gab Athener, die in diesem Antlitz alle Laster und Verbrechen lasen. Darauf soll der hässliche Mann geantwortet haben: „Gegen was alles hat Sokrates zu kämpfen gehabt, denn er ist weder lasterhaft noch ein Verbrecher!"

Es war nämlich Sokrates, von der ganzen Bevölkerung Athens gekannt als ein Sonderling, der da auf Strassen und Märkten, in Kneipen und Mädchenhäusern philosophierte. Er scheute keine Gesellschaft und verkehrte mit dem Oberhaupt der Stadt, Perikles, ebenso intim wie mit dem liederlichen Alkibiades; er setzte sich zu Tisch mit Krämern und Handwerkern, trank mit Seeleuten im Piräus und wohnte selbst mit seiner Familie in der Vorstadt Kerameikos. Wenn man fragte, warum Sokrates immer unterwegs sei, antworteten seine Freunde, „er habe es nicht gut zu Hause". Und

fragten seine bessern Freunde, wie er mit Seeleuten und Zollbeamten verkehren könne, antwortete Sokrates selbst: „Es sind ja Menschen!"

An der Seite des Philosophen, und wenn er sass, hinter seinem Stuhl, hielt sich ein Jüngling, der durch seine breite Stirn auffiel. Das war sein bester Schüler, der eigentlich Aristokles hiess, aber gerade seiner Stirn wegen den Schimpfnamen Platon trug.

Beinahe eifersüchtig mit diesem wetteifernd, sich in der Nähe des Meisters zu zeigen, stand der schöne Alkibiades.

Der dritte in der Reihe war der stattliche, strenge Euripides, der Tragöde.

Den Rücken der Gesellschaft zukehrend und im Sand zeichnend, in sich verschlossen, als arbeite er immer, stand Phidias da, er, der für Athen „die Götter geschaffen".

Auf der Brunnenwanne sass ein Mann, der die Beine baumeln liess und seinen Mund in ständiger Bewegung hielt, als schliffe er seine Zunge zu Hieb und Gegenhieb; seine Stirn lag in Runzeln und war unter unfruchtbarer Gedankenarbeit verwelkt, die Augen lauerten wie die einer Schlange auf Raub. Das war der Sophist, der gewerbsmäßige Raisonneur Protagoras, der für einige Feigen oder ein paar Obolen schwarz zu weiss machen konnte, in dieser glänzenden Gesellschaft aber geduldet wurde, weil er Rede und Antwort stand; er wurde dazu benutzt, das Gespräch am Leben zu erhalten, indem man ihn auf Sokrates hetzte, der ihn jedoch stets in seinem Garn fing.

Schließlich kam der Erwartete. Er war das Oberhaupt des Staates, das König gewesen wäre, wenn nicht die Königswürde abgeschafft worden. Sein Äusseres war königlich, aber sein Auftreten ohne Leibwache war das eines Bürgers. Er herrscht

auch nur durch seine persönlichen Eigenschaften: Klugheit, Willenskraft, Mässigkeit, Besinnung.

Nach Begrüssungen, die andeuteten, dass man sich heute schon getroffen, denn man hatte zusammen auf dem Salamisfest die Befreiung vom Perser gefeiert, setzte sich die Gesellschaft auf das Halbrund aus Marmor, das Hemicyklion hiess.

Als alle ihre Plätze eingenommen hatten, die nach Herkommen einem jeden vorbehalten wurden, entstand ein Schweigen, das in diesem Kreis ungewöhnlich war; denn der pflegte sich bei Sonnenuntergang wie zu einer geistigen Mahlzeit zu versammeln, ohne Tisch und Becher, zu einer Art Seelensymposion, auf dem die Ausschweifungen nach Alkibiades nur geistig waren.

Alkibiades, der zweitjüngste, aber verwöhnt und aufdringlich, brach zuerst das Schweigen.

— Wir haben Salamis gefeiert, unsern Rettungstag vom Barbaren, dem Perserkönig, und wir sind müde, sehe ich.

— Nicht so müde, antwortete Perikles, dass wir den Geburtstag unseres Freundes Euripides vergessen, denn er sah bekanntlich den Tag, als die Sonne über der Schlacht von Salamis leuchtete.

— Er soll ein Trankopfer haben, wenn wir unter Dach kommen, zu Tisch und zu den Bechern, lenkte Alkibiades ab.

Der Sophist auf der Brunnenwanne hatte gerade so viel Garn bekommen, dass er mit dem Spinnen anfangen konnte:

— Wie wisst ihr, begann er, dass das Glück in der Freiheit vom Perserkönig liegt? Wie wisst ihr, dass Salamis ein Glückstag für Hellas war? Hat nicht unser grosser Aeschylos den Trauertag der Perser beklagt und mit Teilnahme geschildert?

> Verhasst ist mir dein Name, Salamis:
> Und seufzend denke ich an dich, Athen!

— Schäme dich, Sophist! unterbrach ihn Alkibiades.

Protagoras aber wetzte den Schnabel und fuhr fort:

— Ich sage nicht, dass der Name Salamis verhasst ist, sondern Aeschylos sagt es, und ich bin bekanntlich nicht Aeschylos. Ich habe auch nicht behauptet, dass das Glück darin liegt, dem Perserkönig zu dienen. Ich habe nur gefragt, und wer fragt, behauptet nichts. Nicht wahr, Sokrates?

Der Meister fuhr mit den Fingern durch seinen langen Bart und antwortete:

— Es gibt direkte Behauptungen und indirekte; eine Frage kann eine indirekte und tückische Behauptung sein; Protagoras hat eine tückische Behauptung mit seiner Frage aufgestellt.

— Gut, Sokrates! schrie Alkibiades, der anfeuern wollte.

Perikles nahm das Wort:

— Protagoras hat also behauptet, ihr würdet glücklicher unter dem Perserkönig sein. Was soll man mit einem solchen Mann tun?

— Ihn rücklings in den Brunnen werfen, schrie Alkibiades.

— Ich lege Berufung ein! protestierte der Sophist.

— Beim Pöbel! Da bekommst du immer recht! schnitt Alkibiades ab.

— Man sagt nicht Pöbel, wenn man Demokrat ist, Alkibiades! Und man zitiert nicht Aeschylos, wenn Euripides anwesend ist. Wenn Phidias hier sitzt, spricht man lieber von seinem Parthenon und seiner Athene, deren Peplos jetzt von der sinkenden Sonne vergoldet wird. Höflichkeit ist die Würze des geselligen Lebens.

So suchte Perikles das Gespräch in ein neues Geleise zu führen, aber der Sophist liess es nicht zu:

— Wenn das Athenestandbild des Phidias sein Gold von der Sonne leihen muss, so kann das

beweisen, dass das vom Staat bewilligte Gold nicht gereicht hat, und dass also ein Mangel entstanden ist. Nicht wahr, Sokrates?

Der Meister brachte mit seiner ausgestreckten Hand das Gemurmel des Unwillens zum Schweigen und sprach:

— Es müsste zuerst bewiesen werden, dass die Bildsäule des Phidias Gold von der Sonne leihen muss; da das aber unbewiesen ist, hat das Gerede vom Goldmangel keinen Sinn. Übrigens kann man nicht Gold von der Sonne leihen. Es ist also nur Geschwätz von Protagoras, und er verdient keine Antwort. Dagegen würde Phidias auf diese Frage antworten: Wenn du Athene dort oben auf dem Parthenon gemacht hast, hast du dann Athene gemacht?

— Ich habe ihr Bild gemacht! antwortete Phidias.

— Richtig! Du hast ihr Bild gemacht. Nach welchem Vorbild denn?

— Nach meinem innern.

— Also nicht nach einem äussern? Hast du die Göttin mit deinen Augen gesehen?

— Nicht mit meinen äusseren Augen.

— Existiert sie denn ausser dir oder in dir?

— Wenn niemand uns belauscht, würde ich antworten: sie ist nicht ausser mir, also ist sie überhaupt nicht da.

Perikles unterbrach ihn:

— Die Götter des Staates! Freunde nehmt euch in acht!

Aber Sokrates fuhr fort:

— Du, Phidias, hast auch Zeus von Olympia gemacht, also hat er dich nicht gemacht!

— Die Götter des Staates! Hütet euch, Freunde! warnte Perikles.

— Hilfe, Protagoras, Sokrates erwürgt mich! klagte Phidias.

— Zeus hat meines Wissens, antwortete der Sophist, den Menschen nicht erschaffen, sondern das hat Prometheus getan. Aber Zeus gab dem unvollkommenen Menschen zwei unvergängliche Gaben: Schamgefühl und Rechtsgefühl.

— Dann ist Protagoras nicht von Zeus erschaffen, denn ihm fehlt sowohl Schamgefühl wie Rechtsgefühl.

Es war Alkibiades, der zurück gab. Jetzt aber ergriff der stille Tragöde Euripides das Wort.

— Erlaubt mir, sowohl über Zeus wie über Prometheus zu sprechen; und findet es nicht unhöflich, dass ich meinen grossen Lehrer Aeschylos anführe, wenn ich von den Göttern rede.

Aber Perikles unterbrach ihn:

— Wenn meine Augen mich nicht betrügen, sah ich eben ein paar Ohren hinter der Hermessäule hervorlugen, und diese Eselsohren können nur dem berühmten Gerber gehören.

— Kleon! fiel Alkibiades ein.

Aber Euripides nahm wieder das Wort:

— Was kümmert mich der Gerber, da ich mich nicht vor den Göttern des Staates fürchte? Diese Götter, deren Untergang unser Aeschylos längst geweissagt hat. Sagt nicht sein Prometheus, dass der Olympier von seinem Sohn gestürzt werden wird, dem Sohn, der von einer Jungfrau geboren wird? Sagt er das nicht, Sokrates?

— Gewiß: „Gebiert den Sohn, der stärker als der Vater ist“. Aber wer es sein wird, und wann er geboren wird, das erzählt er nicht.

— Nun, ich glaube, dass Zeus bereits in den letzten Zügen liegt.

Wieder war die warnende Stimme des Perikles zu hören:

— Die Götter des Staates! Still, Freunde! Kleon lauscht!

— Ich dagegen, fiel Alkibiades ein, ich glaube, dass Athen dem Tode nahe ist. Während wir Salamis feierten, haben die Spartaner sich erhoben und den Norden verheert: Megaris, Lokris, Böotien und Phokis stehen bereits auf Spartas Seite.

— Das sind bekannte Dinge, die du erzählst, wehrte Perikles ab, aber wir giniessen augenblicklich Waffenstillstand, und wir haben dreihundert Schiffe in See geschickt. Meinst du, Sokrates, dass eine Gefahr besteht?

— In die Angelegenheiten des Staates darf ich mich nicht mischen; ist aber Athen in Gefahr, dann nehme ich wie früher Schild und Lanze . . .

— Als du mein Leben rettetest, bei Potidäa, fügte Alkibiades hinzu.

— Nein, da liegt die Gefahr nicht, fiel jetzt Euripides ein; nicht in Sparta liegt sie, sondern hier zu Hause. Die Demagogen haben den Sumpf aufgerührt, und darum haben wir die Pest auf der Agora und die Pest im Piräus.

— Die Pest im Piräus ist wohl die schlimmste, sagte Protagoras, nicht wahr, Alkibiades?

— Ja, denn dort habe ich meine besten Mädchen. Meine Flötenbläserinnen, die beim heutigen Gastmahl bedienen sollen, habe ich im Hafen. Aber beim Herakles, hier fürchtet doch niemand den Tod?

— Niemand fürchtet, niemand wünscht, antwortete Sokrates; hast du aber andere Mädchen, würde das die Freude erhöhen.

— Euripides liebt keine Mädchen, fiel Protagoras ein.

— Das lügst du, erwiderte Euripides. Ich liebe Mädchen, aber keine Frau.

— Ich auch nicht, doch die Frauen von andern! spitzte Alkibiades zu.

— Als Alkibiades jünger war, nahm er den

Frauen die Männer fort, jetzt nimmt er den Männern die Frauen!

Perikles erhob sich.

— Gehen wir zum Gastmahl und suchen wir Wände um unser Gespräch, Wände ohne Ohren! Stütz mich Phidias, ich bin müde!

Platon näherte sich Sokrates.

— Meister, lass mich deinen Mantel tragen, bat er.

— Das ist mein Ehrenamt, Junge, speiste ihn Alkibiades ab.

— Ists gewesen, wandte Sokrates ein; nun ist es Platons, des Breitschädels Amt. Merk dir den Namen! Er stammt von Kodros, dem letzten König, der sein Leben hingab, um sein Volk zu erlösen. Platon ist aus königlichem Geschlecht!

— Und Alkibiades ist aus Heldengeschlecht, Alkmeonide, wie sein Oheim Perikles: eine vornehme Gesellschaft!

— Aber Phidias ist aus göttlichem Geschlecht, das ist mehr.

— Ich bin wahrscheinlich aus titanischem Geschlecht, fiel Protagoras ein. Ich sage wahrscheinlich, denn man weiss überhaupt nichts, kaum das. Nicht wahr, Sokrates?

— Du weisst überhaupt nichts, kaum was du schwatzest!

Die Gesellschaft ging durch die heilige Strasse und begab sich zusammen nach dem Dionysostheater, in dessen Nähe Alkibiades wohnte.

Der Demagoge Kleon hatte wirklich ungesehen das Gespräch belauscht. Das hatte aber auch ein anderer Mann getan. Der hatte eine gelbe Haut und einen schwarzen Vollbart; schien der Handwerkerklasse anzugehören. Als die glänzende Ge-

sellschaft sich entfernt hatte, trat Kleon vor, legte seine Hand auf die Schulter des Unbekannten und sagte:

— Du hast das Gespräch gehört?

— Gewiss, das habe ich, antwortete der.

— Dann kannst du zeugen.

— Ich kann nicht zeugen, weil ich Fremdling bin.

— Aber du hast doch gehört, wie man die Götter des Staates schmähte.

— Ich bin ein Syrer und kenne nur den einzigen wahren Gott. Eure Götter sind nicht meine.

— Du bist also ein Hebräer! Und heissest?

— Ich bin ein Israelit vom Stamm Levi und nenne mich jetzt Kartaphilos.

— Ein Phönicier also?

— Nein, ein Hebräer. Meine Vorväter kamen aus dem Land Ur in Chaldäa, gerieten dann in Knechtschaft in Egypten, wurden aber von Moses und Josua ins Land Kanaan geführt, wo wir mächtig waren unter eigenen Königen, David und Salomo.

— Kenne ich nicht!

— Vor zweihundert Jahren wurde unsere Stadt Hierosolyma von dem babylonischen Nebukadnezar zerstört, und unser Volk in die Gefangenschaft nach Babylon geführt. Als dann das babylonische Reich vom Perserkönig genommen wurde, gerieten wir unter persische Gewalt, und wir haben geseufzt unter den Nachkommen eures Xerxes von Salamis, den wir Ahasverus nannten.

— Eure Feinde, unsere Feinde! Also, Gastfreund, wie bist du hergekommen?

— Als der Assyrer uns das erstemal in Gefangenschaft führen wollte, flohen die, die fliehen konnten, und gingen nach Rhodos, Kreta, den griechischen Inseln, von denen aber, die bereits fortgeführt waren, wurden einige nordwärts nach

Medien geschickt. Meine Väter kamen aus Medien hierher, und ich bin eben angekommen.

— Was du sagst, ist mir eine dunkle Rede, aber ich habe euer Volk preisen hören, weil es den Göttern des Staates treu sei.

— Gott! Es gibt nur einen, den Einzigen und und Wahren, der Himmel und Erde geschaffen und unserm Volk die Verheissung gegeben hat.

— Welche Verheissung?

— Dass unser Geschlecht die Erde besitzen wird!

— Beim Herakles! Aber der Anfang ist nicht vielversprechend!

— So ist unser Glaube, und der hat uns aufrecht erhalten, während der Wüstenwanderung und der Gefangenschaft.

— Willst du gegen die Gotteslästerer zeugen?

— Nein, Kleon, denn ihr seid Götzenverehrer, aber Sokrates und seine Freunde glauben nicht an eure Götzen, und das wird ihnen als Gerechtigkeit angerechnet werden. Ja, Sokrates schien mir eher den Ewigen, Unsichtbaren zu verehren, dessen Name man nicht nennen darf. Darum zeuge ich nicht gegen ihn.

— Bist du auf der Seite? Dann geh in Frieden, aber nimm dich in acht. Geh!

— Abrahams, Isaaks und Jakobs Gott wird mich behüten, so lange ich und mein Haus seine Rechte behüten!

Kleon hatte seinen Freund und Handwerksgenossen Anytos im Pfeilergang gesehen, und darum liess er den unbeugsamen Hebräer gehen, der geschwind nach der Sykomorenallee des Ölmarktes davon eilte und dort verschwand.

Anytos, der Gerber und Staatsmann, kam herbei, laut aus einer geschriebenen Rede lesend, die er halten wollte:

— Athen oder Sparta, das ist die ganze Streitfrage . . .

Kleon näherte sich neugierig und unterbrach ihn:

— Was liest du, Anytos?

— Eine Rede.

— Das hörte ich! Athen oder Sparta. Volksherrschaft oder Schweinherrschaft! Das Volk, das Schwerste, das urbar machende, das hervorbringende, liegt zu unterst, auf dem Boden wie das Gold. Das Vieh, die Bummler, die Reichen, die Vornehmen, die Leichtesten schwimmen oben wie Späne und Korke. Athen, das ist die Volksherrschaft, ist es immer gewesen, wird es immer bleiben. Sparta, das ist die Schweinherrschaft!

— Alleinherrschaft meinst du, Kleon!

— Nein, Schwein! Darum, Anytos, ist Athen schlecht geleitet, da Perikles, der reiche Mann, der mit königlichen Ahnen prahlt, zur Herrschaft gekommen ist! Wie kann er mit diesem Volk mitfühlen, da er niemals dort unten gewesen ist? Wie kann er es von oben richtig sehen? Er sitzt auf dem Giebeldach des Parthenon und sieht die Athener als Ameisen, während sie Löwen sind, mit beschnittenen Klauen und ausgezogenen Zähnen. Wir, Anytos, dort unten geboren, bei Gerberrinde und Hundedreck erzogen, wir verstehen unsere schwitzenden Brüder, wir kennen sie am Geruch, so zu sagen. Aber gleich und gleich gesellt sich gern; deshalb fühlt Sparta sich zu Athen hingezogen, zu Perikles und seinem Anhang. Perikles saugt Sparta an sich, und wir gehen unter . . .

Anytos, selbst Redner, liebte Beredsamkeit von fremden Lippen nicht, darum schnitt er Kleon schroff das Wort ab:

— Perikles ist krank.

— Ist er krank?

— Ja, er hat Hitze im Körper!

— Wirklich? Vielleicht die Pest?

— Vielleicht!

Dieser Einwurf von Anytos hatte Kleons langatmige Gedankengänge gekreuzt, und eine neue Hoffnung blitzte auf:

— Und nach Perikles? sagte er.

— Kleon, natürlich.

— Warum nicht? Der Mann des Volkes fürs Volk, aber keine Philosophen oder Schauspieler. So, Perikles ist krank. So, so? — Hör mal, Anytos, wer ist Nikias?

— Das ist ein Vornehmer, der an Orakel glaubt...

— Rühr nicht an die Orakel! Ich glaube allerdings nicht an sie, aber ein Staat fordert für seinen Bestand eine bestimmte Gleichartigkeit in allem, in Gesetzen, Sitten und Religion. Darum halte ich auf die Götter des Staates — nebst Zubehör.

— Ich halte auch auf die Götter des Staates, solange das Volk darauf hält!

Die beiden Redner fingen an sich gegenseitig zu ermüden, und Kleon wollte in die Einsamkeit kommen, um die Eier auszubrüten, die Anytos ihm gelegt hatte. Darum warf er hin:

— Du sagst, Nikias . . .

— Ich will baden gehen, unterbrach ihn Anytos, sonst bekomme ich keinen Nachtschlaf.

— Aber Alkibiades, wer ist das?

— Das ist der Verräter Ephialtes, der den Perserkönig nach den Thermopylen führen wird.

— Der Perserkönig im Osten, Sparta im Süden...

— Mazedonien im Norden . . .

— Und im Westen das neue Rom!

— In allen vier Himmelsrichtungen Feinde! Wehe Athen!

— Wehe Hellas!

Die Gäste waren bei Alkibiades versammelt, der sich sofort bei der Ankunft entfernt hatte, in der löblichen Absicht, Flötenbläserinnen zu holen. Da der Abend warm war, hatte man in der Aula oder dem Hof gedeckt, der von korinthischen Pfeilergängen umgeben und von vielen Lampen, die zwischen den Pfeilern hingen, erleuchtet war.

Eine leichte Abendmahlzeit war eingenommen, die Efeukränze ausgeteilt und die Becher vorgesetzt.

Aspasia, die einzige Frau, hatte den Ehrenplatz neben Perikles inne. Sie war zuerst gekommen, von ihren Sklavinnen begleitet, und sie wartete ungeduldig, dass die Rednerkämpfe beginnen würden. Aber Perikles war finster und müde. Sokrates lag still auf seinem Rücken und schaute zu den Sternen empor. Euripides kaute an einem Holzsplitter und war sauer. Phidias knetete Brotkugeln, die unter seiner Hand Tierformen annahmen. Protagoras flüsterte mit Platon, der sich mit einer kleidsamen jugendlichen Schüchternheit im Hintergrund hielt.

Ganz unten aber am Tisch sass das Skelett, das einen Kranz von Rosen um die weisse Stirn bekommen hatte. Um das Unheimliche in der Anwesenheit des ungebetenen Gasts zu verwischen, hatte Alkibiades ihm eine Zwiebel zwischen die Vorderzähne gesteckt und eine Asphodeloslilie in die eine Hand gegeben, an der das Skelett zu riechen schien.

Als das Schweigen schliesslich drückend wurde, riss Perikles sich aus seiner Lässigkeit und eröffnete das Gespräch.

— Ich möchte, begann er, in aller Eintracht und ohne Streit zu erregen, die oft aufgeworfene Frage vom angeblichen Frauenhass des Euripides zur Erörterung stellen. Was sagst du, Protagoras?

— Unser Freund Euripides ist dreimal verheiratet gewesen und hat jedesmal Kinder gehabt. Er kann also nicht Weiberhasser sein. Nicht wahr, Sokrates?

— Euripides, antwortete Sokrates, liebt Aspasia wie wir alle, und kann darum nicht Frauenhasser sein. Er liebt, mit Zustimmung des Perikles, Aspasias Seelenschönheit, ist also nicht Frauenhasser. Über Aspasias Körper ist nicht viel Gutes zu sagen, und der geht uns auch nichts an! Ist Aspasia schön, Phidias?

— Aspasia ist nicht schön, aber ihre Seele ist schön und gut. Nicht wahr, Perikles?

— Aspasia ist meine Freundin und die Mutter unseres Kindes; Aspasia ist eine weise Frau, denn sie besitzt Schamhaftigkeit und Rechtsgefühl, Selbsterkenntnis und Besinnung; Aspasia ist klug, denn sie schweigt, wenn weise Männer sprechen. Aber Aspasia kann weise Männer dazu bringen, weise zu sprechen, wenn sie ihnen zuhört; denn sie hilft ihnen, Gedanken zu gebären, nicht wie die Hebamme Sokrates, der die Leibesfrucht nur herauszieht, sondern sie gibt deren Seelen von ihrem Fleisch . . .

Protagoras fuhr fort:

— Aspasia ist wie unser aller Mutter Kybele; sie trägt uns an ihrem Busen.

— Aspasia ist die Tonleiter der Zither, ohne die unsere Saiten nicht klingen, fügte Phidias hinzu.

— Aspasia ist unser aller Mutter, begann Sokrates wieder, aber sie ist auch die Amme, die unsere neugeborenen Gedanken wäscht und sie in schöne Schleier hüllt. Aspasia empfängt unsere unreinen Kinder und gibt sie uns gereinigt zurück. Sie gibt

nichts, aber dadurch, dass sie empfängt, gibt sie dem Geber Gelegenheit zu geben.

Euripides nahm die Frage, die man hatte fallen gelassen, wieder auf:

— Ich war angeklagt und bin freigesprochen, nicht wahr, Aspasia?

— Wenn du dich selber von der Anklage frei machen kannst, bist du freigesprochen, Euripides.

— Klage, liebste Klägerin, ich werde antworten!

— Mit deinen eignen Worten bringe ich die Klage vor. Hippolytos sagt an einer Stelle deiner Tragödie gleichen Namens:

> Warum hast du, o Zeus, das Weib, dies falsch Gezücht,
> den Auswurf, hier im Sonnenlichte wohnen lassen?
> Denn wenn du Menschen schaffen wolltest, brauchten sie
> ja keineswegs dem Schoss des Weibes zu entstammen;
> in deinen Heiligtümern könnten Männer ja
> darbringen Kupfer, Silber oder Gold, und so
> sich kaufen Kindersamen, jeder nach dem Wert
> des Dargebrachten. Dadurch würden sie daheim
> als freie Männer hausen können, ohne Weib.
> Doch jetzt, sobald wir dieses Ungemach
> ins Haus uns bringen, ist das Glück und Geld dahin.
> Wie bös und schlimm das Weib ist, kann man daraus sehn,
> dass selbst der Vater, der sie doch erzeugt, ihr gern
> die Mitgift schenkt, nur um die Böse los zu sein.

— Nun verteidige dich, Euripides.

— Wenn ich Sophist wäre, wie Protagoras, antwortete ich: Das hat Hippolytos gesagt, nicht ich. Aber ich bin Dichter und spreche durch meine Kinder. Also: ich habe es gesagt, ich habe es gemeint, als ich es schrieb; ich meine es noch! Und dennoch, ich liebe fast immer ein Weib, obgleich ich ihr Geschlecht hasse. Erklären kann ich es nicht, denn ich war niemals pervers wie Alkibiades. Kannst du es erklären, Sokrates?

— Ja, Man kann ein Weib lieben und es gleichzeitig hassen. Alles wird geboren von seinem Gegen-

satz, Liebe von Hass, Hass von Liebe. Bei meiner Gattin liebe ich das gute Mütterliche, aber ich hasse das Urböse an ihr; also kann ich sie gleichzeitig lieben und hassen. Nicht wahr, Protagoras?

— Jetzt ist Sokrates Sophist! Schwarz kann nicht weiss sein.

— Jetzt ist Protagoras einfältig. Dieses Salz hier im Fass ist weiss, aber lösch die Lampen, so ist es schwarz! Das Salz ist also nicht absolut weiss, sondern seine Weisse hängt vom Licht ab. Ich möchte eher glauben, das Salz ist an sich schwarz, denn die Abwesenheit von Licht ist Dunkel, und Dunkel ist nichts für sich, gibt nichts von sich ans Salz, das also im Dunkel eher etwas für sich ist, seine wahre Natur, folglich schwarz ist! — Aber ein Ding kann im Licht sowohl schwarz wie weiss sein. Dieser Meeresaal ist oben schwarz, aber unten weiss. Ebenso kann etwas sowohl gut wie böse sein. Also hat Euripides recht, wenn er sagt, dass er das Weib sowohl liebt wie hasst. Nun ist der, der das Weib n u r hasst, ein Weiberhasser, aber Euripides liebt ja auch das Weib. Folglich ist Euripides nicht Weiberhasser. Was meinst du, Aspasia?

— Weiser Sokrates! Du gestehst ein, dass Euripides das Weib hasst, also ist er doch Weiberhasser.

— Nein, mein schönes Kind, ich gestand ein, dass Euripides das Weib sowohl liebt als hasst; sowohl, merk dir das genau. Ich liebe Alkibiades, verabscheue aber und hasse seine Charakterlosigkeit; nun frage ich die Freunde hier: Bin ich Alkibiadeshasser?

— Nein, keineswegs! antwortete der Chor.

Aber Aspasia war gereizt und wollte wieder reizen:

— Du weiser Sokrates, wie stehst du mit deiner Gattin?

— Der Weise spricht nicht gern von seiner Frau!

Protagoras hieb ein:

— Ebenso ungern wie von seiner Schwäche.

— Du hast es gesagt! Man opfert der Erde, aber ungern; man bindet sich, aber ohne Vergnügen; man erträgt, aber liebt nicht; man tut dem Staat seine Pflicht, aber schwer. Es gibt nur eine Aspasia, das ist die des Perikles. Das grösste Weib dem grössten Mann. Perikles ist der grösste im Staat, wie Euripides auf der Bühne.

Protagoras fand, ohne zu suchen:

— Ist Euripides grösser als Aeschylos und Sophokles?

— Gewiss, Protagoras! Er ist uns näher; er sagt unsere Gedanken und nicht die der Väter; er kriecht nicht vor den Göttern und dem Schicksal, er kämpft gegen sie; er liebt die Menschen, kennt sie und beklagt sie; seine Kunst ist kunstreicher, seine Gefühle wärmer, seine Bilder lebendiger als die der Alten. Jetzt aber möchte ich von Perikles sprechen!

— Halt, Sokrates! In der Pnyx und auf der Agora, aber nicht hier! Wohl könnte ich ein gutes Wort der Aufmunterung gebrauchen, da falsche Anklagen hageln. Wir sind hergekommen, um zu vergessen, nicht uns zu erinnern, und Sokrates erfreut uns am meisten, wenn er von den höchsten Dingen spricht, zu denen ich den athenischen Staat nicht zähle. — Jetzt kommt Alkibiades mit Gefolge. Zündet mehr Lichter an, Burschen; und Eis in die Kannen!

Im Torweg war Lärm zu hören; der Hund bellte, der Türhüter schrie, und herein zog Alkibiades mit Gefolge.

Er war herrlich anzuschauen in seiner Umgebung, die ausser den Mädchen aus zwei unbekannten

Männern bestand, die er in einem Weinhaus aufgefischt hatte.

— Papaja! grüsste er. Hier ist der Wirt! Und hier ist Aristophanes, ein künftiger Schauspieler. Hier ist der Römer Lucillus, der als früherer Decemvir in die Verbannung gegangen ist. Er hat die Geschichte der Virginia mitgemacht. Ihr wisst, eine Jungfrau, die gegen ihren Willen einen Mann kriegte. Die Römer haben nämlich Jungfrauen; die haben w i r nicht! Nicht wahr, Lais! Dies ist eine von den vielen Lais, die Phidias gesessen haben! Aspasia darf es nicht übel nehmen! Und das sind Flötenbläserinnen vom Piräus. Ob sie die Pest haben, weiss ich nicht! Was kann sie mir tun? Ich bin zwanzig Jahre alt und habe noch nichts ausgerichtet. Warum also leben! Jetzt wird Lais tanzen! Papaja!

Euripides erhob sich und winkte Schweigen:

— Warte mit dem Tanz, Perikles ist nicht ergötzt und sieht ernst aus.

Eine Pause entstand. Die Hitze war drückend und beklemmend. Es war keine Gewitterluft, aber etwas ähnliches, und die Gemüter aller schienen von einem unruhevollen Warten ergriffen zu sein.

Da fiel, wie von ungefähr, der Arm des Skeletts mit einem leisen Knacks aufs Knie nieder. Die Blume, die es unter der Nase gehalten hatte, lag auf der Erde.

Alle fuhren zusammen, auch Alkibiades, aber auf sich selber zornig über diese Schwäche, nahm er einen Becher und trat vor:

— Das Skelett ist durstig! Ich trinke ihm zu! Wer tut mir Bescheid? Sokrates kanns am besten; er trinkt eine halbe Kanne in einem Zug aus, ohne zu blinzeln.

Sokrates war ja dafür bekannt, dass er unbegrenzt trinken konnte, jetzt hatte er aber keine Lust:

— Nicht heute! Der Wein ist bitter!

Und sich an Perikles wendend, flüsterte er:

— Böse Augen sind hierher gekommen! Dieser Aristophanes ist nicht unser Freund! Kennst du ihn?

— Sehr wenig! Aber er sieht aus, als wolle er uns ermorden.

Alkibiades fuhr fort, das Skelett anzureden:

— So sieht Athen in diesem Augenblick aus! Das Fleisch haben Sparta und der Perserkönig abgenagt; die Haut hat Kleon gegerbt; die Augen haben die Bundesgenossen ausgerissen; die Zähne haben die Mitbürger ausgezogen; diese Mitbürger, die Aristophanes kennt und die er bald abzeichnen wird. Meinen Becher, Skelettt! Polla metaxy, pelei, kylikos kai cheileos akru!

Jetzt änderte sich plötzlich die Szene. Das Skelett sank nach rückwärts nieder wie ein berauschter Mann; die Lampen begannen an ihren Ketten zu schaukeln, das Salzfass ergoss sich über den Tisch . . .

— Ohioh! Ohioh! schrie Alkibiades. Tralall! Ha ha ha! Der Tisch wackelt, das Sofa schwankt: bin ich berauscht oder ist das Zimmer berauscht?

Alle waren entsetzt, aber Sokrates gebot Ruhe:

— Ein Gott ist nahe! Still! Der Boden schwankt, und ich höre . . . Donnert es? Nein! Das ist ein Erdbeben!

Alle stürzten in die Höhe, aber Sokrates fuhr fort:

— Beruhigt euch! Es ist jetzt vorüber! —

Und nachdem alle ihre Plätze wieder eingenommen hatten:

— Ich war fünf Jahre alt, als Sparta von einem Erdbeben heimgesucht wurde, zwanzigtausend Menschen umkamen und nur sechs Häuser stehen

blieben. Das war Sparta! Jetzt ist es Athen. Ja, Freunde, eine Stimme sagt mir: ehe ein Mann das Alter erreicht, sind wir wie Vögel abgeschossen!

Wieder bellte der Hund und schrie der Türhüter. Herein trat ein Ungeladener, der erregt aussah.

— Nikias, grüsste Alkibiades. Jetzt werde ich nüchtern; der bedächtige Nikias kommt zum Gastmahl: was ist denn los?

— Erlaubt einem ungeladenen Gast . . .

— Nikias spreche!

— Perikles, begann der Neuangekommene zögernd, dein Freund, unser Freund, die Ehre von Athen und Hellas, Phidias ist angeklagt . . .

— Halt still!

— Angeklagt — o Schande und Schmach — ich kann es nicht sagen, ohne zu weinen! . . .

— Sag es!

— Phidias ist angeklagt, vom Athenestandbild Gold unterschlagen zu haben.

Das Schweigen, das jetzt entstand, wurde zuerst von Perikles gebrochen:

— Phidias verbirgt sein Antlitz im Mantel, er schämt sich für Athen. Doch lasst uns bei Göttern und Unterwelt auf Phidias Unschuld schwören.

— Wir schwören! riefen alle wie ein Mann.

— Ich schwöre auch! sagte Nikias.

— Athen ist entehrt, wenn man erst schwören muss, dass Phidias nicht gestohlen.

Nikias war an Perikles herangetreten, und sich vor Aspasia verbeugend, flüsterte er:

— Perikles, dein Sohn Paralos ist krank.

— An der Pest? Folg mir, Aspasia.

— Es ist nicht mein Sohn, aber es ist deiner, darum folge ich dir.

— Das Haus stürzt, die Freunde scheiden, alles Schöne vergeht, das Hässliche besteht.

— Und die Götter schlafen!

— Oder sind ausgewandert!

— Oder sind tot! Lasst uns neue machen.

Ein Erdstoss löschte die Lampen, und alle begaben sich hinaus auf die Strasse, ausser Sokrates und Alkibiades.

— Phidias des Diebstahls angeklagt! Mag die Welt einstürzen! sagte Sokrates und versank wie gewöhnlich in eine Geistesabwesenheit, die Schlaf glich.

Alkibiades nahm einen Doppelbecher von den grössten, umhüllte ihn und improvisierte:

Mag alles stürzen ein vom Pindos bis zum Kaukasus,
Dann wird Prometheus frei und schenkt dann wieder Feuer erfrornen Menschen,
und Zeus zum Hades steigt, verkauft sich Pallas
an geile Jünglinge.
Die Leier schlägt Apoll entzwei
und flickt nun Schuh.
Sein Schlachtross lässt dann Ares laufen
und hütet Schaf.
Und auf den Trümmern aller ird'scher Herrlichkeit
steht Alkibiades allein
im Vollgefühle seines Allmacht-Ichs
und lacht!

Die Pest war in Athen ausgebrochen und Erdbeben war hinzugekommen.

Als Perikles in Aspasias Gesellschaft sein Haus erreichte, war sein Sohn von der geschiedenen Gattin tot.

Nach herrschender Sitte und um zu zeigen, dass er nicht ermordet worden, war die Leiche im Torweg ausgestellt. Ein kleiner Sarg aus Zedernholz, rot und schwarz angestrichen, stand auf einer Bahre und zeigte den Toten in weissem Totenkleide. Der Knabe hatte einen Kranz auf dem Kopf, der aus dem Kraut des Todes gewunden war, dem stark duftenden Apium oder der Sellerie; im Mund hatte er den Obolos, das Fährgeld für Charon.

Perikles sprach leise ein Gebet, ohne tiefere Trauer zu zeigen, denn er hatte viel durchgemacht und leiden gelernt:

— Zwei Söhne haben die Götter mir genommen. Sind es genug Sühnopfer?

— Was hast du zu sühnen? fragte Aspasia.

— Der eine muss für den andern leiden. Der einzelne für den Staat. Perikles hat für Athen gelitten.

— Verzeih, dass meine Tränen schneller trocknen als deine. Der Gedanke, dass unser Sohn lebt, gibt mir Trost.

— Mir auch, aber geringeren.

— Soll ich gehen, ehe deine Frau kommt?

— Du sollst mich nicht verlassen, denn ich bin krank.

— Du hast lange davon gesprochen; ist es ernst?

— Meine Seele ist krank. Wenn der Staat leidet, bin ich krank . . . Da kommt die Mutter des Toten!

Ein schwarzgekleidetes Weib erschien in der Tür; sie trug einen Schleier, um zu verbergen, dass das Haar abgeschnitten war; hatte einen Kranz in der Hand, und es folgte ihr ein Sklave mit einer Fackel.

Sie bemerkte Aspasias Anwesenheit nicht sofort, begrüsste mit einem Blick ihren frühern Gatten und legte den Kranz dem Toten zu Füssen:

— Ich bringe bloss einen Totenkranz für meinen Sohn. Aber statt des Obolos soll er einen Kuss von den Lippen seiner Mutter mitbringen.

Sie warf sich über ihn und küsste den Toten.

— Nimm dich vor dem Toten in acht! sagte Perikles und ergriff ihren Arm; er starb an der Pest.

— Mein Leben war nur ein langsamer Tod; ein schneller ist mir lieber.

Jetzt bemerkte sie Aspasia, und sich aufrichtend, sagte sie mit Ruhe und Würde:

— Sag deiner Freundin, dass sie geht.

— Sie geht und ich folge ihr.

— So ist es recht! Denn jetzt, mein Perikles, ist das letzte Band, das uns zusammenhielt, gelöst! Lebwohl!

— Lebwohl, mein Weib!

Und zu Aspasia gewandt, sagte er:

— Gib mir deine Hand, meine Gattin!

— Hier meine Hand!

Die trauernde Mutter verzog:

— Wir treffen uns alle einmal, nicht wahr! Und dann als Freunde, du, sie und er, der vorausgegangen, um den Herzen, die von den engen Gesetzen des Lebens getrennt werden, Wohnung zu bereiten.

Perikles und Sokrates wanderten in der Platanenallee unterhalb des Hemicyklion umher und sprachen miteinander.

— Phidias ist vom Diebstahl freigesprochen, aber als Lästerer der Götter des Staates verhaftet.

— Verhaftet? Phidias!

— Man behauptet, er habe in Athenens Schild mich und sich selber abgebildet.

— Das ist das Volk, das alles Grosse hasst. Anaxagoras in Verbannung, weil er zu weise war; Aristides in Verbannung, weil er allzu gerecht war; Themistokles, Pausanias . . . Was hast du gemacht, Perikles, als du dem Volk die Macht gabst?

— Was Gesetz und Recht war! Ich falle allerdings durch mein eigenes Schwert, aber in Ehre. Ich gehe umher und sterbe, Stück für Stück, wie Athen. Wussten wir, dass wir unser Standbild zum Leichenzug schmückten? Dass es unser Totenkleid war? Wussten wir, dass es Begräbnislieder waren, die unsere Tragöden sangen?

— Athen stirbt, jawohl. Aber woran?

— An Sparta!

— Was ist Sparta?

— Das ist Herakles, die Keule, die Löwenhaut, die rohe Kraft. Wir Athener sind die Söhne des Theseus gegenüber den Herakliden, Dariern und Joniern! Athen stirbt an Sparta, aber Hellas stirbt an Selbstmord.

— Ich glaube, die Götter haben uns verlassen.

— Das ist mein Glaube auch, aber das Göttliche lebt.

— Da kommt Nikias, der Unglücksbote!

Nikias kam wirklich, und als er die Frage in den Gesichtern und Blicken der beiden Wanderer sah, antwortete er ungefragt:

— Von der Agora!

— Was Neues von der Agora?

— Die Volksversammlung sucht Hilfe beim Mazedonier.

— Warum nicht beim Perser? Gut, dann ist das Ende nahe. Suchen sie Hilfe beim Feind? Beim Barbaren, dem Mazedonier, der über uns liegt wie ein Löwe auf dem Berg. Geh, Nikias, und sag, Perikles liege im Sterben. Und bitte sie, den Würdigsten zu seinem Nachfolger zu wählen! Nicht den Unwürdigsten! Geh, Nikias, aber geh schnell!

— Ich gehe, sagte Nikias, aber nach einem Arzt!

Und er ging.

— Mich heilt kein Arzt! antwortete Perikles mit matter Stimme, als spreche er nach innen.

Er setzte sich auf seinen alten Platz in Hemicyklion.

Als er eine Weile geruht hatte, machte er Sokrates ein Zeichen, dass er sich ihm nähern möge, denn er wollte nicht die Stimme erheben.

— Sokrates, mein Freund, begann er; dies ist der Abschied eines Sterbenden. Du warst der Weiseste; aber, nimm es nicht übel auf, sei nicht zu weise; such nicht das Unerreichbare, und verwirre die Geister nicht mit Spitzfindigkeiten; mache das Einfache nicht doppelt. Du willst die Dinge mit beiden Augen sehen; wer aber mit dem Bogen zielt, muss das eine Auge schliessen, sonst sieht er das Ziel doppelt. Du bist nicht Sophist, kannst es aber leicht scheinen; du bist nicht Wüstling, gehst aber mit Wüstlingen um; du hassest deine Stadt und dein Land, mit Recht, aber du sollst sie lieben bis in den Tod, denn das ist deine Pflicht; du verachtest das

Volk, aber du sollst es beklagen. Ich habe die Plebs nicht bewundert, aber ich habe ihr Gesetz und Recht gegeben; darum sterbe ich!

— Gute Nacht, Sokrates! Jetzt ist es dunkel vor meinen Augen. Du sollst sie schliessen und mir den Kranz geben. Jetzt schlafe ich ein. Wenn ich erwache, *wenn* ich erwache, dann bin ich auf der andern Seite, und dann werde ich dir einen Gruss senden, wenn es die Götter erlauben. Gute Nacht!

— Perikles ist tot. Hört es, Athener, und weint, wie ich!

Das Volk strömte hinzu, aber es weinte nicht. Sie wunderten sich nur, was jetzt kommen würde, und sie freuten sich beinahe auf das Neue.

Kleon, der Gerber, stand im Rednerstuhl in der Pnyx. Unter den aufmerksamsten Zuhörern war Alkibiades, Anytos und Nikias zu sehen.

Kleon sprach:

— Perikles ist tot und Perikles ist begraben; jetzt wisst ihrs! Lasst ihn in Frieden ruhen mit seinen Verdiensten und Fehlern, denn der Feind steht in Sphakteria, und wir müssen einen Feldherrn haben; dazu kann Perikles' Schatten nichts machen. Hier hinten sitzen zwei Spekulanten, vornehme Herren alle beide; der eine heißt Nikias, weil er niemals gesiegt hat; der andere heisst Alkibiades, und seine Siege kennen wir: Becher und Mädchen. Seinen Charakter kennen wir dagegen nicht, aber ihr werdet ihn einmal kennen lernen, Athener, und er wird selbst die Vorderzähne zeigen. Hier ist zum Feldherrn vorgeschlagen der und der und der; eigentümlich genug, alle grosse Herren und alle vornehm, natürlich. Athen, das alle Könige und ihresgleichen abgeschworen hat, muss sich nun mit dem königlichen Sparta schlagen, und hat seinen Überlieferungen getreu sich im Feld unter einem Mann des Volks zu zeigen, auf den ihr euch verlassen könnt. Wir brauchen keinen Perikles, der Bildsäulen bestellt und Tempel baut zu Ruhm und Ehre: Athen hat genug von solchem Krimskrams! Jetzt aber müssten wir einen Mann haben, der die Kriegskunst versteht, ein Herz in der Brust und einen Kopf auf den Schultern hat. Wen wünscht ihr, Männer von Athen?

Alkibiades sprang auf wie ein junger Löwe und ergriff ohne Umschweife das Wort:

— Männer von Athen, ich schlage den Gerber Kleon vor, nicht weil er Gerber ist, denn das ist etwas anderes. Allerdings kann das Heer einer Ochsenhaut gleich erscheinen und Kleon mit einem Messer verglichen werden; aber Kleon hat andere Eigenschaften, nämlich gerade die des Feldherrn. Sein letzter Feldzug gegen Perikles und Phidias schloss ja mit einem Triumph für Kleon. Er hat einen Mut an den Tag gelegt, der nie versagte, und einen Verstand, der über — allen menschlichen Verstand ging. Seine Strategie war allerdings nicht die eines Löwen, aber sie siegte, und das ist die Hauptsache. Ich schlage Kleon zum Leiter des Feldzugs vor.

Hier trat nun der Fall ein, dass die grobe Ironie doch noch zu fein war, und dass das Volk sie für Ernst hielt. Alkibiades genoss auch ein gewisses Ansehen wegen seiner Verwandtschaft mit Perikles, und man lauschte gern auf seine Worte. Deshalb rief nun die ganze Volksversammlung Kleon aus, und er war gewählt.

Aber Kleon hatte niemals von einer Feldherrnehre geträumt, und er war klug genug, nicht höher zu streben als er reichte. Darum protestierte er gegen die Wahl, indem er schrie und bei allen Göttern schwur.

Alkibiades aber ergriff sofort die Gelegenheit bei der Kehle, und einsehend, dass diese Wahl Kleons Tod sei, bestieg er einen freien Rednerstuhl und sprach mit Nachdruck:

— Kleon scherzt und Kleon ist schüchtern; er weiss selbst nicht, was für ein Feldherr er ist, denn er hat sich nicht erprobt; aber ich weiss, wer er ist; ich bestehe auf seine Wahl; ich fordere, dass

er seine bürgerliche Pflicht erfüllt; und ich lade ihn vor den Areopag, wenn er sich drücken will, wo das Vaterland in Gefahr ist.

— Kleon ist gewählt! schrie das Volk.

Aber Kleon protestierte noch:

— Ich kenne nicht den Unterschied zwischen einem Hopliten und einem Peltasten; ich kann keine Lanze führen, nicht auf einem Pferd sitzen . . .

Alkibiades aber überstimmte ihn:

— Er kann alles: den Staat lenken und Kunst beurteilen, Prozesse führen und Sophisten belauern; er kann mit Sokrates die höchsten Dinge erörtern; mit einem Wort, er besitzt alle öffentlichen Tugenden und alle geheimen Laster.

Jetzt lachte das Volk, aber Kleon sass fest.

— Athener, beendete Alkibiades die Versammlung, das Volk hat gesprochen, und eine Berufung gibt es nicht. Kleon ist gewählt! Jetzt ist Sparta verloren!

Die Versammlung löste sich auf. Nur Kleon nebst seinem Freund Anytos blieb zurück.

— Anytos, sagte er, ich bin verloren.

— Wahrscheinlich! antwortete Anytos.

Alkibiades aber zog mit Nikias ab.

— Jetzt ist Kleon tot wie ein Hund. Dann komme ich! sagte Alkibiades.

Sokrates ging sinnend zu Hause auf seinem Hof, der sehr einfach war und keine Pfeilergänge hatte, auf und ab. Seine Frau kämmte Wolle, und es sah aus, als zause sie jemanden.

Der Weise schwieg, aber die Frau sprach; das war ihre Natur.

— Was tust du? sagte sie.

— Alter Bekanntschaft wegen will ich dir antworten, obgleich ich nicht verpflichtet bin, dir zu antworten. Ich denke!

— Ist das eine Beschäftigung für einen Mann?

— Gewiss eine höchst männliche Beschäftigung.

— Es ist wenigstens nicht zu sehen, was du tust.

— Als du ein Kind trugst, war es auch nicht zu sehen; als es aber geboren war, war es zu sehen, und vor allem zu hören. Also können Beschäftigungen, die anfangs nicht zu sehen sind, später sichtbar werden; sind mithin nicht zu verachten, am wenigsten von denen, die nur an das Sichtbare glauben.

— Ist es so etwas, mit dem ihr euch bei Aspasia beschäftigt?

— So etwas und anderes mehr.

— Ihr trinkt auch scharf?

— Ja, wer spricht, wird durstig im Hals, und der Durstige muss trinken.

— Was lockt an Aspasia die Männer an?

— Das sind gewisse Eigenschaften, welche die Blüte des Zusammenlebens bilden; das ist Rücksicht, Geschmack, Mässigkeit.

— Das war für mich?

— Das war für Aspasia.

— Ist sie schön?

— Nein.

— Anytos behauptet es.

— Er spricht die Unwahrheit. Siehst du Anytos, Kleons Freund, meinen Feind?

— Er ist nicht mein Feind.

— Aber meiner! Du liebst immer meine Feinde, und hassest meine Freunde; das ist ein schlechtes Zeichen.

— Deine Freunde sind schlechte Menschen.

— Nein, im Gegenteil. Perikles war der Grösste, Phidias der Beste, Euripides der Edelste, Platon der Klügste, Alkibiades der Begabteste, Protagoras der Schärfste.

— Und Aristophanes?

— Das ist mein Feind, obgleich ich nicht weiss warum. Ich vermute, du hast von der Komödie gehört, die er über mich geschrieben hat.

— Anytos hat sie mir erzählt. Hast du sie gesehen?

— Ich habe die „Wolken“ gestern gesehen.

— War es lustig, war es witzig?

— Was meinte Anytos?

— Er brachte mich zum Lachen, als er mir einige Szenen gab...

— Dann muss es lustig sein, denn sonst hättest du nicht gelacht.

— Hast du nicht gelacht, mein Sokrates?

— Doch, natürlich, sonst hätte man mich für einen Dummkopf gehalten. Du weisst, daß er mich als einen Schurken und Narren geschildert hat. Da ich keins von beiden bin, so war es ja nicht Ernst, also war es Scherz.

— Glaubst du? Ich glaube, es war Ernst.

— Und du lachst über den Ernst? Weinst du denn über den Scherz? Dann wärst du ja von Sinnen.

— Meinst du, ich bin verrückt?

— Ja, wenn du meinst, dass ich ein Schurke bin.

— Du weisst, dass Kleon im Feld ist.

— Ich habe es zu meiner Verwunderung gehört.

— Verwunderung? Du glaubst also, dass er im Feld untauglich ist?

— Nein, ich glaube nichts von seiner Tauglichkeit als Feldherr, denn ich habe ihn niemals im Feld gesehen. Ich bin aber verwundert über seine Wahl, wie er selber, weil sie unerwartet war.

— Du erwartest also seine Niederlage?

— Nein, ich warte auf den Ausgang, um zu sehen, ob er gewinnt oder verliert?

— Es würde dich freuen, wenn er verliert?

— Ich liebe Kleon nicht, aber ich würde als geborener Athener über seine Niederlage trauern, mich also nicht über Kleons Untergang freuen.

— Du hassest Kleon, wünschest aber nicht seinen Untergang?

— Athens wegen, nein.

— Aber sonst?

— Sonst wäre Kleons Untergang ein Segen für den Staat, denn er ist unrecht gegen Perikles gewesen, gegen Phidias, gegen alle, die etwas Grosses ausgerichtet haben.

— Da kommt Besuch.

— Das ist Alkibiades!

— Der Elende! Dass du dich nicht schämst, mit ihm zu verkehren.

— Es ist ein Mensch, grosse Fehler, grosse Verdienste, und er ist mein Freund. Mit meinen Feinden verkehre ich ungern.

Alkibiades klopfte wirklich an die Tür und stürmte herein:

— Papaja! Die Gatten philosophieren zusammen; sprechen von der gestrigen Komödie. Ein Esel dieser

Aristophanes! Will man einen Feind tot schlagen, so muss man treffen; Aristophanes aber schlägt in die Wolken. Treffen, ja! Wisst ihr, dass Kleon geschlagen ist?

— Welches Unglück! rief Sokrates aus.

— Ist es ein Unglück, dass der Hund entlarvt wird?

— Ich glaube, Alkibiades ist schlecht unterrichtet, fiel jetzt Xantippe ein.

— Nein, beim Zeus, aber ich wünschte, ich wäre es!

— Still! Anytos kommt! warnte Sokrates.

— Der Gerber Nummer zwei. Es ist eigentümlich, daß Athens Schicksal von Gerbern bereitet wird.

— Athens Schicksal, wer kennt es?

— Ich, Alkibiades, bin Athens Schicksal!

— Hybris! Hüte dich vor den Göttern!

— Nach Kleon komme ich; Kleon ist nicht mehr, also bin ich!

— Jetzt ist — Anytos hier!

Anytos kam:

— Ich suche Alkibiades!

— Hier bin ich!

— Muss ich dich vorbereiten...

— Nein, ich weiss...

— Vorbereiten auf die Ehre...

— Habe ich lange genug gewartet?

— Dass du an der Spitze gehst...

— Dazu bin ich geboren...

— Die Führung nimmst...

— Das ist mein Platz...

— Und den Triumphzug leitest...

— Was für einen Zug?

— Ach so! Du hast nicht gewusst... Kleons Triumphzug vom Hafen...

Alkibiades fuhr mit der Hand übers Gesicht von

oben nach unten, als wolle er die Maske wechseln, und das war in einem Augenblick geschehen!

— Ja gewiss, gewiss, gewiss. Ich bin ja eben hergekommen, um — seinen Sieg zu verkünden.

— Er lügt, fiel Xantippe ein.

— Ich habe mit den Gatten gescherzt! Also Triumph für den Sieger Kleon. — Solch ein Glück!

— Sokrates, presste jetzt Anytos, freust du dich nicht?

— Ich freue mich, dass der Feind geschlagen ist.

— Aber nicht, dass Kleon gesiegt hat?

— Das ist ja beinahe dasselbe.

Xantippe benutzte die Gelegenheit und hieb ein:

— Er freut sich nicht und er glaubte nicht an Kleon.

— Ich kenne euch, beendigte Anytos das Gespräch, ich kenne euch, Philosophen und Wortreiter. Aber hütet euch! — Und nun Alkibiades, komm und empfang den verachteten Kleon, der das Vaterland gerettet hat!

Alkibiades schüttelte Sokrates die Hand und sagte ihm ins Ohr:

— Was für ein verfluchtes Glück! — Also noch nicht; aber das nächste Mal!

Kartaphilos, der Schuhmacher, sass in seinem Laden am Acharnanischen Tor und besserte Kothurne aus für das Dionysostheater, das einen letzten Versuch machen wollte, die Tragödie wieder in die Höhe zu bringen, die eine Zeitlang wegen der Farcen des Aristophanes danieder gelegen hatte.

Der Römer Lucillus lungerte am Fensterbrett herum; und da die Philosophie mit Sokrates und den Sophisten in Mode gekommen war, philosophierten der Schuhmacher und der landflüchtige Decemvir, so gut sie konnten.

— Du Römer, sagte Kartaphilos, wie ich Fremdling hier in der Stadt, was meinst du zu Staat und Regierung?

— Gleicht auf ein Haar dem römischen. Die ganze bisherige Geschichte Roms kann man in zwei Worten sagen: Patrizier und Plebejer.

— Ganz wie hier!

— Mit dem Unterschied, dass Rom eine Zukunft hat, Hellas nur eine Vergangenheit.

— Was weiss man von Roms Zukunft?

— Die Cumäische Sibylle hat geweissagt, dass Rom die Erde besitzen wird.

— Was sagst du, Rom? Nein, Jsrael wird es tun, Israel hat die Verheissung.

— Es gibt nur eine Verheissung und einen Gott!

— Vielleicht ist es dieselbe Verheissung, derselbe Gott! Vielleicht wird Israel durch Rom siegen.

— Durch Messias, den Verheissenen, wird Israel siegen.

— Wann kommt dein Messias denn?

— Wenn die Zeit erfüllt ist, wenn Zeus tot ist.

— Mögen wirs erleben! Ich warte, denn Zeus ist nach Rom gegangen und heisst dort Jupiter Capitolinus.

Aristophanes, der an seinem Kranichhals und offenen Mund zu erkennen war, drängte sich ans Fenster.

— Hast du ein Paar niedrige Schuhe, Kartaphilos? Ein Paar Socken; Kothurne hast du genug, sehe ich, aber die Socke hat gewonnen.

— Zu dienen, Herr...

— Wir wollen sie im Theater haben, verstehst du!... Nein, sieh da Lucillus!... Und aus unbereitetem Leder, nicht gegerbtem.

— Was soll denn nun im Theater gegeben werden?

— Ja, jetzt kommt Kleon an die Reihe und soll tanzen, und denkt euch, wenn niemand den Gerberhund zu spielen wagt, muß ich selbst es tun. Ich werde Kleon spielen!

— Wo ist der grosse Feldherr Kleon jetzt?

— In neuem Feldzug gegen Brasidas. Als nämlich der Feldherr Demosthenes die Schlacht bei Sphakteria gewann, nahm Kleon die Ehre für sich in Anspruch und erhielt den Triumph! Da er sich nun für einen gewaltigen Krieger hielt, zog er aus gegen Brasidas. Der Krug geht so lang zu Wasser...

— Bis er bricht! war die Stimme eines Ankömmlings zu hören.

Es war Alkibiades:

— Papaja! Kleon ist geschlagen; Kleon ist geflohen! Jetzt bin ich es! Hinauf zur Pnyx.

Und damit war er fort.

— Zur Pnyx also, und ich bekomme eine neue Komödie, die soll heissen „Alkibiades“.

— Du hast vielleicht recht, antwortete Lucillus. Das Ganze ist nicht wert, dass mans beweint. Darum: lasst uns lachen!

Alkibiades stand wieder im Rednerstuhl auf der Pnyx. Er war dort zu Hause und er hatte immer das Ohr des Volkes, denn er war nicht langweilig. Von allen verwöhnt, wirkte er erfrischend mit seiner grotesken Frechheit.

Vorm Rednerstuhl war unter andern der kluge, reiche und vornehme Nikias zu sehen, der immer zwischen Sparta und Athen zu vermitteln gesucht, durch seine Bedächtigkeit aber mehr geschadet als genützt hatte.

Alkibiades, der Nikias und seine Politik kannte und seine Opposition fürchtete, beschloss, einen Meisterstreich zu machen. Er wollte nicht von Sparta und Athen sprechen, wie Nikias erwartete, sondern er wollte eine Wendung machen und von etwas ganz anderem sprechen. Das Volk liebte Neuigkeiten und heute sollte es etwas ganz Neues haben.

— Athener! begann er. Kleon ist geschlagen, totgeschlagen, und ich stelle mein unbestrittenes Talent dem Staat zur Verfügung. Ihr kennt meine kleinen Fehler, nun aber sollt ihr meine grossen Verdienste kennen lernen. — Höret, Athener! Es war einmal, da besass Hellas Kleinasien und erstreckte seine Schwingen nach Osten. Der Perserkönig nahm uns diese Ansiedlungen fort, die eine nach der andern, und er steht nun in Thracien. Da wir also nicht mehr nach Osten gehen dürfen, so müssen wir nach Westen gehen, gegen Sonnenuntergang. Ihr habt mehr oder weniger dunkel vom Staat Roma sprechen hören, der wächst und wächst.

Unsere Landsleute haben frühzeitig den Teil der italienischen Halbinsel genommen, der Tarent heisst, und wir sind dadurch nahe Nachbarn der Römer geworden. Und die schönste der Inseln, das reiche Sizilien wurde unser. Allmählich aber haben die Römer unsere Kolonien umbaut und bedrohen ihre Selbständigkeit. Die Römer bedrängen uns, aber sie drängen auch nach Norden gegen Gallien und Germanien, drängen nach Süden gegen Afrika. Der Perserkönig, der früher unser Feind gewesen ist, ist beinahe unser Freund geworden, und die Gefahr heisst jetzt nicht mehr Perser, sondern Römer! Darum, und an die Zukunft denkend, sage ich euch, Athener: Lasst uns nach Itlalien gehen! Lasst uns nach Sizilien gehen! Von Sizilien aus können wir dann mit dem Römer um den Besitz von Spanien und den Säulen des Herakles wetteifern. Mit Sizilien besitzen wir das Schloss zu Egypten; mit Sizilien schützen wir das bedrohte Tarent; mit Sizilien können wir im Notfall das sinkende Schiff Hellas verlassen! Die Welt ist gross und warum sollen wir hier in der Wildnis sitzen und verschimmeln? Hellas ist ein ausgesogenes Land, lasst uns neuen Boden brechen. Hellas ist ein ausgedientes Schiff, lasst uns ein neues bauen und einen Argonautenzug nach einem neuen Kolchis unternehmen, ein neues goldnes Vliess zu holen, dem Weg der Sonne folgend, gen Westen! Athener, lasst uns nach Sizilien gehen!

Diese neuen Weiten, die der Redner ihm öffnete, gefielen dem Volk, das des ewigen Sparta und Perserkönigs müde war; und angefeuert von der Furcht vor dem wachsenden Rom, dem Jungen der Wölfin, nahm es den leichtsinnigen Vorschlag an mit Beifallsrufen und Handerhebung.

Nikias bat ums Wort und warnte, aber niemand hörte zu. Die skythische Polizei, welche in der

Pnyx Ordnung hielt, konnte ihm keine Zuhörer schaffen. Und da Nikias einsah, dass er das Unternehmen nicht hindern könne, stellte er seinen Dienst Alkibiades zur Verfügung und begann die Flotte auszurüsten.

Aspasia war nun die Witwe des Perikles und hatte ihn eine lange Zeit betrauert. Der Halbkreis war nicht mehr, aber die wenigen übriggebliebenen Freunde besuchten sie zuweilen. Sokrates war der treueste. Und er sass nun eines Abends bei ihr in der kleinen Villa mit dem Ziegeldach am Ufer des Kephissos.

— Nein, Aspasia, sprach Sokrates, ich widerriet den Zug nach Sizilien, Nikias widerriet, der Astronom Meton widerriet ihn, aber er sollte geschehen. Alkibiades hatte sich eine günstige Orakelantwort vom Ammonstempel verschafft.

— Glaubst du an Orakel, Sokrates?

— Ja und nein! Ich habe meinen eigenen Daimon, wie du weisst, der warnt, aber niemals mahnt; der rät, aber nicht befiehlt. Diese innere Stimme hat mir gesagt: Hellas wird nicht die Welt erobern!

— Wird Rom es tun?

— Ja, aber für einen andern!

— Du weisst, dass Perikles' grosser Gedanke ein einiges Hellas war, eine Vereinigung aller Staaten...

— Das war Perikles' Wunsch, aber der Wille der Götter war ein andrer. Alkibiades' Traum von Hellas' Weltherrschaft ist auch gross, aber die Träume der Götter sind grösser.

— Was glaubst du, bringt Kleons Tod Athen ein?

— Nichts! Nach Kleon kommt Anytos. Kleon ist ewig, denn Kleon ist der Name für einen Gedanken!

Protagoras, etwas schal und gealtert, erschien auf dem innern Hof.

— Da haben wir Protagoras!

— Den Sophisten! Ich liebe ihn nicht, sagte Aspasia; er ist eine Feile, die allen Willen zerfeilt; sein Grübeln nimmt einem alle Entschlossenheit.

— Du sprichst wahr und verständig, Aspasia, und zu andern Zeiten hättest du auf dem Dreifuss einer Phythonissa gesessen und geweissagt. Du weisst vielleicht nicht, wie die Priesterin, was du sagst, aber ein Gott spricht durch dich.

— Nein, Sokrates, ich spreche deine Gedanken aus, das ist alles!

Protagoras trat vor:

— Trauer in Athen, Trauer in Hellas! Wehe! So grüsste er.

— Was denn, Protagoras?

— Phidias, der Unvergessliche, liegt tot im Gefängnis.

— Wehe, dann hat man ihn getötet.

— Die Stadt erzählt es.

— Phidias ist tot!

— Wahrscheinlich durch Gift, heisst es; das braucht aber nicht wahr zu sein.

— Alle sterben hier in Athen vorm Alter! Wann kommen w i r an die Reihe!

— W e n n wir an die Reihe kommen!

— Fallen wir etwa durch die Pfeile des Pythontöters? Wir werden ja wie die Finken erschossen!

— Wir sind Appollos Kinder: sollte der Vater uns töten?

— Saturn ist zurückgekehrt, seine Kinder zu fressen.

Sokrates versank in seine Gedanken und blieb stehen:

— Wir haben die Götter erzürnt!

Lucillus, der Römer, trat ein.

— Seht den Römer! sagte Sokrates, den Herrn der Zukunft und der Welt. Was verkündet er?

Ich komme, um Protagoras zu warnen. Er soll verbannt werden.

— Ich?

— Du bist verbannt.

— In welcher Eigenschaft?

— Als Lästerer! Du hast die Götter des Staates verleugnet!

— Wer ist der Angeber?

— Der Sykophant, der Unsichtbare, der überall anwesend ist.

— Alles ist wahrscheinlich, nichts ist gewiss, fiel Protagoras ein.

— Doch das ist gewiss.

— Nun, dann stürzt dieser Gewissheit gegenüber mein Gedankengebäude ein, wie alles andere stürzt!

— Pantarhei! Alles fliesst, fliesst davon; nichts besteht, alles entsteht, wächst und stirbt.

— Lebt wohl denn, Aspasia, Sokrates, Freunde, Vaterland! Lebt wohl!

Protagoras ging, den Mantel über den Kopf gezogen.

— Wird Athen Protagoras vermissen? fragte Aspasia.

— Er hat die Athener das Denken gelehrt, das Zweifeln; und der Zweifel ist der Weisheit Anfang.

— Aristophanes hat Protagoras ermordet, und er wird dich einmal morden, Sokrates.

— Das hat er bereits getan, meine Frau hat sich darüber gefreut, aber ich lebe.

— Da ist der junge Platon; er sieht schicksalsschwanger aus. Neue Trauerkunde, vermute ich.

— Vermute? Ich schwöre! Sing das Trauerlied, Platon.

— Lieder, denn es ist Plural! — Alkibiades ist angeklagt und zurückgerufen!

— Was hat er getan?

— Vor seiner Abreise hat er alle Hermesstandbilder in Athen umgestürzt.

— Das ist zuviel für einen Menschen, das hat er nicht tun können.

— Die Anklage ist bestimmt: Götter des Staates!

— Und jetzt rächen sich die Götter!

— Hellas Götter sind nach Rom gezogen.

— Da hast du die Wahrheit gesagt!

— Jetzt kommt Nummer zwei: Die Athener sind auf Sizilien geschlagen; Alkibiades ist nach Sparta geflohen! Und Nummer drei — Nikias ist enthauptet.

— Dann können wir uns Gräber auf dem Keramaikos kaufen!

Neben dem Nemesistempel auf der Agora stand der Gerber Anytos und plauderte mit Thrasybulos, einem bisher unbekannten, jetzt aber auftauchenden Patrioten.

Anytos plapperte:

— Alkibiades ist in Sparta; Sparta sucht Hilfe beim Perserkönig; uns bleibt nur übrig, dasselbe zu tun.

— Zum Feind gehen? Das ist Verräterei.

— Es ist nichts anderes zu machen.

— Es gab einmal Termopylae und Salamis!

— Aber jetzt gibt es Sparta, und die Spartaner stehen bei Dekeleia. Unsere Legaten sind bereits zum Perserkönig abgesegelt.

— Dann können wir Athens Standbild vom Parthenon nehmen! Anytos! Sieh mir auf den Rücken; mein Gesicht will ich nicht zeigen, denn es schämt sich, wenn ich jetzt gehe!

Anytos blieb allein, und ging eine Weile vorm Säulengang des Tempels auf und ab. Darauf blieb er stehen, und trat in die Halle ein.

— Die Priesterin, Theano mit Namen, schien ihn erwartet zu haben.

Anytos nahm das Wort:

— Hast du den Auftrag des Rates ausgeführt?

— Welchen Auftrag?

— Du solltest ja den Fluch aussprechen über den Feind des Vaterlandes, Alkibiades.

— Nein, ich bin nur beauftragt zu segnen.

— Haben denn die Rachegöttinnen aufgehört, Gerechtigkeit zu üben?

— Sie haben sich niemals hergegeben zur Rache der Sterblichen.

— Hat Alkibiades nicht sein Land verraten?

— Alkibiades' Land ist Hellas, nicht Athen; Sparta liegt in Hellas.

— Sind die Götter auch Sophisten geworden?

— Die Götter sind stumm geworden.

— Dann kannst du den Tempel schliessen, je eher, desto besser.

Der unverbesserliche Alkibiades war wirklich von Sizilien zum Feind nach Sparta geflohen, und sass nun mit dem König Agis zu Tisch; denn Sparta hatte das Königtum beibehalten, während Athen es früh abgeschworen.

— Mein Freund, sprach der König, ich möchte nicht, dass du an dem öffentlichen allgemeinen Tisch speisest, da du an Athens glänzendes Gastmahl bei Aspasia gewöhnt bist.

— Ich? O nein! Die einfachste Kost war immer meine Regel; schlafen gehen mit der Sonne und aufstehen mit der Sonne! Du weisst nicht, wie streng ich gegen mich selbst bin.

— Wenn du es sagst, muss ich es glauben. Das Gerücht hat dich also verleumdet.

— Verleumdet? Ja gewiss! Du erinnerst dich an die Hermesstandbilder? Ich habe sie nicht umgestürzt, aber sie sind mein Verderben geworden.

— Ist das auch eine Lüge?

— Es ist eine Lüge.

— Aber sag mir etwas anderes: glaubst du, dass es jetzt der Wille der Götter ist, dass Sparta über Athen gewinnen soll?

— Gewiss! So gewiss, wie die Tugend über das Laster siegen wird. Sparta ist Wohnung aller Tugenden, und Athen die aller Laster.

— Man sagt, alle Athener hätten sich von den Frauen zu den Männern gewandt. Ist das wahr?

— Ja, so tief sind sie gesunken, und darum sollen sie von der Erde ausgerodet werden.

— Jetzt höre ich, dass du nicht der bist, für den ich dich hielt; und jetzt will ich dir den Befehl über das Heer geben. Ziehen wir jetzt gegen Athen?

— Ich bin bereit!

— Und ohne Bedenken gegen deine Vaterstadt?

— Ich bin Hellene und nicht Athener! Sparta ist die Hauptstadt von Hellas.

— Alkibiades ist gross! Jetzt gehe ich zum Strategen, und heute abend ziehen wir.

— Geh, König, Alkibiades folgt.

Der König ging, aber Alkibiades folgte ihm nicht sofort, denn hinter der Gardine zum Gynäkeion stand die Königin und wartete. Als das Feld frei war, stürzte sie herein.

— Heil, Alkibiades, mein König!

— Königin, warum nennst du deinen Diener König?

— Weil Sparta dir gehuldigt hat, weil ich dir meine Gunst geschenkt habe, weil du von einem Heldengeschlecht erzeugt bist.

— König Agis der zweite lebt.

— Nicht zu lange! Gewinn deine erste Schlacht, und Agis ist tot!

— Jetzt beginnt das Leben den hart geprüften, landflüchtigen Mann anzulächeln. Wenn du meine Kindheit mit ihren Sorgen känntest, meine Jugend mit ihren Entsagungen! Der Wein war nicht gewachsen für mich, das Weib war nicht geschaffen für mich; Bacchos kannte mich nicht, Aphrodite war nicht meine Göttin. Die keusche Artemis und die weise Pallas führten mich über die Verirrungen der Jugend zu meinem Ziel, welches das Wissen, die Weisheit und die Ehre war! Timia, Königin, als ich zum erstenmal dein Bett teilte...

— Still!

— Da ging es mir auf, dass die Schönheit mehr ist als die Weisheit.

— Still, man lauscht!

— Wer lauscht?

— Ich, Lysander, der Stratege! antwortete eine scharfe Stimme, und mitten im Zimmer stand er:

— Jetzt kenne ich dich, Alkibiades, und ich habe deinen Kopf unter meinem Arm, aber ich habe Spartas Ehre unter meinem andern. Flieh, ehe ich dich ersticke.

— Du hast falsch gehört, Lysander!

— Flieh, erweis uns die Gnade zu fliehen! Es stehen fünfzig Hopliten draussen und warten auf deinen Kopf.

— Wie viele, sagst du? Fünfzig? Dann fliehe ich, denn mehr als dreissig zwinge ich nicht. — Meine Königin, leb wohl. Ich habe besser von Sparta gedacht. Dies wäre in Athen nie geschehen. Jetzt gehe ich zum Perserkönig; dort versteht man besser, was sich passt, und dort brauche ich nicht schwarze Suppe zu essen!

Und Alkibiades sitzt beim persischen Statthalter Tissaphernes. Und Alkibiades, der redegewandte, spricht:

— Ja, mein Lehrer Protagoras lehrte mich einst, alles wird aus seinem Gegensatz geboren; darum, siehst du, kann mein Herz alle Gegensätze umfassen. Sparta und Athen sind mir gleich lieb, das heisst gleich verhasst, des einen Staatsgötter und des anderen Tugenden.

— Du hast ein grosses Herz, Fremdling, ist darin auch für Persien Raum?

— Für die ganze Welt!

— Was denkst du denn von unserer Hauptstadt?

— Ich liebe alle Hauptstädte!

— Aber augenblicklich sollst du unsere am meisten lieben.

— Das tue ich auch!

— Und musst unsere Bundesgenossen auch lieben.

— Wer, verzeih, ist augenblicklich Bundesgenosse?

— Heute ist es Sparta.

— Gut, dann liebe ich Sparta.

— Und wenn es morgen Athen ist?

— Dann liebe ich morgen Athen.

— Danke! Jetzt verstehe ich, dass Hellas fertig ist. Ist es so verfault, das alte Griechenland, dann ist es kaum eine Eroberung wert.

— Protagoras lehrte, dass der Mensch das Mass aller Dinge ist; darum messe ich den Wert aller

Dinge an mir selber; was Wert für mich hat, das schätze ich.

— So lernt ihr von euern Propheten! Dann haben wir bessere; kennst du Zarathustra?

— Um Euch angenehm zu sein, wünschte ich, ich hätte ihn von Kindheit an gekannt.

— Dann hättest du unterscheiden können: Gut und Böse, Licht und Dunkel, Ormuzd und Ahriman. Und du hättest in der Hoffnung gelebt, dass das Licht schliesslich siegen wird: und dass sich alle durchs Leiden versöhnen.

— Ich kann ja versuchen! Ist es ein grosses Buch?

— Wie heissen eure heiligen Bücher?

— Heilige? Was ist das?

— Wo holt ihr eure Religion her, die Kenntnis von den Göttern?

— Aus Homer, glaube ich.

— Ihr glaubt nicht, dass Zeus der allerhöchste Herr der Welt ist?

— Doch, das glaube ich gewiss.

— Aber er ist ja Meineidiger und Päderast.

— Ja! Was kann man dazu tun.

Tissaphernes erhob sich:

— Höre, Gastfreund, wir können nichts zusammen unternehmen, denn wir dienen nicht den gleichen Göttern! Ihr nennt uns Barbaren; gut, zuerst der Fremdling, dann aber der Wilde! Ich habe keinen Namen, der schändlich genug wäre für Leute, die solche Götter verehren. — Die Athener sind aber ebenso verrucht wie du, denn sie haben dir verziehen. Draussen steht ein Gesandter von Athen und bettelt, du mögest zurückkehren. Geh nach Athen, dort ist dein Platz!

— Nach Athen? Niemals! Ich traue ihnen nicht.

— Und sie nicht dir; das hebt sich auf! Geh nach Athen und sag deinen Landsleuten: der Perser

wolle sie nicht haben! Die Weinrebe sucht die frische Ulme, den faulen Kohlkopf aber flieht sie.

Alkibiades hatte angefangen im Zimmer auf und ab zu gehen. Das bedeutete, dass er unschlüssig war.

— Steht der Athener wirklich draussen? fragte er.

— Er liegt draussen auf seinen Knien, um den Verräter Alkibiades um die Gnade zu bitten, ihr Herr zu werden. Aber hör mal, du bist doch ein Mann des Volkes?

— Ja, natürlich.

— Dann musst du den Standpunkt ändern. denn jetzt herrschen die Vornehmen in Athen.

— Ja, ach so, ja ja, aber ich bin ja vornehm, der Vornehmste in der Stadt.

— Kreisel, such eine Peitsche!

Alkibiades war stehen geblieben:

— Ich glaube, ich muss doch mit dem Athener sprechen!

— Tu das! Sprich athenisch mit ihm! Persisch versteht er nicht.

Alkibiades kehrte nach Athen zurück, das Todesurteil wurde aufgehoben; und als Feldherr, der eine Schlacht gewonnen hatte, konnte er im Triumphzug vom Piräus in die Stadt ziehen.

Die Gunst aber war unbeständig, und als er in den Verdacht geriet, nach der Königskrone zu streben, floh er wieder, dieses Mal zum persischen Satrapen Pharnabazes.

Da er nicht ohne Intrigen leben konnte, wurde er bald in eine verwickelt, entlarvt und zum Tode verurteilt.

Alkibiades sass bei seiner Freundin und plauderte in aller Ruhe und Gemächlichkeit:

— Du glaubst also, Timandra, dass Cyrus gegen seinen Bruder Artaxerxes zieht, um den Thron von Persien einzunehmen?

— Ich bin dessen sicher, und ebenso sicher, dass er zehntausend Athener unter Xenophon bei sich hat.

— Weisst du, ob Artaxerxes gewarnt ist?

— Ich weiss es!

— Wer hat ihn warnen können?

— Das hast du getan.

— Weiss Cyrus das?

— Ja, das weiss er.

— Wer hat mich verraten?

— Das habe ich!

— Dann bin ich verloren.

— Ja, das bist du.

— Dass ich durch ein Weib fallen muß!

— Hast du etwas anderes erwarten können, Alkibiades?

— Eigentlich nicht! — Kann ich nicht fliehen?

— Du nicht, aber ich.

— Ich sehe Rauch, ist Feuer im Haus?

— Ja, das ist es! Und Bogenschützen draussen!

— Das Lustspiel ist aus! Wir kehren zurück zum Trauerspiel...

— Und das Satyrspiel beginnt.

— Es ist heiss an den Füssen, sonst pflegt der Tod mit Kälte zu kommen.

— Alles wird von seinem Gegensatz geboren, Alkibiades.

— Gib mir einen Kuss!

Sie küsste ihn, den schönsten Mann von Athen.

— Danke!

— Geh ans Fenster; da wirst du sehen!

Alkibiades trat ans Fenster:

— Jetzt sehe ich...

In diesem Augenblick wurde er von einem Pfeil getroffen:

— Jetzt aber sehe ich nichts! Es dunkelt, und ich habe geglaubt, es werde hell werden!

Timandra floh, als die Leiche zu brennen anfing.

Sparta hatte Athen besiegt und Athen lag in Ruinen. Die Volksherrschaft war aus und man hatte dreissig Tyrannen bekommen.

Sokrates und Euripides wanderten betrübt unter den Trümmern auf der Agora umher. Sokrates sprach:

— Auf den Ruinen von Athens Mauern! Wir sind Spartaner geworden; wollten keinen Tyrannen und bekamen dreissig.

— Ich reise nach Norden, sagte Euripides, ich gehe nach Mazedonien, wohin ich geladen bin.

— Da tust du recht, denn die Tyrannen haben deine Tragödien verboten.

— Das ist die Wahrheit.

— Und mir haben sie verboten, zu unterrichten.

— Haben sie Sokrates zu sprechen verboten? Nein! Also kann er unterrichten, denn er kann nicht sprechen, ohne zu unterrichten. Aber sie müssen den Orakeln zu sprechen verboten haben, denn die haben mit dem Weissagen aufgehört. Alles hat aufgehört! Hellas hat aufgehört! Und warum?

— Ja, frage nur! Hat Zeus den Sohn gezeugt, der ihn stürzen soll, wie Aeschylos verkündete?

— Wer weiss, das Volk hat einen neuen Gott eingeführt, der Adonai oder Adonis heisst. Er ist vom Morgenland, und sein Name bedeutet der Herr.

— Wer ist der neue Gott?

— Sag das, wer kann! Er lehrt sterben wollen und auferstehen von den Toten. Aber sie haben auch eine Göttin bekommen. Hast du von der Ky-

bele gehört, der Mutter der Götter, einer Jungfrau, die in Rom gleich Vesta von vestalischen Priestern verehrt wird?

— Es ist soviel Neues und Unklares, wie Wein in Gärung. Dort kommt Aristophanes. Leb wohl, mein Freund, zum letztenmal hier im Leben.

— Warte! Aristophanes winkt! Nein, sieh, er weint! Aristophanes weint!

Aristophanes kam heran!

— Euripides, sagte er, geh nicht, ehe ich dich gesprochen habe.

— Kannst du sprechen? antwortete Euripides.

— Ich weine.

— Fall nicht aus der Rolle! Soll das Tränen vorstellen?

— Beklage einen Unglückskameraden, Euripides; die Tyrannen haben mein Theater geschlossen.

— Sokrates, soll ich meinen Henker beklagen?

— Ich glaube, der Nemesistempel ist wieder geöffnet! antwortete Sokrates. Aristophanes ist noch nie naiv gewesen, jetzt ist er es gehörig. — Ich beklage dich also, Aristophanes, dass du mich nicht mehr schmähen darfst. Ich verzeihe dir, aber ich will deinen Komödien nicht auf die Bühne helfen. Das ist zuviel verlangt! Jetzt folge ich Euripides nach Haus!

Sokrates sass bei Aspasia, die gealtert war.

— Euripides ist nach Mazedonien gegangen, sagte Sokrates.

— Von seinen Frauen.

— Du bist bitter geworden.

— Ich habe die Ruinen und alles andere satt. Die Tyrannen ermorden Bürger.

— Das ist die Beschäftigung von Tyrannen.

— Bekommen wir bald Ruhe?

— Auf dem Kerameikos in einem Zedernsarg.

— Ich will nicht sterben, ich will leben, aber ruhig!

— Das Leben ist nicht ruhig.

— Doch, wenn man es nur gut hat.

— Das hat man nie.

— Nein, wenn man schlecht verheiratet ist wie du, Sokrates.

— Meine Frau ist allerdings die Schlimmste; hätte sie mich nicht zum Mann bekommen, wäre sie längst ermordet.

— Xanthippe verrät dich mit ihrem Klatsch; und wenn sie nicht versteht, was du sagst, gibt sie entstellte Bilder deiner Gedanken und deiner Person.

— Das weiss ich, kanns aber nicht ändern.

— Warum verharrst du in der Erniedrigung?

— Warum fliehen? Nur vor der Uebermacht hat man ein Recht zu fliehen, und Xanthippe ist keine Uebermacht für mich.

— Dir ist bei Todesstrafe verboten, Vorlesungen zu halten; das verschuldet sie und Anytos.

— Sie mag meinen Tod verschulden, dann hat sie nur meine Befreiung verschuldet... Aspasia, ich höre, dass unsere Freundschaft im Abnehmen ist; du hast neue Freunde bekommen, du bist eine andere geworden! Lass mich Lebewohl sagen, ehe Lysikles kommt.

— Kennst du ihn?

— Ja, und die ganze Stadt spricht von deiner Ehe.

— Mit dem Viehhändler Lysikles?

— Ja, das ist deine Sache; davon spreche ich nicht.

— Aber du findest, Perikles' Andenken hätte besser bewahrt werden müssen?

— Ich hätte gern Aspasias Andenken besser gewahrt gesehen, aber da ich gesehen habe, wie Athener sich mit Blumenkränzen schmücken, um Athens Untergang zu feiern; da ich Phidias...

— Wie wird denn Sokrates enden?

— Jedenfalls nicht wie Aspasia.

— Die Götter treiben Possen mit uns! Hüte dich, Sokrates!

Sokrates sass schliesslich im Gefängnis, angeklagt, die Jugend verführt und die Götter des Staates geschmäht oder geleugnet zu haben. Unter den Anklägern wurden genannt: ein junger schlechter Dichter Melitos, der Gerber Anytos und der Redner Lykon.

Sokrates hielt seine Verteidigungsrede und erklärte, er habe immer an Gott geglaubt und an die Stimme seines Gewissens, an das Daimonion. Er wurde zum Giftbecher verurteilt, im Gefängnis gehalten, wo er jedoch seine Frau und seine wenigen überlebenden Freunde sehen konnte.

Jetzt war die Frau da und weinte.

— Weine nicht, sagte Sokrates; du hast keine Schuld.

— Willst du die Kinder sehen?

— Warum sollte ich ihre kleinen Seelen mit einem unnützen Abschiednehmen zerreissen? Geh du zu den Jungen und tröste sie; zerstreu sie mit einer Ausfahrt in die Wälder.

— Sollen wir uns freuen, während du stirbst?

— Freut euch, dass meine Leiden ein Ende nehmen! Freut euch, dass ich in Ehre sterbe...

— Hast du keinen letzten Wunsch?

— Ich wünsche nichts! Doch, Friede, Freiheit von euern törichten Tränen und Seufzern, und euern störenden Klagen. Geh, Frau, und denk, daß Sokrates schlafen will, denn er ist müde und mürrisch; denk, dass er wieder erwacht und dann ausgeruht ist, verjüngt, froh und liebenswürdig.

— Ich wünschte, du hättest mich dies alles früher gelehrt; von mir hattest du nichts zu lernen.

— Doch, von dir habe ich Geduld und Beherrschung gelernt!

— Verzeihst du mir?

— Das kann ich nicht! Denn das habe ich bereits getan. — Sag mir jetzt lebwohl, als ob ich verreisen wolle. Sag: Auf Wiedersehen, als wäre ich bald zurück!

— Leb denn wohl, Sokrates, und sei nicht böse auf mich!

— Nein, ich bin dir sehr gut!

— Leb wohl, mein Gatte, für ewig!

— Nicht für ewig! Du wünschest ja, mich wieder zu sehen. Mach eine heitere Miene und sag: Auf Wiedersehen!

— Auf Wiedersehen!

— So! — Und wenn wir uns wiedersehen, gehen wir zusammen mit den Kindern in die Wälder.

— Sokrates war nicht so, wie ich geglaubt habe...

— Geh, ich will schlafen!

Und sie ging, aber traf in der Tür Platon und Kriton.

— Die Stunde nähert sich, Freunde! sagte Sokrates matt und mit brennenden Blicken.

— Bist du ruhig, Meister?

— Die Wahrheit zu sagen, bin ich ganz ruhig! Froh, will ich nicht behaupten, aber mein Gewissen beunruhigt mich nicht.

— Wann, Sokrates, wann — soll es geschehen?

— Du meinst, wann — es geschehen soll, das letzte? Platon, mein Bester, mein Liebster... es eilt... ich habe eben einen Schlaf genossen — ich bin über den Fluss gewesen, auf der andern Seite; ich habe in einem Augenblick die Urbilder der unver-

gänglichen Schönheit gesehen, von denen die Dinge nur dunkle Abbilder sind... Ich habe die Zukunft gesehen, die Schicksale des Menschengeschlechts; ich habe zu den Mächtigen, Hohen, Reinen gesprochen; ich lernte die weise Ordnung, welche die scheinbare grosse Unordnung lenkt; ich bebte über das unergründliche Geheimnis des Alls, das ich ahnend begriff; und ich erfasste die ganze Weite meiner Unkenntnis. Platon, du sollst es schreiben! Du sollst die Menschenkinder lehren, die Dinge mit massvoller Geringschätzung anzuschauen, in Ehrfurcht zum Unsichtbaren aufzusehen, die Schönheit zu verehren, die Tugend zu pflegen und auf die Erlösung zu hoffen, während der Arbeit, in Pflichten und durch Entsagung!

Er ging zu Bett und legte sich nieder.

Platon folgte ihm:

— Bist du krank, Meister?

— Nein, ich bin es gewesen; jetzt aber genese ich.

— Hast du schon...

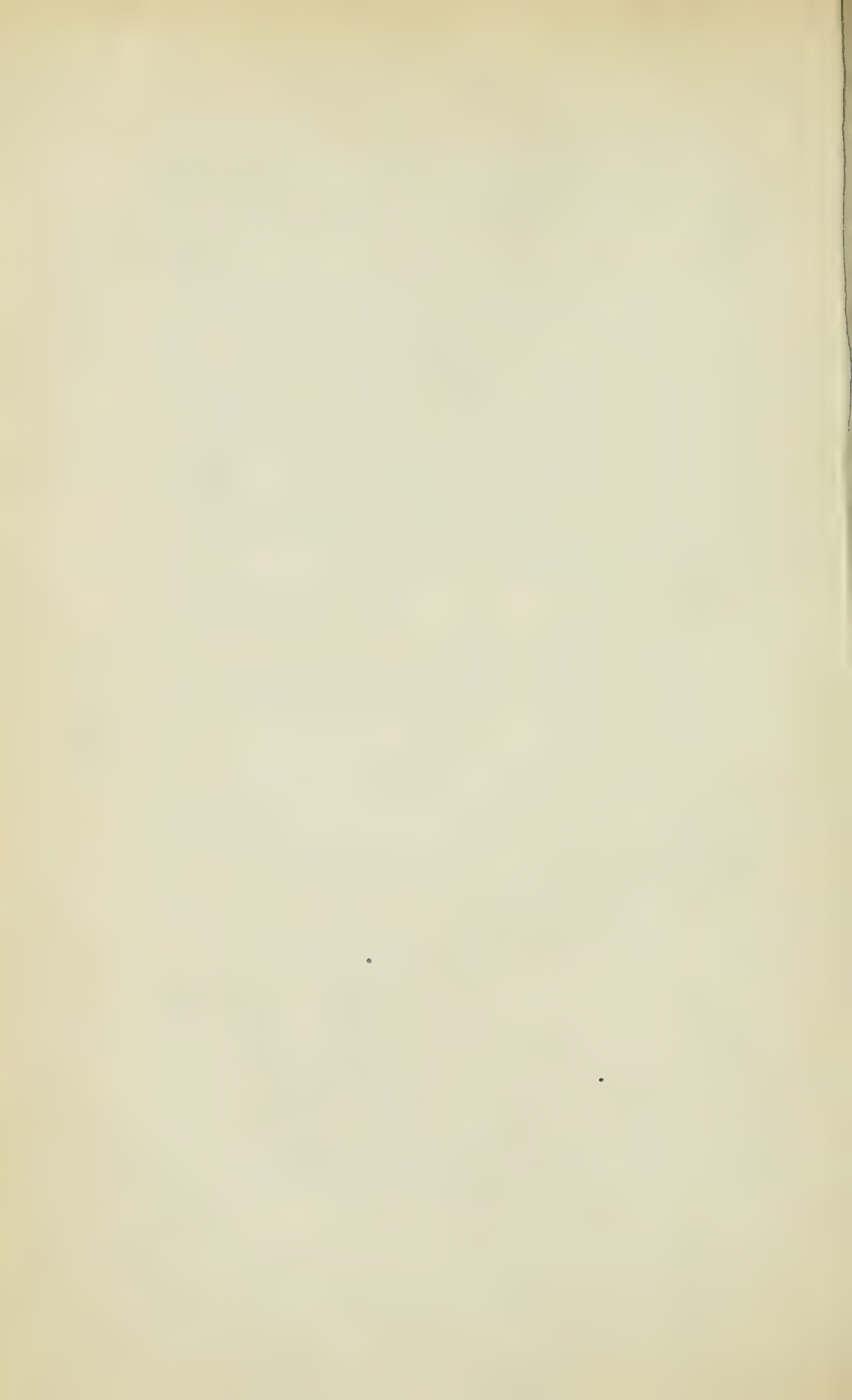
— Ich habe schon den Becher geleert!

— Der Weiseste geht von uns.

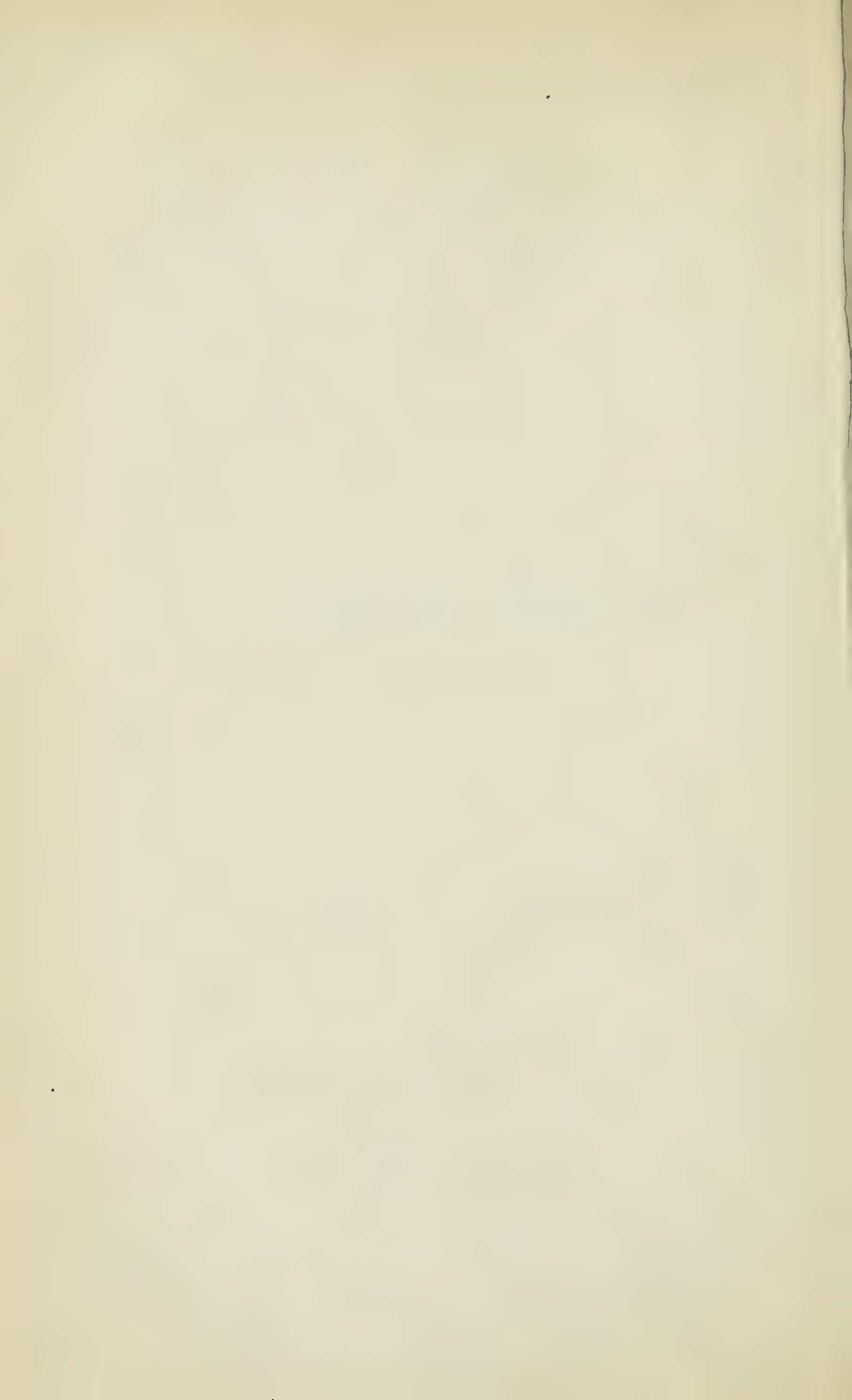
— Kein Sterblicher ist weise! Aber ich preise die Götter, die mir Schamhaftigkeit und Rechtsgefühl gegeben haben.

Es wurde still im Zimmer.

— Sokrates ist tot!




FLACCUS UND MARO



Nach Sokrates' Tod war die Größe Athens dahin. Sparta herrschte dann seine Zeit, und darauf kam die Reihe an Theben. Nach Theben brachen die Mazedonier ins Land, und diese herrschten bis zum Jahr 196, als die Römer sowohl Mazedonien wie Griechenland einnahmen, Korinth vollständig zerstörten, Athen aber, das unter Sulla seine Befestigungen verlor, wegen seiner grossen Erinnerungen verschonten.

Jetzt, unter Caesar, war es sehr in Mode, die Jugend nach Athen zu senden, damit sie dort Grammatik, Rhetorik und Philosophie studiere. Einen grossen Philosophen gab es nicht, sondern man lernte aus der Geschichte der Philosophie. Eine Religion gab es auch nicht, denn niemand glaubte an die Götter des Staates, obwohl man aus alter Gewohnheit Opferfeste feierte.

Athen war tot wie die ganze alte Welt, Egypten, Syrien, Kleinasien. In Rom lebte man von der Vergangenheit Griechenlands, und der grösste Mann, Cicero, begann immer, wenn er ein philosophisches Thema klar machen sollte, davon zu sprechen, was die alten Griechen zu der Sache meinten; und damit schloss er auch, denn eine eigene Ansicht von der Natur der Götter zum Beispiel hatte er nicht.

Eines Vorfrühlingstages in den letzten Jahren Julius Caesars sassen zwei Studenten in einer Laube unterhalb Lykabettos, dem Gymnasium Kynosarges gegenüber. Sie hatten Wein auf dem Tisch, waren aber ihrem gelben Chios nicht sehr ergeben. Sie sassen still, gleichgültig da, als warteten sie.

Aber alles um sie herum schien ebenfalls von der gleichen Schlaffheit ergriffen zu sein. Der Gastwirt sass da und schlief; die Jünglinge im Gymnasium gegenüber lungerten an der Tür herum: die Wanderer auf der Landstrasse trotteten still dahin, ohne zu grüssen: der Bauer auf dem Feld sass auf seinem Pflug und wischte sich den Schweiss aus der Stirn.

Der ältere der Studenten befingerte sein Glas und öffnete schliesslich den Mund:

— Sag etwas!

— Ich habe nichts zu sagen, denn ich weiss nichts.

— Hast du bereits ausgelernt?

— Ja.

— Ich kam gestern aus Rom mit grossen Hoffnungen, etwas Neues lernen zu können und unerhörte Dinge zu hören, aber ich höre nur das Schweigen.

— Mein lieber Maro, ich bin jahrelang hier gewesen, und ich habe gehört, aber nichts Neues. Ich habe in der Poikile gehört, dass Thales behauptet, die Götter hätten nie existiert, sondern alles sei aus etwas Feuchtem entstanden. Ich habe ferner Anaximenes' Lehre gehört, alles sei aus der Luft; Pherekydes' Lehre vom Äther als Urprinzip; Heraklits Lehre vom Feuer. Anaximander hat mich gelehrt, dass das Weltall sich aus einem Urstoff herleite. Leukippos und Demokritos sprachen mir von einem leeren Weltraum mit Urkörpern oder Atomen. Anaxagoras hat mir eingeredet, die Atome hätten Vernunft. Xenophanes wollte mich überzeugen, Gott und die Welt seien eins. Empedokles, der Klügste von der ganzen Gesellschaft, wurde verzweifelt über die Mangelhaftigkeit der Vernunft, und ging in seiner Verzweiflung hin und warf sich in Ätnas brennenden Berg, mit dem Kopf voran.

— Glaubst du das?

— Nein! Es ist wohl Lüge wie alles andere. — Darauf lernte ich von Plato eine Menge guter Dinge, die nachher alle von Aristoteles widerlegt wurden. Zuletzt blieb ich stehen bei dem Weisesten der Weisen, Sokrates, der offen erklärte, wie du weisst, dass er nichts wisse.

— Das sagten ja die Sophisten: dass man nichts wissen könne, kaum das.

— Du hast recht, und unser guter Sokrates war ein Sophist, ohne es zu wollen! Aber es gibt einen, einen einzigen, der... ja ich meine Pythagoras. Er hat ja dies und das verkündet, im Osten und im Westen, aber ich habe in seiner Philosophie einen Anker gefunden, den ich in den Boden gesenkt habe. Ich wehe allerdings im Wind, aber ich treibe nicht davon.

— Erzähle!

— Ja, so heisst es: Tu, was du für edel hältst, auch auf die Gefahr hin, aus dem Land gewiesen zu werden; die Menge kann das Edle nicht beurteilen. Darum sollst du ihr Lob geringschätzen und ihren Tadel verachten. Pflege deine Glaubensbrüder, halte aber die übrigen Menschen für eine Masse ohne allen Wert. Mit den Bohnen (die Demokraten meint er) führe stets Krieg. „Odi profanum vulgus et arceo!“

— Du müsstest zu Hause in Rom leben, Flaccus, wo...

— Ja, was macht ihr jetzt in Rom?

— Caesar ist Caesar, er erobert die Welt, und besitzt alle höchsten Ämter, sogar die priesterlichen, in seiner Person. Dagegen habe ich nichts, aber man behauptet, er trachte nach Vergötterung.

— Warum nicht! Alle Götter sind erst Helden gewesen, und viele Götter sind nicht so gross ge-

wesen wie Caesar. Romulus war doch kein Riese, wenn er auch das Glück hatte, zuerst zu kommen, und einer muss es doch sein. Jetzt ist er Gott, hat Tempel, und man opfert ihm.

— Es ist wohl eine Lüge wie alles andere!

— Wahrscheinlich.

— Ja, ich habe eine andere Geschichte gehört von der Gründung Roms durch Aeneas' Sohn Ascanius, der aus Troja floh; und diese Fabel will ich zum Ausgangspunkt meines grossen Gedichtes machen...

— Ist es die Aeneis, von der man spricht?

— Ja, die Aeneis!

— Ist es schwer zu dichten?

— Nein, man folgt den guten Mustern. Bisher ist Theokrit mein Vorbild gewesen, jetzt aber werde ich zum Vater Homeros selber gehen.

— Beim Herakles! — Nun, hier bist du ungestört, solange nämlich wie Mäcenas dir die Sesterzen regelmässig schickt!

— Das tut er! — Aber wie schlägst du dich durch?

— Es ist mein alter Vater, ein Freigelassener, der arbeitet sich in der Quästur ab und hält mir dort einen Platz frei für die Zukunft.

— Hast du keine Interessen, keine Leidenschaften, keinen Ehrgeiz?

— Nein, was sollte ich damit? Nihil admirari. Das ist meine Losung. Wenn es Götter gibt, welche die Geschicke der Menschen und Völker lenken, warum sollte ich eingreifen und mich in einem nutzlosen Kampf aufreiben? Denk doch nur an Demosthenes, der dreissig Jahre lang gegen den Mazedonier redete, und seine Landsleute warnte, die nicht auf ihn hören wollten. Die Götter hielten es mit dem Mazedonier und verurteilten Hellas zum

Untergang. Demosthenes kam ins Gefängnis. Lächerlicherweise wurde er angeklagt, vom selben Mazedonier bestochen zu sein. Das war natürlich eine Lüge! Dieser Patriot, der sich für die Rettung des Vaterlandes opferte, der glaubte die Sache der Götter zu führen, musste Gift nehmen, und fiel, gegen die Götter kämpfend! Vestigia terrent!

Während dieses Gespräches war die Sonne gesunken, und jetzt in der Dämmerung sah man Feuer aufflammen auf Ägina, auf Salamis, bei Phaleros, im Piräus und schliesslich auf der Akropolis. Das Gemurmel von der Stadt wurde lauter und stieg zu einem einzigen ungeheuren Freudenschrei. Männer kamen die Strasse hinunter, brachten Frauen und Kinder mit; die einen gingen, die andern fuhren und ritten.

Der gute Agathon, der Gastwirt, war erwacht und hinaus auf die Landstrasse gegangen, um die Ursache des Wirrwarrs zu erfahren.

Die beiden Studenten waren aufs Dach des Weinkellers gestiegen, um zu spähen. Aber sie ahnten Gefahr für Fremdlinge, die sie waren, und von den immer lauteren Rufen erschreckt, stiegen sie wieder herunter und versteckten sich im Kelterhaus.

Schliesslich war Agathons Stimme zu hören:

— Caesar ist ermordet! Tod den Römern! Freiheit für Hellas!

Das war die Neuigkeit.

Der Garten der Weinschenke füllte sich mit Volk, der Wein floss und Jubelrufe schallten und wechselten mit Stichelreden auf die vorbeiziehenden Römer ab, die aus der Stadt nach Norden flohen, um die mazedonische Grenze zu erreichen.

Maro und Flaccus standen eine grosse Angst aus, in der Kufe der Weinkelter verborgen, aus welchem

Hinterhalt sie die ganze Neuigkeit mit den Nebenumständen erfuhren.

Caesar von Cassius und Brutus auf dem Kapitol ermordet.

— Brutus? flüsterte Maro. Dann ist es wohl aus mit den Caesaren, wie der alte Brutus mit den Königen ein Ende machte!

Und Brutus auf der Flucht nach Hellas, um die Hellenen gegen die Römer zu erheben.

— Es lebe Brutus! rief man im Garten.

— Dann werden wir auch leben, sagte der geschmeidige Flaccus. Caesar ist tot, huldigen wir Brutus, vorläufig.

Viele Jahre waren verflossen, als der frühere Student von Athen, Quintus Horatius Flaccus, im Garten seiner Villa in den Sabiner Bergen spazierte. Diese Villa hatte er von seinem Freund Mäcenas bekommen, der dicht daneben in Tibur selbst ein prächtiges Landhaus besass.

Horatius war nun ein sehr berühmter Dichter, aber doch der gleiche wie der Student in Athen. Das Schicksal oder die Götter hatten mit ihm gespielt, aber der Dichter hatte es auch als einen guten Scherz von den Oberen hingenommen und den mit einer Satire beantwortet.

Nach der Ermordung Caesars war nämlich Brutus nach Griechenland geflohen und dort so gut aufgenommen, dass die Athener ihm eine Statue errichteten und Truppen für ihn anwarben gegen Antonius und die anderen, unter denen sich der kranke Oktavianus (später Augustus) befand.

Horatius wurde als Soldat gepresst, und führte wirklich eine Legion bei Philippi, wo Brutus fiel. Der Dichter, der kein Krieger war, floh vor der Übermacht und kam nach Rom, wo er nach der Amnestie Staatsschreiber wurde. Gleichzeitig hatte er begonnen, Verse zu machen, wurde von Mäcenas entdeckt und erhielt seinen Lohn in einem Landgut.

Kaiser Augustus bewunderte ihn und bot ihm eine Stellung als Sekretär an. Horatius aber lehnte ab; teils weil er niemals etwas anderes als den Usurpator in diesem Imperator sehen konnte, teils weil er Freiheit und Unabhängigkeit vor allem liebte.

Jetzt spazierte er in seinem Garten, dessen Obstbäume er selbst gepropft hatte. Er pflückte Rosen und Hyazinthen, denn er erwartete Besuch, einen lieben Gast, den alten Studiengenossen aus Athen, Publius Virgilius Maro, ebenso bekannt wie Horatius, obgleich er seine Aeneis noch nicht in Handschrift hatte erscheinen lassen.

In einer Weinlaube war gedeckt; alter Massischer und Falerner lag bereits auf Eis. Austern und Aale waren da; ein Zicklein und einige Wachteln staken am Spies im Brathaus; die Früchte des Gartens waren gepflückt; auf dem für zwei Personen gedeckten Tisch fehlten nur die Blumen.

Ein kleiner schreibkundiger Sklave lief zwischen der Gartentür und dem Taubenturm hin und her, um nach dem erwarteten Gast zu spähen.

Der Dichter stand gerade an der Wassertonne und wusch sich die Hände, da er die Blumenernte beendet hatte, als ihn jemand auf die Schulter klopfte:

— Virgilius! Welchen Weg bist du denn gekommen?

— Über die Höhen von Tibur, von Mäcenas.

— Willkommen, welchen Weg du auch gekommen bist, Wanderer; setz dich, du wirst müde sein, in mein Hemicyklon unter selbstgepflanzte Oliven, während die Bratspiesse kreiseln und die Hackmesser hacken! Hier siehst du meine Scholle, welche die Welt vorstellt...

Die ersten Grüsse und Fragen waren abgemacht, und die Freunde hatten am Tisch Platz genommen. Der Wirt war allerdings Epikuräer oder Verehrer des Genusses; um aber geniessen zu können, muss man mässig sein, und die Mahlzeit war nach römischer Sitte zu urteilen recht frugal, an sich aber einfach und glänzend.

Dann kamen die Becher, und der Wein weckte die Erinnerungen, trotz seiner angeblichen lethischen Fähigkeit, sie zu löschen.

— Nun, du warst im Krieg, Freund? begann Virgilius.

— Ja, und ich bin schmählich geflohen, wie du weisst.

— Ich habe es in einem von deinen Gedichten gelesen, aber es soll nicht wahr sein, und du hast dich selber verleumdet.

— Habe ich? Vielleicht! Man schwatzt ja, wenn man dichtet.

— Du Dichter, entsinnst du dich, wie du mich in Athen fragtest, ob es schwer sei? Wie bist du zum schreiben gekommen?

— Ich brauchte Geld!

— Jetzt verleumdest du dich wieder! Könnten alle Klienten, die Geld nötig haben, schreiben, so wäre die Welt voll von Dichtern.

— Vielleicht ist es also nicht so gewesen! Aber sprich von dir! Von deiner Aeneis.

Virgilius wurde finster:

— Von der will ich nicht sprechen.

— Ist sie fertig?

— Mehr als das! Es ist aus mit ihr!

— Aus?

— Ja! Als ich sie las, fand ich sie misslungen! Das war nicht Homer, das war nichts! Es war wohl die Strafe, weil ich den Vater überglänzen wollte...

— Hast du sie vernichtet?

— Noch nicht, aber sie liegt versiegelt, um nach meinem Tod vernichtet zu werden.

— Jetzt verleumdest du dich, und du bist niedergedrückt, Maro, nicht von Jahren, nicht von Arbeit, sondern von etwas anderm.

— Ja, von etwas anderm. Das Zukünftige beunruhigt mich!

Horatius schüttelte seinen Pokal und rezitierte:

Such nicht, strafbar es ist, wissen die Grenz,
die von den Göttern ist
unserm Leben gesetzt; nicht such das Schicksal, o Leuconoë,
in chaldäischer Zahl, daß du ihm ruhiger begegnest ja.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sei klug! Klär deinen Wein!
Mitten im Wort uns flieht das neidische
Leben! Nütze den Tag, trau im geringsten nicht dem
folgenden!

— Das kann ich nicht, unterbrach Virgilius; ich kanns nicht im Becher ertränken, wenn ich mein Vaterland untergehen sehe!

— Ist Rom je so mächtig gewesen wie jetzt? Besitzen wir nicht die ganze bekannte Welt, Egypten, Syrien, Griechenland, Italien, Spanien, Germanien, Gallien, Britannien! Ist mehr zu haben, wenn ich nicht Indien und Persien nenne? Und doch leben wir in Friedenszeit; der Janustempel ist geschlossen, die Erde freut sich, die Künste blühen und der Handel war nie so rege wie jetzt.

— Ja, der Friede vorm Krieg! Denn alle diese eroberten Völker sind erwacht und werfen ihre Blicke nach Rom! Nicht auf Griechenland wie früher, denn Griechenland ist öde und wüst geworden und geht in die grosse Ruhe ein. Weisst du, dass Sulla und Mithridates mordend und plündernd über Hellas dahingefahren sind, so dass Wissenschaft und Kunst zum egyptischen Alexandria oder dem wachsenden Byzanz flohen? Weisst du, dass die Seeräuber, von unbekannter Herkunft, aber von Osten, neulich jeden einzigen Tempel in Hellas geplündert haben, so dass dort kaum noch Gottesdienst gehalten werden kann. Die Orakel sind verstummt, die Dichter schweigen wie Singvögel im Gewitter, die grossen Tragödien

werden nicht mehr gespielt; man sieht lieber Farcen und Gladiatorenspiele. Eine Ruine ist Hellas, und Rom wird bald auch eine sein.

— Die Zeit ist schlimm, das gebe ich zu, aber jede Zeit ist eine des Verfalls gewesen und hat doch zugleich eine neue Epoche vorbereitet. Der Laubschmuck des Herbstes soll die Treibbeete des folgenden Frühlings betten; Natur, Leben und Geschichte erneuern sich immer durch den Tod. Darum ist der Tod für mich nur eine Erneuerung, ein Wechsel, und wenn ich einen Leichenzug treffe, sage ich mir immer: O, wie angenehm ist es zu leben!

— Mein geliebter Flaccus, du lebst durch deine Träume im goldenen Zeitalter, während wir andern uns nur mit diesem Leben des eisernen Zeitalters schleppen. Erinnerst du dich, wie Hesiod bereits klagt?

— Nein, das habe ich vergessen, aber um dir angenehm zu sein, will ich es anhören.

— Es ist ein eisernes Volk, das jetzige, und nie ruhen sie von der Last der Arbeit, nicht am Tage, nicht in der Nacht! Ein sündiges Volk sind sie; und die Götter senden ihnen schwere Sorgen! Aber auch wenn sie Freude schicken, wird diese ihnen zum Unglück. Einmal wird Zeus sie ausrotten, diese vielversprechenden Völker, wenn sie mit grauen Schläfen geboren werden. Unsere Kinder werden ja bereits als Greise geboren, zahnlos, runzelig und mit kahlen Köpfen. Der Vater ist seinem Kind nicht gewogen, das Kind nicht seinem Vater, der Gast nicht seinem Wirt, der Diener nicht dem Diener, der Bruder nicht dem Bruder. Die Kinder entehren die alten Eltern, schmähen sie, sprechen unfreundliche Worte; diese jungen Schurken, die von der göttlichen Rache nichts wissen und ihre ergrauenden Eltern niemals für die Pflege in der Kindheit be-

lohnen. Die Faust ist das Recht, und die eine Stadt verheert die andere Redlichkeit und Treue gegen Eide werden nie belohnt, ebenso wenig wie Güte oder Gerechtigkeit. O nein, wer Sünde verübt und Gesetz bricht, der erlangt Ehre. Die Schurken betrügen edle Menschen und begehen Meineid ohne Skrupel. Der Neid verfolgt die Menschen, diese Unseligen mit ihren widrigen Stimmen und schrecklichen Gesichtern, die sich über das Böse freuen und den Schaden, den sie verüben können.

— Ja, so hat Hesiod vor tausend Jahren gesprochen, und ich muss gestehen, es stimmt! Aber was kann man tun?

— Ja, es stimmt! Cicero wurde ermordet, und ich wäre geneigt, Catos Beispiel zu folgen, der in den Tod ging, um der Sünde zu entgehen. Ich sinke, Flaccus, in Lüge und Heuchelei! Aber ich will nicht hinunter, ich will hinauf... Ich habe Augustus und seinen Sohn Marcellus in meinen Versen gepriesen, aber ich glaube nicht mehr an sie, denn sie sind nicht die Zukunft! Darum soll die Aeneis verbrannt werden!

— Du beunruhigst mich, Maro! — Aber woran glaubst du?

— Ich glaube an die Sibylle, die vorausgesagt hat, dass das eiserne Zeitalter zu Ende gehen und ein goldenes Zeitalter wieder kommen wird...

— Du hast das in der vierten Ekloge gesungen, erinnere ich mich... Hast du Fieber?

— Ich glaube, ich habe es... Erinnerst du dich, nein, unsere Väter erinnern sich, als das Kapitol brannte und dabei die sibyllinischen Bücher verbrannten. Jetzt aber sind neue Bücher aus Alexandria gekommen, und in denen hat man gelesen, dass eine neue Zeitrechnung bald beginnen wird; daß

Rom zerstört, aber bald wieder aufgebaut werden wird, und dass ein goldenes Zeitalter....

Hier schwieg der Seher.

— Verzeih, Flaccus, aber ich bin krank und muss heimreiten, ehe die Nebel der Campagna steigen.

— Eheu fugaces Postume, Postume! Labuntur anni! Ich folg dir, Freund, auf meinem Esel, denn du bist krank! Aber:

> Den Mann gerechten Herzens und festen Muts
> nicht blinder Bürger Eifer, der Mord verlangt,
> nicht drohender Tyrannen Anblick
> macht ihn verzagt oder wankelmütig!
>
> — — — — — — — — — — — — — — —
>
> Und fällt der Weltenbau zusammen,
> schreckenlos steht er, umkracht von Trümmern.

Einige Tage später starb Virgilius in Neapel.

Man öffnete sein Testament und fand wirklich ein Verlangen, seine Aeneis solle verbrannt werden. Man willfahrte aber dieser Bitte nicht.

Die Nachwelt hat dieses Vorgehen gegen den letzten Willen eines Toten verschieden beurteilt; einige meinen, es sei schade gewesen; andere meinen, es sei ein Vorteil.

Als das Christentum kam, wurde Virgil zu den Propheten gerechnet. Die Aeneide hielt man für ein sibyllinisches Buch, und man nahm sie in die Liturgie auf. Man pilgerte zum Grab des Dichters. Und später wurde er, von Dante, zum Heiligen erhoben.



LEONTOPOLIS



Eine Karawane hatte sich auf einer Höhe östlich von dem alten egyptischen Heliopolis gelagert. Da war viel Volk, alles jedoch Hebräer. Und die waren auf Kamelen und Eseln von Palästina durch die Wüste gezogen; dieselbe Wüste, welche die Kinder Israel vor tausend Jahren durchstreift hatten . .

Im Abenddunkel beim schwachen Schein des Halbmonds waren die Lagerfeuer zu Hunderten zu sehen, und bei ihnen sassen die Frauen mit ihren kleinen Kindern, während die Männer Wasser trugen.

Noch nie hatte die Wüste wohl so viel kleine Kinder gesehen; und als sie jetzt zur Nacht besorgt werden sollten, hallte das Lager vom Geschrei der Kinder wider. Es war wie eine einzige grosse Kinderstube.

Als aber das Waschen vorüber war und die Kleinen an die Mutterbrust gelegt wurden, verstummten die Schreie, der eine nach dem andern, und es wurde ganz still auf dem Feld.

Unter einer Sykomore sass eine Frau und säugte ihr Kind; daneben stand ein hebräischer Mann und legte seinem Esel Ginsterzweige vor. Als er das besorgt hatte, ging er höher auf den Hügel hinauf und spähte nach Norden.

Ein Fremdling, nach der Tracht zu urteilen, ein Römer, ging vorbei, musterte das Weib mit dem Kind, als zähle er sie mit.

Der Hebräer zeigte Unruhe, und um sie zu verbergen, begann er ein Gespräch mit dem Römer:

— Sag, Wanderer, ist das die Stadt der Sonne dort im Westen?

— Du siehst sie! antwortete der Römer.

— Das ist also Beth Semes?

— Heliopolis, von wo Griechen und Römer ihre Weisheit geholt haben; Platon selbst ist hier gewesen...

— Ist Leontopolis auch von hier zu sehen?

— Du siehst die Zinnen des Tempels zwei Meilen nordwärts.

— Das ist aber das Land Gosen, das unser Vater Abraham besuchte und das Jakob zugeteilt bekam, sagte der Hebräer, sich an sein Weib wendend, das nur mit einem Neigen des Kopfes antwortete.

Darauf zum Römer:

— Israel wanderte aus Egypten nach Kanaan. Nach der babylonischen Gefangenschaft aber zog ein Teil wieder hierher und liess sich hier nieder. Das weisst du.

— Das weiss ich ungefähr! Und jetzt haben sich die Israeliten bis zu vielen tausend Seelen vermehrt; auch haben sie einen eigenen Tempel gebaut; eben den, welchen du in der Ferne siehst. Wusstest du das?

— Ich wusste es ungefähr! Aber das ist also römisches Land?

— Das ist es!

— Alles ist jetzt römisch: Syrien, Kanaan, Griechenland, Egypten...

— Germanien, Gallien, Britannien; die Welt gehört Rom nach der Voraussage der Cumäischen Sibylle.

— Gut! Aber die Welt soll durch Israel erlöst

werden, nach Gottes eigener Verheissung zu unserm Vater Abraham.

— Die Fabel habe ich auch gehört, aber für den Augenblick hat Rom die Verheissung. — Kommst du von Jerusalem?

— Ich komme durch die Wüsten wie die andern, und ich bringe Weib und Kind mit.

— Kind, ja! Warum schleppt ihr soviel Kinder mit euch?

Der Hebräer verstummte. Da er aber annahm, der Römer wisse die Ursache, und da dieser übrigens wie ein wohlwollender Mann aussah, beschloss er, die Wahrheit zu sagen.

— Ja, Herodes, der Tetrarch, hörte von weisen Männern aus dem Morgenland die Weissagung, dass ein Judenkönig zu Bethlehem im Land Juda geboren sei. Um der vermeintlichen Gefahr zu entgehen, liess Herodes alle Knäblein ermorden, die in der letzten Zeit in der Gegend geboren waren. Ganz wie Pharao gerade hier unsere Erstgeborenen töten liess. Moses wurde jedoch gerettet, um unser Volk aus der egyptischen Knechtschaft zu befreien.

— Hör mal, dieser König, wer sollte das sein?

— Das ist Messias, der Verheissene.

— Glaubst du, dass er geboren ist?

— Ich kann es nicht wissen!

— Ich weiss, dass er geboren ist, sagte der Römer. Er wird die Welt beherrschen und alle Völker unter sein Zepter bringen.

— Wer sollte das sein?

— Der Kaiser, Augustus.

— Ist er aus Abrahams Samen oder aus Davids Haus? Nein, das ist er nicht! Und ist er gekommen mit Friede, wie Jesaias prophezeit hat! „Auf dass seine Herrschaft gross werde und des Friedens kein

Ende?“ Der Kaiser ist sicher kein Mann des Friedens.

— Leb wohl, Kind Israels! Jetzt bist du römischer Untertan. Sei zufrieden mit der Erlösung durch Rom; eine andere kennen wir nicht.

Der Römer ging.

Der Hebräer nähert sich seinem Weib:

— Maria! sagte er.

— Josef! antwortete sie. Leise! Das Kind schläft.

DAS LAMM



Herodes Antipas, der Tetrarch, war nach Jerusalem gekommen, weil Unruhe im Volk laut geworden war.

Jetzt war er beim Statthalter Pilatus eingekehrt und wollte über Ostern dort bleiben, um die Angelegenheiten der Stadt zu ordnen. Da er am Abend vorher im Zirkus ein Gladiatorenspiel gesehen und dann Orgien gefeiert hatte, schlief er am Morgen lange; so lange, dass sein Wirt, der auf seinen Gast wartete, aufs Dach des Hauses gegangen war.

Dort lag die heilige Stadt, mit dem Berg Moria und dem Tempel, Zion und Davids Haus.

Im Nordwesten und Westen erstreckte sich das Sarontal bis zum Mittelländischen Meer, das in der klaren Luft wie ein blauer Strich erschien, in der Entfernung von fünf Meilen. Im Osten erhob sich der Ölberg mit seinen Gärten und Weinbergen, Oliven, Feigen und Terebinten; unten rann der Bach Kidron, dessen Ufer jetzt in Frühlingstracht dalagen, mit blühenden Lorbeeren, Tamarisken und Weiden.

Der Statthalter war nicht ruhig, und er blieb oft am Geländer stehen, um auf den Vorhof des Tempels hinunter zu sehen, wo sich die Menschen ungewöhnlich lebhaft bewegten, Knäuel bildeten, die sich auflösten, um sich gleich darauf in noch grössere zu sammeln.

Schliesslich erschien der Tetrarch, verschlafen und mit blutigen Blicken. Er grüsste kurz und setzte sich sofort, als gebe er Audienz.

Es fiel ihm aber schwer, ein Wort hervorzubringen; das Kinn hing herab, und er wusste nicht,

wie er anfangen sollte, denn er hatte während der nächtlichen Orgien sein Geschäft vergessen.

Pilatus kam ihm zu Hilfe:

— Sprich, Herodes; dein Herz ist voll und dein Geist ist unruhig.

— Was sagst du, mein Bruder?

Wir sprachen gestern von dem seltsamen Mann, der das Volk aufwiegelt.

— Ganz recht! Ich liess diesen Johannes hinrichten; geht er um?

— Nein, es ist jetzt ein anderer!

— Sind es zwei?

— Ja, dieser ist ein andrer.

— Aber sie haben dieselbe Geschichte: eine Verkündigung, die ihrer Geburt vorausging, und die Fabel von einer übernatürlichen Geburt, ganz wie der Perseus der Mythologie und der Philosoph Platon der Geschichte. Ist es eine Personenverwechslung?

— Nein, keineswegs.

— Wie heisst er? Josua, Jesse...

— Er heisst Jesus, und soll seine Kindheit in den egyptischen Städten Heliopolis und Leontopolis zugebracht haben...

— Das ist ein Magier oder Zauberer; kann er nicht kommen und mich zerstreuen?

— Er ist schwer zu finden, denn bald ist er hier zu sehen, bald dort. Aber wir wollen den Oberpriester ausfragen; ich habe ihn rufen lassen, und er steht unten.

— Was ist das für ein Lärm im Tempelhof?

— Das Bild des Kaisers soll im Allerheiligsten aufgestellt werden.

— Ganz recht! Unser gnädiger Kaiser Tiberius lebt wie ein Irrer auf Capri, kriegt Schläge von einem Neffen Caligula, wenn man den Neffen nennen

kann, da die Söhne mit ihren Müttern verheiratet sind. — Und jetzt soll er Gott werden! Haha!

— Antiochus Epiphanes liess Zeus im Allerheiligsten der Juden aufstellen. Das war doch ein Gott! Aber dieses Vieh Tiberius aufstellen, das bedeutet Aufruhr.

— Was kann man dazu tun? Ruf den Priester her.

Pilatus ging und holte den Oberpriester Kaiphas.

Herodes schloss die Augen und faltete die Hände über der Brust. Alles, was den Dienst betraf, betrachtete er als eine Störung seiner Vergnügungen, und er liebte im allgemeinen kurze Prozesse.

Als Pilatus mit Kaiphas zurückkehrte, erwachte der Tetrarch aus seinem Schlummer und wusste nicht, wo er sich befand oder wovon die Rede war.

Pilatus trat vor, rief den Vorgesetzten ins Bewusstsein zurück und lenkte seine Aufmerksamkeit auf das, was vorging.

— Man lärmt im Tempel! war seine erste Beobachtung, denn das störte seinen Schlaf. — Ach so, der Priester ist da. Was ist das für ein Lärm dort unten?

— Das ist der Galiläer, der zu Gewalttätigkeiten übergegangen ist und die Wechsler zum Tempel hinausgetrieben hat.

Herodes wurde neugierig.

— Wir wollen ihn sehen!

— Er ist bereits fort.

— Sag uns, Oberpriester, was ist mit diesem Mann, ist es der Messias?

— Wie soll ich das glauben? Der Sohn eines armen Zimmermanns, der krank im Kopf ist.

— Ist er ein Prophet?

— Er wiegelt das Volk auf, er bricht das Gesetz, ist ein Schlemmer und Weintrinker, und er lästert

Gott! Ja er sagt, er sei Gott, der Sohn des Allerhöchsten.

— Habt ihr Zeugen?

— Ja, aber die widersprechen einander.

— Dann schafft bessere Zeugen, übereinstimmende Zeugen. — Doch jetzt, Priester, müssen wir von etwas anderem sprechen. Du weisst, dass dem Kaiser durch Senatsbeschluss die Apotheose bewilligt ist, und dass sein Standbild im Tempel aufgestellt werden soll. Was meinst du dazu?

— Wir leben von der Gnade unseres Kaisers, geschieht aber der Greuel, so gehen wir alle in den Tod, wie unsere Makkabäer es getan haben.

— Dann geht in den Tod!

Kaiphas dachte einen Augenblick nach, ehe er antwortete:

— Ich will den hohen Rat zusammenrufen und ihm den Willen des Kaisers mitteilen.

— Tu das! Und vorm Osterfest musst du mir den Galiläer vorführen, denn ich will ihn sehen.

— Ich werde!

— Dann geh in Frieden!

Kaiphas entfernte sich.

— Es ist ein hartes Volk, dies Israel, sagte Pilatus, um etwas zu sagen.

— Ich bin auch aus Israel, antwortete Herodes etwas schroff, denn ich bin Edomit, aus Esaus Geschlecht, und meine Mutter war Samaritanerin aus dem verachteten Volk.

Pilatus merkte, dass er verkehrt gegangen, und schlug deshalb mit seinem Amtsstab dreimal auf den Boden. Eine grosse Luke öffnete sich, und ein Tisch kam herauf, bedeckt mit allen Leckerbissen, die sich ein Römer wünschen konnte.

Herodes' Antlitz klärte sich auf.

Auf dem Vorhof der Priester standen Kaiphas und Hannas und sprachen miteinander.

— Da wir den Greuel nicht abwenden können, sagte Kaiphas, und das Kaiserstandbild sich im Allerheiligsten erheben wird; da das Volk im Aufruhr umkommen wird, ist es für uns besser, dass wir dem Herrn unser Opfer bringen und dass einer fürs Volk stirbt.

— Du hast recht, ein ausserordentliches Sühnopfer ist uns von nöten, und da Ostern naht, opfern wir den Galiläer.

— Gut! Aber das Opfer soll rein sein, ist der Galiläer rein?

— Rein wie ein Lamm.

— Möge er also Israels Sünden auf sich nehmen, auf dass wir durch sein Blut erlöset werden. Wer führt ihn in unsere Hände.

— Einer von seinen Jüngern, der draussen steht!

— Führ ihn herein!

Johannes, später der Evangelist genannt, wurde hereingeführt, und Kaiphas begann das Verhör.

— Welches Zeugnis legst du ab von deinem Lehrer? Hat er sich gegen das Gesetz Mose vergangen?

— Er hat das Gesetz erfüllt.

— Aber welches neue Gebot hat er in unser heiliges Gesetz eingeführt?

— Liebet euch unter einander!

— Hat er gesagt, er sei der Juden König?

— Der Meister hat gesagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

— Hat er die Kinder gegen die Eltern erhoben?

— Der Meister hat gesagt: Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert.

— Hat er gesagt, dass man ein Recht hat, seine bürgerlichen Pflichten zu vernachlässigen?

— Der Meister hat gesagt: Strebet zuerst nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit.

— Hat er zum Arbeiter gesagt, er solle seine Arbeit verlassen?

— Der Meister hat gesagt: Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid.

— Hat er gesagt, dass er die Welt einnehmen wird?

— Der Meister hat gesagt, in der Welt habet ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.

Kaiphas wurde müde.

— Nach allem, was ich nun gehört und vernommen: dieser Mann hat nicht auf eine einzige Frage geantwortet.

— Der Meister antwortet im Geist und in der Wahrheit; ihr aber fragt nach dem Fleisch und nach dem Buchstaben. Wir sind nicht Kinder eines Geistes.

— Ich verstehe nicht!

— Den Armen die frohe Botschaft zu verkünden, hat er mich gesandt, die gebrochenen Herzen zu heilen, den Gefangenen Freiheit zu predigen, den Blinden das Augenlicht wieder zu geben und den Geschlagenen Erlösung zu bringen.

— Was du in Unverstand gesprochen hast, junger Mann, kann weder dir noch deinem Lehrer Lob einbringen.

— Wehe euch, wenn die Menschen euch loben, und wer vorm Bösen weicht, der muss jedem Mann preisgegeben sein!

Kaiphas wandte sich zu Hannas:

— Das ist der doch nicht, der uns den Galiläer ausliefern wird?

— Sie haben einen andern gesandt! — Hör mal, heissest du Ischariot?

— Nein, ich heisse Johannes.

— Dann geh in Frieden, aber schick uns dafür Ischarioth. Warte mal! Sag uns in zwei Worten die Lehre deines Meisters vom Sinn des Lebens?

— Der Tod ist der Gewinn der Frommen, antwortete Johannes, ohne sich zu bedenken.

— Ist das Leben nicht selbst...

— Durch den Tod werdet ihr ins Leben eingehen!

— Wir haben genug gehört! Geh!

Kaiphas aber wiederholte für sich, als wolle er seine eigenen Worte besser verstehen:

— Der Tod ist der Gewinn der Frommen.

Da war Lärm vom Markt und Rathaus zu hören. Hannas und Kaiphas stiegen auf die mit Zinnen versehene Mauer, um die Ursache zu erfahren.

Dort standen bereits Leviten und spähten.

— Ist er ergriffen?

— Er ist schon als Aufwiegler überführt, denn er gebot seinen Jüngern, „ihr Kleid zu verkaufen und ein Schwert zu kaufen“.

— Hat man sie denn bewaffnet gefunden?

— Man hat zwei Schwerter gefunden.

— Dann ist er schon verurteilt.

Jetzt hörten sie einen Ruf vom Rathausplatz sich erheben; erst schwer zu unterscheiden, dann immer deutlicher. Und die Volksmasse rief: Kreuzige! Kreuzige!

— Ist das nicht zu hart, als Strafe betrachtet? sagte Kaiphas.

— Nein, antwortete der Levit, einer seiner Jünger, genannt Simon oder Petrus, zog sein Schwert und hieb auf den Diener Malchus ein und verwundete ihn.

— Brauchen wir noch mehr Zeugen?

— Aber der Lehrer sagte: Steck dein Schwert in die Scheide, denn die zum Schwert greifen, werden durch das Schwert vergehen!

— Daraus wird man nicht klug! sagte Hannas und stieg hinab.

Das Volk aber rief: Kreuzige! Kreuzige!



DAS WILDE TIER



Vorm Tempel des Jupiter Latiaris in Rom trafen sich zwei Männer aus der Mittelklasse. Sie blieben beide stehen, um den neuen Tempel zu betrachten, der von allen andern verschieden war und aussah, als habe er ein Erdbeben durchgemacht. Der Sockel war nämlich wie ein Dachfirst gebaut, die Säulen standen auf dem Kopf der Kapitäle, und das Dach war wie eine Grundmauer mit Kellerfenstern gemacht.

— So treffen wir uns hier wieder, hebräischer Mann, sagte der eine, der einem römischen Händler glich. War es nicht in Jaffa, wo wir uns zuletzt sahen?

— Jawohl, antwortete der Hebräer. Den Römer trifft man überall, er ist jetzt überall zu Hause; den Hebräer trifft man auch überall, aber er ist nirgends zu Hause. Doch sag mir: wessen Tempel ist dies?

— Das ist der Tempel des wilden Tiers, des Kaisers, des Caligula, des Verrückten, des Mörders, des Blutschänders; er hat ihn sich selber errichtet; sein Abbild steht drinnen, und der Verrückte kommt jeden Tag, um sich zu verehren.

Dabei machte der Römer ein Zeichen auf seiner Stirn, den Zeigefinger der rechten Hand zuerst von oben nach unten, dann von links nach rechts führend.

Der Hebräer betrachtete ihn erstaunt.

— Bist du nicht Römer?

— Doch, ich bin römischer Christ.

— Wo wohnst du?

— Hier unter Rom, in den Felsengängen.

Er zeigte auf eine Lucke im Boden, die denen glich, die zu den Kloaken hinunterführten.

— Wohnst du hier unter der Erde?

— Da wohnen wir Christen, dort liegen wir wie Samen in der Erde und keimen.

— Das sind ja Grabgewölbe dort unten.

— Ja, wir sind mit Christus begraben und warten auf die Auferstehung.

— Habt ihr einen Tempel dort unten?

— Wir halten unsern Gottesdienst dort ab, und heute feiern wir die Geburt Jesu.

— Es kommt jemand oben in der Gasse, sagte der Hebräer.

Der Römer öffnete die Luke im Boden, um hinunter zu steigen.

Da war aus dem Innern der Erde ein Chorgesang zu hören:

Es braucht die Stadt nicht Mond noch Sonne,
denn Gottes Herrlichkeit erleuchtet sie,
das Lamm ist ihr Licht!

— Wer ist das Lamm? fragte der Hebräer.

— Jesus Christus, der Erlöser der Welt.

— Findest du, dass die Welt erlöst ist, wo dieser verrückte Caligula...

— Die Welt wird erlöst werden, wenn wir still in der Hoffnung sind.

— Ihr habt also Israel die Verheissung genommen?

— Nein, wir haben die Verheissung geerbt, denn Christus war vom Stamm Israels.

— Es kommt jemand!

— Dann leb wohl! Wir treffen uns immer, denn die Erde ist unser!

Im Tempel, der vom Volk die verkehrte Welt genannt wurde, schlich ein Mann ganz erschrocken an den Wänden entlang, als sei er bange, den Rücken zu zeigen. Es war das Gesicht eines Jüng-

lings, aber ohne eine Einfassung durch Haar. Seine Oberlippe zog sich nach der linken Seite hinauf und zeigte einen langen Raubzahn, während zugleich das rechte Auge einen schnellen Strahl wie einen giftigen Pfeil abschoss.

Längs der Wand schlich er bis zur Apsis, wo ein Standbild errichtet war, ein Abbild des furchtsamen Mannes; so genau war er wiedergegeben, dass sogar die Kleider dieselben waren.

— Ist der Priester da? flüsterte der wahnsinnige Kaiser, denn er war es.

Keine Antwort erfolgte.

— Priester! lieber Priester, mir ist so bange, kommst du nicht?

Jetzt trat ein Opferpriester vor, fiel vorm Kaiser auf die Knie und betete ihn an.

— Jupiter, optimus maximus latiaris, verscheuch deine Feinde.

— Habe ich denn Feinde? Ja, und darum ist mir so bange. Glaubst du, dass ich Gott bin?

— Du bist es!

— Lass es denn donnern, so verscheuch ich meine Feinde.

Der Priester schlug auf eine Pauke, und es dröhnte im Tempel.

Der Kaiser lachte so, dass alle Zähne zu sehen waren.

— Priester! rief er, indem er sich auf einen Thron setzte, jetzt sollst du mir opfern!

Der Priester steckte auf dem kleinen Altar vor dem Wahnsinnigen ein Feuer an.

Der Kaiser sprach:

— Es riecht gut! Jetzt bin ich der Mächtigste im Himmel und auf Erden. Ich richte über Lebende und Tote; ich werfe in den Tartarus und erhebe ins Elysium: wie mächtig ich bin! Ich zähme die Wogen

des Meeres und gebiete dem Sturm sich zu legen; ich herrsche über die Bahnen der Planeten; ich selber habe das Chaos geschaffen; und das Menschengeschlecht liegt mir zu Füssen, von den Urwäldern Britanniens bis zu den Quellen des Nils, die ich allein entdeckt habe. Ich habe mein Leibpferd Incitatus zum Konsul erhoben, und das Volk hat sein Konsulat anerkannt. Priester, bete mich an! Oder vergisst du, wer ich bin? Nein, ich bin ich, der ich mich immer in meinem Standbild anbeten werde! Cajus Caesar Caligula, ich verehre dich, Herr der Welt, wie ich mich selber verehre! Jupiter Latiaris Caligula.

Er fiel vor dem Bild auf die Knie.

— Es kommt jemand! warnte der Priester.

— Töte ihn!

— Es ist der Tribun Cassius Chaeraea!

— Verscheuch ihn!

— Chaeraea lässt sich nicht verscheuchen.

Der Tribun trat ein, furchtlos, ohne Zeremonien.

— Cajus Caesar, dein Weib ist tot!

— Desto besser, antwortete der Kaiser.

— Dein einziges Kind hat man an einer Mauer zerschmettert!

— Ach, wie angenehm! lachte der Wahnsinnige.

— Und jetzt sollst du sterben!

— Das kann ich nicht. Ich bin unsterblich.

— Ich erwarte dich draussen. Nicht hier soll es geschehen!

— Kriech hinaus, Ameise, mein Fuss ist zu gross, um deine Kleinheit zu erreichen.

Da stieg Gesang aus dem Fundament des Tempels oder aus der Erde herauf; es waren Kinderstimmen.

Der Kaiser wurde wieder bange und kroch unter seinen Stuhl.

Chaeraea, der an der Tür gewartet hatte, verlor die Geduld.

— Kommst du, Hund, oder ich schlage dich hier tot!

— Chaeraea, wimmerte der Kaiser, töte mich nicht, ich will deinen Fuss küssen.

— Dann küss ihn, wenn ich dich jetzt tot trete!

Und der riesenhafte Mann warf den Stuhl zur Seite, stellte sich auf den Wahnsinnigen, und mit dem Hacken zertrat er dessen Kehlkopf; die Zunge streckte sich aus dem Rachen heraus und spie noch im Tode Schmähungen.

Das wilde Tier hatte drei Köpfe; der zweite hiess Claudius. Er spielte Würfel mit seinem Freund Cajus Silius, der wegen seines Reichtums und seiner Schönheit berühmt war.

— Folg dem Spiel, zischte Caesar.

— Ich folge! antwortete der Freund.

— Nein, du bist abwesend. Wo warst du heute nacht?

— Ich war in Suburra.

— Du sollst nicht nach Suburra gehen, du sollst bei mir sein. Folg dem Spiel!

— Ich folge; aber um was spielen wir?

— Du spielst um dein Leben.

— Und du, Caesar?

— Auch um dein Leben.

— Und wenn du verlierst? fragte Silius.

— Dann verlierst du das Leben.

Der Kaiser klopfte mit dem Würfelbecher auf den Tisch. Sekretär Narcissus trat ein.

— Gib mir ein Schreibzeug, Narcissus. — Gegen Schlangenbiss soll man Eisenharz gebrauchen...

— Und gegen Schierling?

— Cicuta? Dagegen gibts kein Heilmittel. Folg dem Spiel, sonst werde ich böse.

— Böse kannst du doch nicht werden! antwortete Silius.

— Nein, das ist wahr, das vermag ich nicht; ich sagte nur so!

Die Gemahlin des Kaisers, Messalina, war hereingekommen.

— Warum sitzt Silius hier und spielt, wenn er mich ins Theater begleiten soll?

— Er ist gezwungen! antwortete der Kaiser.

— Was hast du, Tropf, für Rechte auf ihn?

— Er ist mein Sklave, alle sind Sklaven des Herrn der Welt. Darum ist Rom der demokratischeste von allen Staaten, denn alle Mitbürger sind gleich, gleich vor mir und Gott.

— Er ist dein Sklave, aber er ist mein Mann! sagte Messalina.

— Dein Mann? Ich bin ja mit dir verheiratet.

— Ja, was tut das?

— Gehst du hin und verheiratest dich, ohne mich um Erlaubnis zu fragen?

— Ja, warum nicht?

— Du bist jedenfalls lustig, Messalina. Und ich verzeihe dir! — Geht, meine Kinder, und amüsiert euch. Narcissus wird mit mir spielen.

Als der Kaiser mit dem Sekretär allein blieb, veränderte er sein Gesicht:

— Folg ihnen nach, Narcissus! zischte er. Nimm Locusta mit und gib ihnen den Becher. — Dann nehme ich Agrippina!

Als aber Silius und die Kaiserin zur Tür hinausgekommen waren, fragte Silius unschuldig:

— Hast du die Champignons selber angerichtet, die er zu Abend essen soll?

— Ich habe sie nicht selbst zubereitet, aber Locusta hat es getan, und sie versteht ihre Sache!

Der dritte Kopf des wilden Tieres hiess Nero. Er war Agrippinas würdiger Sohn, hatte seinen Halbbruder Britanicus vergiftet, seine Mutter ermordet, sein Weib tot getreten und sich schliesslich unter allen üblichen Zeremonien mit einem Gladiator verheiratet. Er fälschte die Münzen, plünderte die Tempel. Er machte eine Kunstreise nach Griechenland, wo er zuerst als Sänger auftrat und achtzehnhundert Kränze nach Hause brachte, dann als Wagenlenker, warf allerdings um, erhielt aber doch den Preis, weil niemand ihm den zu weigern wagte.

So tief war Rom und Hellas gesunken, und Claudius war ein Engel gegen dieses Untier; er wurde aber auch unter die Götter aufgenommen.

Der Kaiser war heute von einer Kunstreise nach Haus gekommen und hatte seine Hauptstadt in Flammen gefunden. Weil er im Rausch so oft gegen sein altmodisches Rom mit seinen engen Strassen und schlechten Häusern gewettert und bei verschiedenen Gelegenheiten gewünscht hatte, an allen Ecken möge Feuer ausbrechen, kam er in den Verdacht der Brandstiftung.

Er sass in seinem Palast auf dem Esquilinum im grossen Pfeilersaal und weidete sich an der prachtvollen Feuersbrunst.

Es war ein Marmorsaal mit wenigen Möbeln, weil der Kaiser fürchtete, sie könnten Verstecke für Mörder bieten. Aber der Saal öffnete sich im Hintergrund mit einem starken und doppelten vergoldeten Eisengitter, hinter dem sich zwei gelbbraune Löwen

aus Libyen befanden. Die nannte der Kaiser seine Katzen.

An der Gittertür standen zwei Sklaven, Pallas und Alexander, und spähten nach jedem Wechsel im Gesicht des Herrschers.

— Er lächelt, flüsterte Pallas; dann ist unser Leben aus. — Bruder, wir treffen uns wieder! Bete für mich, und gib mir den Friedenskuss!

— Der Herr wird dich von allem Übel erlösen und dich in sein himmlisches Reich aufnehmen. Dieses Vergängliche muss sich in Unvergänglichkeit kleiden und dieses Sterbliche in Unsterblichkeit.

Das rote Gesicht des Kaisers, rot vom Wein und Feuerschein, begann sich zu spannen, und man sah an Ohren und Augen, dass er lauschte. Hörte er vielleicht, wie die Volkshaufen ihn flüsternd Brandstifter nannten?

— Pallas! brüllte er. Rom verbrennt!

Der Sklave blieb stumm vor Schreck.

— Pallas! Bist du taub?

Keine Antwort

— Pallas, bist du stumm? — Sie sagen unten, ich habe die Stadt angesteckt, aber das habe ich nicht! Lauf auf die Strassen hinaus und spreng aus, die Christen hätten es getan!

— Das will ich nicht! antwortete der Sklave.

Nero glaubte, er habe falsch gehört.

— Weisst du nicht, dass die Christen Zauberer sind und wie Ratten unten in den Grabgewölben hausen, dass ganz Rom auf Christen ruht! Ich habe gedacht den Tiber hineinzuleiten und sie zu ertränken, oder die Wände der Kloake zu öffnen und die Katakomben unter Dreck zu setzen. Ihre sibyllinischen Bücher haben Roms Untergang verkündet, aber sie sagen Babel statt Rom! Sieh, jetzt fängt

das Kapitol Feuer! Pallas, lauf hinaus und sag, die Christen hätten es getan.

— Das will ich nicht, antwortete Pallas laut und deutlich, weil es nicht wahr ist!

— Jetzt habe ich mich nicht verhört! brüllte der Kaiser und erhob sich. Du willst nicht in die Stadt hinausgehen; dann geh hinein durch die Gittertür und spiel mit meinen Katzen.

Er öffnete die erste Gittertür und schob Pallas in den Vorhof der Löwen hinein.

— Alexander! sagte Pallas mit lauter Stimme. Ich habe dich gebeten, du musst fest und freimütig sein!

— Ich weiss, dass mein Erlöser lebt und dass er mich schliesslich aus der Erde auferwecken wird.

— Was sprecht ihr für eine Sprache? sagte der Kaiser und zog an einer Leine, welche die zweite Gittertür zu den Löwen öffnete.

— Alexander geh in die Stadt hinaus und verbreite, die Christen hätten Rom angesteckt.

— Nein, antwortete Alexander, denn ich bin ein Christ.

— Was ist ein Christ?

— Denn so hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass jeder, der an ihn glaubt, nicht vergehe, sondern das ewige Leben gewinne.

— Wirst du nicht vergehen, habe ich nicht die Macht, dich zu vernichten?

— Du hast keine Macht über mich, sie sei dir denn von oben gegeben.

— Er fürchtet den Tod nicht! — Lentulus! Bring Feuer her; ich will deine Kleider anstecken, damit wir sehen, ob du nicht brennen kannst; ich will dein Haar anstecken, deinen Bart, deine Nägel; aber wir wollen dich erst in Öl und Naphta tränken! In Pech

und Schwefel werde ich dich tränken, dann wollen wir mal sehen, ob du ein ewiges Leben leben kannst. Lentulus!

Lentulus stürzte herein:

— Herr, die Stadt ist in Aufruhr, flieh!

— Muss ich fliehen? — Erst Feuer!

— Spanien hat sich erhoben und Galba zum Kaiser ausgerufen:

— Galba! Eheu fugaces Postume... Galba! — Nun, dann fliehen wir, aber wohin?

— Durch die Katakomben, Herr.

— Nein, dort wohnen die Christen, und die werden mich töten.

— Sie töten niemand, sagte Alexander.

— Nicht einmal ihre Feinde?

— Sie beten für ihre Feinde.

— Dann sind sie verrückt! — um so besser!

Die Christen waren in einer von den Krypten der Katakomben versammelt.

— Das Kapitol brennt, das ist das Zion der Heiden, sagte Alexander.

— Der Herr Zebaoth rächt sein zerstörtes Jerusalem!

— Sag nicht rächt, sag straft!

— Es kommt jemand im Gang!

— Ist es ein Bruder?

— Nein, er macht keinen Kniefall vorm Kreuz.

— Dann ist es ein Henker!

Der Kaiser erschien, zerfetzt, schmutzig, ein Taschentuch vor die Stirn gebunden. Als er sich den Christen näherte, die er in ihren weissen Mänteln für Griechen hielt, wurde er ruhig und beschloss zu unterhandeln:

— Seid ihr Griechen!

— Hier ist nicht Jude noch Grieche, nicht Barbar

noch Skythe, nicht Diener noch Herr, sondern alle Brüder in Christo! Willkommen, Bruder!

— Das ist das wilde Tier! sagte Alexander.

Der Kaiser erkannte jetzt seinen entlaufenen Sklaven und in seiner Angst fiel er auf die Knie.

— Töte mich nicht! Ich bin ein armer Steinhauer, der irre gegangen ist. Sag mir nur den Weg, der hinausführt, ob nach rechts oder nach links.

— Kennst du mich? fragte Alexander.

— Alexander! antwortete der Kaiser.

— Den du verbrennen wolltest! Der bin ich!

— Gnade! Töte mich nicht!

— Steh auf, Caesar! Dein Leben steht in Gottes Hand.

— Bist du mir gnädig?

— Du sollst einen Wegweiser bekommen!

— Sag nur rechts oder links, dann helfe ich mir selbst!

— Halt dich links!

— Und wenn du lügst?

— Das kann ich nicht! Siehst du, das ist der Unterschied!

— Warum lügst du nicht? Das hätte ich getan.

— Halt dich links!

Der Kaiser überzeugte sich und ging. Aber nach einigen Schritten blieb er stehen und drehte sich um:

— Pfui, ihr Sklaven, jetzt helfe ich mir selbst!

Es war eine schreckliche Gewitternacht, als Nero, von dem Knaben Sporus und einigen Sklaven begleitet, auf dem Landgut seines Freigelassenen Phaon anlangte.

Phaon wagte nicht, seinen Kaiser aufzunehmen, sondern riet ihm, sich in einer Lehmgrube zu verbergen. Caesar aber wollte nicht in die Erde

kriechen, sondern sprang in einen Teich, als er die Verfolger kommen hörte, und blieb im Wasser stehen.

Von hier aus hörte er die Vorbeigehenden, die ihn suchten, erzählen, dass er zum Totpeitschen verurteilt sei. Da stiess er sich nach einigem Zögern den Dolch in die Brust.

Seine Amme Acte, die auch seine Geliebte gewesen, begrub ihn auf dem Gartenberg, dem Monte Pincio. Und das römische Volk liebte ihn nach seinem Tod und brachte ihm Blumen aufs Grab. Aber die Christen sahen in ihm das wilde Tier und den Antichrist der Apokalypse.





APOSTATA



Dreihundert Jahre und einige nach Christi Geburt hatte die Geschichte der Welt ihren Tespiskarren vom Mittelmeer nach Osten geschoben. Griechenland war in die ewige Ruhe eingegangen, Rom lag in Ruinen und war ein Vasallenstaat geworden, Jerusalem war zerstört, Alexandria am Nildelta heruntergekommen. Die Hauptstadt der Welt lag am schwarzen Meer und war eine halb morgenländische Kolonie, genannt Byzanz, oder nach Konstantin dem Grossen Konstantinopel. Die heidnische Welt lag brach, und das Christentum war Staatsreligion geworden. Aber der Geist des Christentums hatte das Kaisertum nicht durchdrungen; die Lehre war da, viele Lehren, aber der Hof lebte schlimmer als die Heiden, und der Weg zum Thron in Byzanz ging gewöhnlich über Mord.

Während aber Europa nach dem Orient gegangen war, waren gleichzeitig neue Eroberungen im Westen und im Norden gemacht. Die Römer hatten fünfzig Städte am Rhein gegründet und ganz Gallien lag seit Caesars Zeit unter römischen Pflügen und verehrte römische Götter in römischen Tempeln.

Als jetzt das Christentum in Gallien eingeführt werden sollte, stiess das auf Schwierigkeiten. Des Landes eigene Religion, der Druidenkult, war eben vom Kaiser Claudius verboten worden, und der römische war eingeführt. Dass nun unmittelbar darauf die eine Veränderung nach der anderen kommen sollte, sprach die Nation nicht an. Darum befand sich Gallien in einem Zustand der Auflösung, aus dem jedoch etwas Neues zu wachsen versprach.

Unter der Regierung Konstantius' aber erhoben sich Gefahren von andrer Seite gegen die neugebildeten gallischen Provinzen. Germanische Stämme, Franken und Allemannen, wurden von den Lieblichkeiten des fetten Landes angelockt, wo ja die Berge von Wein trieften und die Ebenen mit gelbem Weizen überschüttet waren.

Um die beste Provinz zu schützen, und vielleicht auch aus anderen Gründen, sandte der Kaiser seinen Vetter und Schwager, Julianus, die Germanen zu bekriegen.

Julianus war allerdings im Kloster und auf der Universität erzogen, scheint aber den Krieg verstanden zu haben, denn er schlug die Usurpatoren, und zog darauf nach Lutetia Parisiorum.

Die Legionen waren den Mons Martis oder Martyrorum hinaufgezogen, wie er abwechselnd genannt wurde. An der Spitze ging der unbedeutende Mann mit dem Philosophenbart, Julianus, zum Caesar ernannt, darum aber nicht zum Kaiser.

Hoch oben auf dem Gipfel des Berges stand ein Marstempel, aber er war geschlossen. Da das Heer sich gelagert hatte, trat Julianus allein an den Abhang, um die Stadt Lutetia zu beschauen, die er noch nie gesehen.

Auf der Insel zwischen den beiden Armen des Seineflusses lag der Plan der Stadt, mit dem Jupitertempel; der Kaiserpalast und das Amphitheater waren auf dem Abhang des Berges des Parnasses am linken Flussufer zu sehen.

Seit dreihundert Jahren, von Caesars Zeit an, hatten die Kaiser zeitweise hier geweilt, und jetzt zuletzt hatten Konstantin der Grosse und Konstantius das Lutetia der Pariser bewohnt.

Als der gedankenvolle Caesar eine Weile das Tal mit dem Fluss betrachtet hatte, brach er aus:

— Urbs! Das ist ja Rom! Ein Fluss, ein Tal und Hügel, sieben oder mehrere, ganz wie in Rom; seht ihr nicht, wir stehen auf dem kapitolinischen Berg; auf der andern Seite haben wir Janiculum, den Berg des Parnasses; und im Norden bildet der Mons Valerianus ja unsern Vaticanus. Und die Stadt auf der Insel! Die Insel gleicht ja einem Schiff, ganz wie die Tiberinsel, auf der man einen Obelisk als Mast errichtet hat, so auffallend war die Ähnlichkeit! Caesar war doch wohl zu originell, um haben kopieren zu wollen! — Sie nennen Byzanz das Neue Rom, aber Rom ist wie der Wurm; wenn man den in zwei Stücke schneidet, so wird immer ein lebendes Wesen aus jedem Stück. Was sagst du, Maximus?

— Die Stadt der sieben Hügel und der sieben Könige war Rom; wie viele es hier werden, kann niemand sagen.

— Daran habe ich nie gedacht, antwortete Julianus, dass Rom nur sieben Könige gehabt hat wie die Hügel... ein seltsamer Zufall!

Maximus, der Mystiker, der gleich dem Sophisten Priscus den Kaiser stets begleitete, um ihm Gelegenheit zum philosophieren zu geben, wandte sofort ein:

— Es gibt keine Zufälle, Caesar; alles ist berechnet und gezählt, alles ist in bewusster Absicht geschaffen, und in Übereinstimmungen, die Veste des Himmels und das Rund der Erde...

— Das hast du in Egypten gelernt, unterbrach ihn Priscus; denn die Egypter sehen ja den Nilstrom im Sternbild Eridanus. Möchte wissen, unter welchem Bild dieses Lutetia liegt!

— Es liegt unter der Andromeda wie Rom, antwortete Maximus, aber Perseus herrscht über das heilige Land, so dass Algol über Jerusalem steht.

— Warum nennst du das verfluchte Land heilig? unterbrach ihn Julianus, der seinen sonst ruhigen Geist nicht beherrschen konnte, sobald man von etwas sprach, was das Christentum betraf; denn das hasste er.

— Ich nenne das Land heilig, weil dort der Erlöser der Welt geboren ist. Und du weisst, dass der ohne Vater geboren wurde, wie Perseus! Du weisst auch, dass Perseus Andromeda erlöste, wie Jesus Christum Rom und Lutetia erlösen wird.

Julianus schwieg, denn er war als Neuplatoniker empfänglich für Analogien mit Perspektiven über das Endliche, und das poetische Bild war für ihn mehr als ein oratorischer Schmuck.

In einem Kloster von christlichen Priestern erzogen, hatte er früh einen Einblick in die neuen Lehren des Christentums getan; mit seiner philosophischen Bildung aber hatte er zu bemerken geglaubt, dass der Same des Christentums bereits bei Sokrates und Plato gekeimt habe; und als er dann die Bekanntschaft der Neuplatoniker machte, fand er eigentlich nichts an den eben diktierten Dogmen des Christentums auszusetzen. Aber ein grenzenloser Hass gegen diese Galiläer ergriff ihn, die sich jetzt alle Weisheit der vergangenen Zeit aneignen und ihr ihren Namen geben wollten. Das waren Diebe für ihn!

Dass Christus Gottes Sohn war, fand er ganz natürlich: denn als Pantheist glaubte er ja, dass die Seelen aller Menschen von Gott geboren sind und Teil an Ihm haben. Er selbst bekannte den jüngst angenommenen nicaeischen Glaubensatz, der Sohn ist des selben Wesens wie der Vater, wenn er ihn auch auf seine Art auslegte. Wunder geschahen alle Tage und konnten von Zauberern nachgeahmt werden. Den Sündenfall erkannte er an, denn Plato

hatte ja auch erklärt, die Seele sei in der Materie gefangen, in der sündigen Materie, die wir bekämpfen müssen. Und das hatte Paulus in seinem Brief an die Römer bestätigt, wenn er sagt: „Das Gute, das ich will, das tue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, tue ich.“ Und ferner: „Ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen. Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüt.. Ich elender Mensch! wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ — Das war die Klage des denkenden und erkennenden Menschen über die Gefangenschaft in der Materie: der Ekel des Menschengeschlechts über sich selbst.

Julianus hatte, als tief empfindender und hoch strebender Geist, diesen Druck gefühlt, und er hatte redlich gegen die Begierde des Fleisches gekämpft, und zwar mit Erfolg. Unter Mördern und Lüstlingen aufgewachsen, in dem unerhörten Luxus des byzantinischen Hofes, wo er z. B. anfangs tausend Barbiere und tausend Köche besass, hatte er sofort den Luxus abgeschafft, lebte selbst wie ein christlicher Asket, handelte recht und dachte edel. Die Gefangenschaft in der Materie oder der Sünde hatte er vollständig begriffen, von der Erlösung aber durch Christus verstand er keine Spur. Dreihundert Jahre waren vergangen, seit Christus geboren wurde, und die Welt war immer elender geworden. Die Christen, besonders seinen Oheim Konstantin den Grossen, hatte er schlimmer als Heiden leben sehen; und als junger Mensch hatte er die neue Lehre in seinen Seelenkämpfen erprobt: er hatte zu Christus gebeten wie zu Gott, war aber nicht erhört worden.

Als er dem gläubigen Eusebius sein Leid klagte, hatte dieser geantwortet:

— Seid geduldig in der Hoffnung! Fahret fort im Gebet!

Der Jüngling aber erwiderte:

— Ich kann nicht geduldig sein!

Darauf Eusebius:

— Die Erlösung kommt, aber nicht zu unserer Zeit. Tausend Jahre sind wie ein Tag vor dem Herrn Gott! Warte fünf Tage, dann wirst du sehen!

— Ich will nicht warten, raste der Jüngling.

— So sagen die Verdammten auch. Aber, siehst du, die Ungeduld ist eine von den Plagen der Hölle, und du schaffst dir deine Hölle selbst mit deiner Ungeduld!

Julian wurde Christushasser, ohne eigentlich zu wissen, warum. Die Philosophen lehrten es ihn nicht, denn die passten das Christentum ihrer Philosophie an. Celsus' einfache Widerlegung hatte Julians reifen und gebildeten Verstand auch nicht verführt.

Eusebius erklärte den Christushass seines Schülers also: „Er hat heidnisches Blut im Leib, denn er ist von illyrischer Herkunft; er gehört wohl nicht in diesen Schafstall. Oder ist sein Hochmut so grenzenlos, vielleicht sein Neid so gross, dass er im Reich des Geistes keinen Alleinherrscher duldet? Er lebt ja selbst wie ein Christ und lehrt dasselbe wie Christus, ist aber doch ein Christushasser.“

Inzwischen hatte sich der Caesar, um seinen Zorn zu verbergen, dem kleinen Marstempel auf dem Hügel genähert. Das Gebäude war verfallen, die Türen fortgetragen und die Säulen gesprungen.

Als er in die Zelle eintrat, sah er das Marsstandbild, das nach einem guten griechischen Ares gemacht war, in der Apsis; aber die Nase war abgeschlagen, die Finger fehlten und die ganze Statue war mit Schmutz bestrichen.

— Das haben die Galiläer getan! sagte Julian, aber das sollen sie bezahlen.

— Das haben sie bereits mit ihrem Leben bezahlt! antwortete Maximus. Dionysius wurde auf diesem Hügel enthauptet, und seine Kapelle ist dort unten am Abhang zu sehen.

— Bist du auch Galiläer?

— Nein, aber ich liebe die Gerechtigkeit!

— Die Gerechtigkeit und deren Göttin Asträa haben die Erde verlassen, als das eiserne Zeitalter begann, und jetzt sitzt sie als Stern am Himmel.

— Im Tierkreis, fiel Priscus ein; ich glaube auch, wir leben alle in Tierkreisen, und da hat die Gerechtigkeit keinen Platz!

Gemurmel war vom Lager zu hören. Julian stieg auf einen Steinhaufen, um nachzusehen, was es gab.

Die ganze nordöstliche Seite des Marsberges war von Soldaten bedeckt, und unten im Tal waren Zelte und Lagerfeuer zu sehen. Diese Tausende stammten von allen Völkern der Welt. Da waren Römer, Griechen, Egypter, Neger, Hebräer, Perser, Afghanen, Skythen, Germanen, Briten und Gallier. Jetzt aber waren sie in Bewegung und bildeten ein Gewimmel, wie wenn Mücken tanzen.

— Was verursacht die Unruhe? fragte Julian.

Eine kleine Glocke von der Denis-Kapelle läutete Angelus, und die Christen waren auf die Knie gefallen, während die Heiden stehen blieben oder in ihrer Beschäftigung fortfuhren. Die Christen hielten sich für gestört, und die Heiden auch.

— Diese Religion, sagte Julian, die alle sammeln sollte, sondert nur. Wenn die Kirchenversammlungen, statt neue Bekenntnisse zu formulieren, alle Formen gesprengt und einen freien Kultus verkündigt hätten, mit Lobgesang und Anbetung des Allerhöchsten, dann hätten alle Völker im Namen des Namenlosen

ihr Knie gebeugt. Aber seht die Christen! Da das Gesetz auf ihrer Seite ist, haben sie die Oberhand, und darum zwingen sie die Heiden, ihren Galiläer zu verehren! — Aber helfen werde ich ihnen nicht. Nationen kann ich zusammenhalten, über Bekenner aber vermag ich nichts! — Lasst uns in die Stadt gehen; in diese Sache will ich mich nicht mischen.

Einige christliche Tribunen näherten sich Caesar, in der sichtbaren Absicht zu klagen, er aber winkte ihnen, dass sie umkehren sollten und dass er nicht mit ihnen sprechen wollte.

Julian hatte zu Fuss und mit seinen Philosophen Einzug in Lutetia gehalten. Generale oder andern Befehl hatte er nicht mitgenommen, weil er sich nicht auf sie verliess.

In der neuen Stadt fand er das Rom der Caesaren in Miniatur. Hütten mit Strohdächern bildeten allerdings den Kern, aber da waren mehrere Tempel und Kapellen, eine Praefektur, ein Forum und ein Amphitheater. Das Forum oder der Markt war von Pfeilergängen umgeben, in denen Handelsleute und Wechsler ihre Läden aufgeschlagen hatten; und die eine Kurzseite wurde von der Praefektur gebildet, in der auch der Aedil und der Quaestor wohnten.

Vom Volke unbemerkt und nicht gekannt, ging der Caesar in die Praefektur. Im Vestibul sah er christliche Symbole. Das Kreuz, den Fisch, den guten Hirten und dergleichen. Das Christentum war allerdings Staatsreligion, aber der Hass des Caesars gegen alles Christliche war so gross, dass er die Bilder nicht sehen konnte. Er ging also wieder hinaus, rief den Praefekten herunter und befahl ihm, den Weg nach dem Kaiserpalast auf der linken Seite des Flusses zu zeigen.

Und dort richtete er sich ein, selbst eine einfache Kammer einnehmend, die einer Mönchszelle glich.

Da er viele Umwege hatte machen müssen, seit er Byzanz verlassen, und da die Züchtigung der Franken und Allemannen Zeit gekostet, waren Briefe vor ihm angekommen. Darunter war einer vom Kaiser, der Julian viel Kummer machte.

Die Stellung des Kaisers zum Vetter Julian war immer etwas zweideutig gewesen, beinahe feindlich; und jetzt nach den gewonnenen Siegen hatten Neid und Furcht den Geist des byzantinischen Despoten eingenommen. Der Brief enthielt den Befehl an Julian, die Legionen sofort zurückzusenden, da der Krieg zu Ende sei.

Julian sah die Gefahr, wenn er das wiedergewonnene Land von der Verteidigung entblösste, aber sein Pflichtgefühl und seine Rechtschaffenheit geboten ihm zu gehorchen, und ohne Zögern sandte er das Edikt des Kaisers ins Lager.

Dies geschah am Abend des ersten Tages.

Am folgenden Morgen war Julian mit seinem gelehrten Stab auf Wanderung hinaus gegangen. Sie stiegen langsam über den Berg des Parnasses und streiften durch den Eichenwald auf der nördlichen Seite, gebahnte Wege verlassend.

Es wurde gewaltig philosophiert und disputiert, und Zeit und Ort vergessend, verirrte sich die Gesellschaft immer tiefer in den Wald.

Schliesslich hatten sie einen offenen Platz erreicht, wo äsende Rehe die Flucht ergriffen, und dort liessen sie sich auf seltsam geformte Steine nieder, die in einem Kreis lagen. In den Eichen über ihren Köpfen waren grosse, grüne Büsche von andrer Farbe als die der Baumblätter zu sehen, und die hielten sie für Vogelnester.

— Noch nie habe ich soviel Krähennester auf einmal gesehen, sagte Caesar.

— Das sind keine Krähennester, Hohe Gnaden, antwortete der Schreiber Eleazar, der als Sekretär Dienst tat. Das ist die heilige Mistel, die auf der Eiche wächst und durch Einwirkung kosmischer Kräfte diese Kugelform annimmt, welche die der Erde wie die der übrigen Himmelskörper sein soll.

— Ist das . . .

— Ja, und wir scheinen in einen heiligen Opferhain eingetreten zu sein, in dem die Urgötter des Landes noch von Druiden verehrt werden, trotzdem ihr Kult verboten ist.

— Verboten, trotz des Kaisers Edikt über die Religionsfreiheit, fiel der Sophist Priscus ein.

Julianus liebte es nicht an diese Freiheit erinnert zu werden, durch die das Christentum Freiheit erhalten hatte, die andern Bekenntnisse zu unterdrücken. Er erhob sich, und mit ihm seine Gesellschaft, um die Wanderung fortzusetzen.

Sie hatten nach einer Weile Suresnes und seine Weinberge erreicht, wo Feigen- und Pfirsichbäume die Mauern einfassten. Als sie auf eine Anhöhe gestiegen waren, sahen sie das ganze Seinetal vor sich liegen, mit seinen Feldern, Gärten und Villen.

— Das ist ja das gesegnete Land von Kanaan! brach Julian aus, von dem schönen Bild hingerissen.

Auf der andern Seite des Flusses erhob sich der Marsberg mit seinen Tempeln und Kapellen; und wo der Bergboden entblösst war, glänzte stellenweise der weisse Kalk, einer unendlichen Menge Zelte gleich, die auf den Höhen aufgeschlagen.

Die Philosophen standen lange da und betrachteten die Aussicht, als ein Getöse zu hören war, wie bei einem herannahenden Gewitter. Doch war keine

Wolke zu sehen und das Gefolge blieb fragend und lauschend stehen.

Das Getöse nahm zu und wurde zu Geschrei, Geheul, Waffengerassel.

Jetzt schien der Marsberg in Bewegung zu kommen; es wimmelte auf seinem Scheitel und blanke Blitze schossen heraus. Wie ein Fluss begann das Bewegliche und Glänzende sich den Berg hinunter zu wälzen, der Stadtseite zu.

Da verstand man.

— Das sind die Legionen, die sich empören! warf Maximus hin.

— Das Edikt hat gewirkt!

— Sie suchen ihren Caesar!

— Dann bleibt nur übrig, umzukehren und heimzugehen.

Die Gesellschaft schlug den Weg längs des Flussufers ein und folgte ihm stromaufwärts, um ein Auge auf das Vorhaben der Legionen werfen zu können.

Immer gewaltiger stürzte der dunkle Fluss mit seinem Glitzern von blanken Waffen und Helmen.

Ihre Schritte beschleunigend, erreichten die Wanderer den Palast, in dem grosse Bewegung herrschte.

Julian war von Natur ein mutiger Mann, aber die Schüchternheit des Denkers machte ihn oft scheu vor öffentlichem Auftreten. Er ging darum durchs Badehaus hinein und suchte seine einsame Kammer auf, um abzuwarten, was geschehen würde. Er ging im Zimmer auf und ab, in grosser Unruhe, als sollte sein Schicksal eben jetzt fürs ganze Leben entschieden werden.

So kam es, was er beinahe wusste.

Rufe von der Hofseite waren zu hören:

— Ave Caesar Julianus Imperator!

— Wir wählen Julian zum Kaiser!

— Julian das Diadem!

— Tod dem Konstantinus, dem Mörder und Weichling!

Es gab keine Zweifel mehr! Die Legionen hatten Julian zum Kaiser ausgerufen, denn sie wollten dieses gelobte Land nicht verlassen, dessen Eroberung ihr Blut gekostet hatte.

Julian, der nicht nach der Macht gestrebt hatte, weil er die Verantwortung fürchtete, wollte Widerstand leisten, aber Gesandte vom Heer warnten ihn:

— Wenn du die Wahl nicht annimmst, wirst du totgeschlagen!

— Wer nicht zu herrschen wagt, der soll geknechtet werden!

Damit war Julian Kaiser über das grosse Reich, das sich vom schwarzen Meer bis zum atlantischen Ozean erstreckte.

Die Nacht, die auf diesen Tag folgte, brachte der Kaiser in Nachdenken zu; und als er am Morgen nach einem Bad sich seinen Freunden zeigte, war er beinahe nicht wieder zu erkennen. Er hatte buchstäblich die Maske abgeworfen und zeigte ein neues Angesicht mit neuen Ausdrücken, beinahe neuen Zügen. Trotz seinem rechtschaffenen Charakter war Julian gezwungen worden, wie Konstantin in einer beständigen Heuchelei zu leben, indem er diese christliche Lehre, an die er nicht glaubte, begünstigen und ausüben musste. Ja, er war sogar genötigt worden, die Dreieinigkeit und Christi Gottheit des nicaeischen Konzils zu bekennen, Gottesdienste zu besuchen, Fasten zu beobachten. Jetzt wie er die Macht in seine Hände bekam, war das Erste, seine Freiheit zu benutzen und der zu sein, der er war.

Seine erste Handlung war, die Schafe von den Böcken zu scheiden, das heisst alle Galiläer auszusondern und sie eigene Legionen bilden zu lassen, unter dem Vorwand, die Christen könnten ihre religiösen Gebräuche dann besser ausüben. Gleichzeitig aber umgab er seine Person nur mit Heiden vom alten Stamm: Hebräern, Syrern, Persern und Skythen, mit aller Art Volk ausser den Christen.

Zugleich legte er den schimmernden Purpur und das glänzende Diadem des Imperators an, schnitt und vergoldete den Bart und zeigte sich draussen nur zu Pferd und mit grossem Gefolge.

Als das getan war, ging er daran, die Huldigung vom Volk entgegenzunehmen, und zu dem Zweck beschloss er das Theater anzuwenden. Dort wollte er

Aeschylos' Trilogie Prometheus aufführen, die damals noch vollständig vorhanden war. Schauspieler brachte er selber mit und das Theater stand bereit. Das Gerücht hiervon hatte sich bald in der Stadt verbreitet, und wurde mit Jubel von den Heiden aufgenommen, während die Christen verstimmt wurden. Das niedrige Volk hatte allerdings Gladiatorenspiel und Tierhetzen erwartet, aber eine „Komödie“ war ja immer willkommen.

Der Tag war da, und die Stadt festlich geschmückt. Das Spiel sollte vom Morgen bis zum Abend dauern, ohne Pausen für Mahlzeiten; und da der Frühling sich kalt und unbeständig gezeigt hatte, wurde man ersucht, das Kleidungsstück Cucullus mitzubringen, einen römischen kurzen weiten Mantel mit Kapuze, der um so nötiger war, als das Theater unter freiem Himmel stand.

Caesar, nunmehr Augustus, fand sich zur bestimmten Zeit im Theater ein, von seinen Philosophen begleitet, die in einiger Entfernung Platz nehmen mussten, denn der Caesar sass in der Staatsloge, in die er Präfekt, Aedil und Quaestor befohlen hatte.

Er war etwas verwundert, diese Vorsteher der Stadt dort nicht zu finden, und da der Aedil Chef des Schauspiels war, wagte man nicht anzufangen, bevor er kam.

Das Volk hatte sich erhoben, als Caesar eintrat, und viele Tribunen hatten Lebehoch gerufen; darauf aber entstand ein unangenehmes Schweigen, während dessen der Kaiser mit kaltherziger Neugier betrachtet wurde.

Als dieser schliesslich des Wartens müde wurde, rief er seinen Sekretär, den Hebräer Eleazar, und befahl ihm, auf die Praefektur zu gehen, um die Ursache des Ausbleibens zu erfahren, zugleich aber gab er das Zeichen zum Beginn des Schauspiels.

Die Schauspieler traten ein, und am Altar nahmen sie die uralte Opferung vor, welche die Tragödie einleitete. Da nun die blutigen Opfer aus allen Religionen fortgefallen waren, sogar aus der der Juden, nach der Zerstörung des Tempels unter Titus im Jahre 70 nach Christus, so zog sich die ungewöhnliche Handlung grosse Neugier zu. Die Legionäre waren ja gewohnt, Blut zu sehen, aber die Bürger der Stadt und ihre Frauen wandten sich fort, als der Bock dem Dionysos geschlachtet wurde.

Den Grund, aus dem Julian diesen Brauch von neuem einführen wollte, suchte man in seinem lobenswerten Streben, alle Religionen zusammenzuschmelzen und in den Zeremonien aller einen tieferen Sinn zu sehen. Das Opfer war ja eine Gabe, eine Aufopferung und eine geäusserte Dankbarkeit; aber der Mystiker Maximus hatte den Kaiser auch überzeugt, dass im Blut selbst, der Quelle des Lebens, verborgene Kräfte liegen, die geistige Mächte von niedrigerem Rang anziehen. Das Menschenkind vergoss das Blut seiner Mutter bei der Geburt, und die heilige Handlung der Beschneidung sollte an die blutige und schmerzhafte Operation der Geburt erinnern. Auf den Gräbern der Häuptlinge wurden Sklaven geschlachtet und noch unter Julius Caesar hatten die Römer bei einer ausserordentlichen Gelegenheit dreihundert Gefangene geopfert. Von diesen und ähnlichen Philosophemen eingenommen, wurde Julian auf einen Weg gelockt, der ihn ins Verderben führen sollte.

Nach der Opferung, über welche die Soldaten gelacht und die Frauen geweint hatten, begann das Schauspiel in der eigenen Sprache des Dichters. Griechisch wurde ja von allen Gebildeten gesprochen, von Palästina bis nach Gallien; aber die Ungebildeten konnten es nicht, und darum sassen die Bürger unaufmerksam da.

Als der Chor zum zweitenmal eintrat, kam Eleazar mit dem Bescheid zurück.

— Dies ist geschehen, sagte er, sich seines Auftrags entledigend. Der Bischof von Sens, der Primas der gallischen Kirche, ist in die Stadt gekommen und hält jetzt eine Messe in der Kirche. Die hohen Beamten sind anwesend, und sie entschuldigen sich beim Kaiser; sie glaubten, er wisse, dass die Christen nie Theater besuchen, und sie berufen sich auf die Religionsfreiheit.

Der Caesar wurde weiss im Gesicht.

— Gut! Das sollen sie mir bezahlen! Jetzt, Eleazar, Jude, sollst du dich neben mich setzen und mit mir plaudern. Die Schauspieler sind erbärmlich und ich kann ihre griechische Aussprache nicht leiden.

Eleazar machte Einwendungen, aber der Wille des Kaisers duldete die nicht.

Der Vormittag schleppte sich hin, und als der erste Teil der Trilogie zu Ende war, schien ein Teil des Publikums davon schleichen zu wollen, aber die Ausgänge waren geschlossen, denn man wollte nicht vor leeren Wänden spielen und dem Kaiser auch nicht Geringschätzung zeigen.

Doch die Unlust des Publikums wurde immer grösser, denn man war müde und hungrig. Dass der Jude in die Loge des Kaisers aufgenommen wurde, war auch unangenehm aufgefallen. Nicht weil er Jude war, denn der Judenhass entstand viel später, nach den Kreuzzügen. In den ersten Jahrhunderten wurden die Juden mit den Christen verwechselt, weil man glaubte, die neue Lehre stamme aus dem Judenland und sei eine Fortsetzung der mosaischen. Darum sah man also Eleazar nicht scheel an, sondern mehr seines unansehnlichen Aussehens und seiner geringen Stellung wegen. Es war eine Herausforderung, am meisten aber gegen die

Christen, denn der Jude war doch nun einmal ein Fremdling und ein Heide.

Als nun in der zweiten Abteilung Prometheus an den Felsen festgenagelt wurde, musste der Schauspieler an den Gekreuzigten als Vorbild gedacht haben, und er nahm wirklich dessen Stellung ein, streckte die Arme aus und liess den Kopf auf die Brust sinken.

Auch das Volk begann aufmerksam zu werden und da es die Sprache nicht verstand, auch nie die Mythologie kennen gelernt hatte, glaubte es, man spiele das Leiden Christi. Da dessen Darstellung noch nie auf die Bühne gekommen war, fiel sie unangenehm auf, so dass man halblaute Gespräche begann.

Der Kaiser war zornig und bewegte nicht einen Muskel, und wenn der ruhige Mann böse wurde, verlor er den Verstand. Er sass da in seinem Schweigen und entwarf Pläne gegen diese Barbaren, welche die Weisheit der Vorfahren vergessen hatten. Die Mittagszeit war da und die Ungeduld wurde immer deutlicher.

Da begann der Himmel sich mit Wolken zu bedecken und einige Schneeflocken fielen langsam wie weisse Federn. Die Mäntel hatten, zogen sie über den Kopf. Die Schauspieler sahen nach der Loge des Kaisers, der aber rührte sich nicht, obwohl er kein Dach über dem Kopf hatte. Er war Krieger und durfte vor etwas so Geringem wie rauhe Witterung keine Furcht zeigen.

Jetzt begann Prometheus der Io zu weissagen von dem, der geboren werden, Zeus stürzen und Prometheus befreien solle. Die Gebildeten, Christen wie Heiden, sahen sich fragend an, als Io sprach:

Was sagst du? Ich gebäre dir den Retter?

Als da Prometheus antwortete:

Der dritte Spross nach zehn Familien ist's!

brach ein Gemurmel im Theater aus.

Zehn Familien, das war in runder Zahl 700 Jahre, oder gerade bis Christi Geburt, da die Zeitrechnung der Christen mit 763 begann, dem Ende der mythischen Ära, in deren Epoche das Stück spielen sollte.

Julian merkte, dass er Holz zum Feuer getragen, den Christen entgegengekommen war, ohne es zu wollen. Aeschylos hatte Christi Ankunft genau aufs Jahr vorhergesagt, und dass er Zeus stürzen werde — mehr war für die rechtgläubigen Athanasianer nicht nötig, um die Arianer, die Christi Gottheit leugneten, zu zermalmen.

Der Schnee fiel immer dichter, und es wurde schliesslich ein Schneetreiben. Der Caesar war weiss, als habe er ein Leichenhemd an, bewegte sich aber nicht, denn er war ausser sich vor Raserei gegen sich selbst; gegen die Dämonen, die ihn verlockt hatten, dieses Stück zu wählen; gegen den Himmel, der ihn verhöhnte.

Das ganze Publikum war verschneit und disputierte über die Gottheit Christi; das niedrige Volk lachte und keifte.

Die einzigen, die gegen die Laune der Witterung geschützt waren, waren die Schauspieler unter dem Zeltdach. Aber der feuchte Schnee war schwer; die Leinwand bog sich und riss.

Da erhob sich das ganze Publikum und lachte laut; die Schauspieler krochen aus dem Schnee hervor; die Türen öffneten sich und alle flohen, ausser dem Caesar und seinen Philosophen.

Julian hatte sofort, nachdem er zum Kaiser ausgerufen war, einen Gesandten an den Kaiser nach Byzanz geschickt und wartete nun auf die Antwort.

Es war gegen die Wintersonnenwende und den Jahreswechsel. Die Christen hatten damals eben angefangen, Christi Geburt zu feiern und dabei römische Sitten von den Saturnalien aufgenommen, dem Fest zu Ehren Saturns. Julian, gereizt durch den Handschuh, den die Nazarener hinwarfen, begann sich zu Widerstand und Anfall zu rüsten; und jetzt wollte er seine Macht gebrauchen, dem Heidentum zurückzugeben, was ihm zukam, und den Christen zeigen, wo sie ihre Kenntnisse von den höchsten Dingen geholt hatten. Und zugleich wollte er das Heidentum christlich machen, damit diese bei seiner Wiederkunft alle für sich gewinnen konnte.

Der alte Jupitertempel auf der Insel im Fluss, der seit langer Zeit geschlossen gewesen, war eines Nachts geöffnet und man sah Licht darin. Man hörte den Lärm von Hämmern und Sägen, Hacken und Mauerkellen.

Das dauerte einige Zeit, während man in der Stadt darüber schwatzte.

Eines Nachts im Mittwinter sass Julian mit Maximus, Priscus und Eleazar im Opisthodomus oder dem Priesterzimmer hinter dem Altar im Tempel Jupiters. Der ganze Tempel war erleuchtet, und man merkte gleich die Absicht der vorgenommenen Ausbesserungen. An der linken Pfeilerreihe war ein Ambon oder eine Kanzel, und unter der ein Beichtstuhl; ferner ein siebenarmiger Leuchter, ein Tauf-

becken, ein Tisch mit Schaubroten und ein Räucheraltar.

Das war Julians Versuch, die neue Lehre an die alten anzuknüpfen, Heidentum, Christentum und Judentum zu vereinigen. Heliogabalus hatte zwar auf seine rohe Art denselben Versuch gemacht, als er syrische Sonnenverehrung in Rom einführte, zugleich aber alle Götter der Welt, sogar die egyptischen beibehielt. Aber die Christen wollten nicht mitgehen, die Juden auch nicht.

Julian liebte die Juden nicht, aber sein Hass auf das Christentum war so gross, dass er lieber der halsstarrigen Nation in Palästina aufhalf, um sie gegen Christus zu erheben. Zu dem Ende hatte er Befehl gegeben, den Tempel in Jerusalem wieder aufzubauen; und diese Angelegenheit war es, die er jetzt zuerst mit seinen Philosophen, Eleazar mitgerechnet, besprechen wollte.

— Was meint ihr also, beendete Julian seinen langen Vortrag über den Aufbau Hierosolymas. Maximus soll zuerst sprechen.

— Caesar Augustus, antwortete Maximus, der Mystiker, Jerusalem ist von der Erde ausgerodet wie die Propheten vorausgesagt haben, und sein Tempel kann nicht wieder aufgebaut werden.

— Kann nicht? Er soll!

— Er kann nicht! Allerdings hat Konstantins Mutter eine Kirche über Christi Grab gebaut, aber der Tempel kann sich nicht mehr erheben. Ist nicht seit Salomo die Geschichte dieser Stadt eine Geschichte der Zerstörungen Jerusalems. Sisak, Philister, Araber, Syrer, Joas, Egypter und Chaldäer haben sie zuerst zerstört. Dann kamen Alexander, Ptolemäus und schliesslich Antiochus Epiphanes, der die Mauern niederriss und eine Jupiterstatue im Tempel aufstellte. Jetzt aber merk auf: 63 Jahre vor

Christus wurde Jerusalem von Pompejus erobert. Was geschah im selben Jahr nach Christus im römischen Reich? Denk nach! — Pompeji, die Stadt bei Neapel, vom selben Namen wie der Eroberer, wurde 63 durch ein Erdbeben zerstört. Das war die Antwort, und der Herr Zebaoth bekriegte Jupiter-Zeus.

— Hör mal, unterbrach ihn Julian, deine pythagoräischen Zahlenspekulationen billige ich nicht. Wenn beide Ereignisse 63 vor Christus gewesen wären, dann wäre ich beinahe überzeugt.

— Dann warte, Caesar, und du sollst es werden. Nach der Eroberung des Pompejus und der Plünderung des Cassius baute Herodes der Grosse Stadt und Tempel wieder auf. Aber bald darauf, das heisst im Jahre 70 nach Christus, wurde Jerusalem vollständig von Titus zerstört. Nur neun Jahre später begann der Berg Somma Feuer zu speien, wie er es nie vorher getan hatte, und dabei wurden Pompeji (und Herkulanum) ganz zerstört. Pompeji und Herkulanum waren Sodom und Gomorrha, und Vespasian, der vor Titus in Jerusalem gehaust hatte, besass einen Vergötterungstempel in Pompeji: der verschwand von der Erde. Glaubst du vielleicht, dass die Christen den Vesuv angesteckt haben, wie Nero glaubte, sie hätten Rom angezündet, 64 nach Christus?

Julian wurde nachdenklich.

— Es waren neun Jahre dazwischen — aber sonderbar sieht es aus.

— Ja, erwiderte Maximus, aber genau im selben Jahr 70, als Titus den Tempel von Jerusalem zerstörte, brannte das Kapitol!

— Dann sind es die Götter, die kriegen, und wir sind nur Soldaten! brach Julian aus.

Priscus der Sophist, der Wortkämpfe liebte, be-

schloss zu feuern, als es erlöschen zu wollen schien:

— Aber Christus hat gesagt, dass Stein nicht solle auf Stein bleiben und dass der Tempel nie wieder aufgebaut werde.

— Hat Christus das gesagt? Gut, dann soll er zeigen, ob er ein Gott war, denn jetzt will ich den Tempel Salomos aufbauen!

Und sich zu Eleazar wendend:

— Glaubst du an Wahrzeichen?

— So gewiss wie der Herr lebt, so gewiss wie Abrahams Gott uns aus der egyptischen Knechtschaft geführt und uns Kanaan gegeben hat, so gewiss wird er die Verheissung erfüllen und uns Land, Stadt und Tempel wiederschenken!

— Geschehe dir, wie du glaubst! Der Tempel soll aufgebaut werden, wenn auch nicht in drei Tagen, wie der Galiläer meinte.

Die Wintersonnenwende war da und die Saturnalien begannen in Lutetia. Die Heiden hatten das Fest immer gefeiert als eine Erinnerung an das goldene Alter der Sage, das unter der Regierung des guten Saturn gewesen sein sollte. Damals war Friede auf Erden, der Löwe spielte mit dem Lamm, die Felder trugen Ernte ohne Bestellung, Waffen wurden nicht geschmiedet, denn die Menschen waren gut und gerecht. Dieses schöne Fest, das von den Römern abgeschafft worden, war von den Christen wieder aufgenommen, die mit Christi Ankunft ein neues goldenes Zeitalter oder das tausendjährige Reich erwarteten. Jetzt aber wollte Julian den Heiden ihr Vorrecht zurückgeben, und zugleich den Nazarenern zeigen, wo sie ihre religiösen Gebräuche hergenommen hatten.

Die Heiden begannen auf alte Art den Feiertag zu verkünden. Die Läden waren geschlossen und die Stadt festlich gekleidet, als man am Morgen eine Prozession aus der Basilika auf den Markt herauskommen sah. An der Spitze ging König Saturn mit dem Füllhorn, Korngarben und Tauben; ihm folgten die Tugenden Fortuna, Reichtum, Friede, Gerechtigkeit. Darauf kam ein Schauspieler, als Caesar verkleidet, und an der Hand führte der einen Gefangenen, der zu Ehren des Tages von seinen Ketten befreit worden war. Ihnen folgten Herren, die ihre Sklaven unterm Arm fassten; dann Frauen und Kinder, die aus Garben Korn für die Sperlinge der Strasse ausschütteten.

Die Prozession zog durch die Strassen und fiel zuerst angenehm auf.

Dann zog man in den Tempel, wo ein Jupiter oder Zeus in der Apsis sass. Man hatte ihn so listig modelliert, dass er Gott Vater dem Schöpfer gleichen konnte, oder Moses, wie man dessen Bild jetzt anfing darzustellen. Neben diesem und etwas unter ihm stand Orpheus als der gute Hirte mit einem Lamm auf seinen Schultern, und im Relief auf dem Sockel war sein Gang zum Hades zu sehen, von dem er mit Dike, der Gerechtigkeit, zurückkehrte, deren Namen aus Eurydike travestiert war. Das ging auf die Christen direkt.

Vor dem Götterbild stand der jüdische Schaubrottisch mit dem Brot und dem Wein; eine Erinnerung, von wo die Christen die Eucharistie oder das Messopfer her hatten. Wie zufällig wurde ein neugeborenes heidnisches Kind gebracht und in dem Becken getauft. Bei der Frage eines, dem die Rolle einstudiert war, ob die Heiden getauft wurden, antwortete ein andrer, der ebenfalls seine Rolle hatte, dass die Vorfahren ihre neugeborenen Kinder immer gewaschen hätten.

Das Ganze war eine Komödie, von Julian in Szene gesetzt.

Jetzt bestieg Maximus die Kanzel und gab in einer neuplatonischen philosophischen Abhandlung Erklärungen von allen Bildern, Symbolen und Sitten. Er bewies auch, dass die Heiden nie mehr als einen Gott verehrt, dessen viele Eigenschaften nur in verschiedenen Personifizierungen Ausdruck gefunden. Dann verteidigte er scheinbar Christi Gottheit, wunderbare Geburt und Wunder. Wir seien ja alle von göttlicher Herkunft, da Gott uns geschaffen habe und wir seine Kinder seien. Christi Geburt ohne Vater sei nichts Merkwürdiges, da der Philosoph Platon

auch von einer Jungfrau ohne Vater geboren sei. Er unterbrach seine Predigt mit diesem Ausruf:

— Wunder! Warum sollten wir nicht an Wunder glauben, da wir an einen allmächtigen Gott glauben. Dass er allmächtig ist, bedeutet ja, dass er die Naturgesetze aufheben kann, die er gestiftet hat. Wer nicht an Wunder glaubt, ist also ein Esel!

Die Predigt wurde von Heiden und Christen angehört. Die letzten glaubten noch nie etwas gehört zu haben, das die schwer begreiflichen Lehren so klar bewies; und die Heiden kriegten es zu hören, dass sie mit den Christen einig seien.

— Was steht also zwischen uns? rief Maximus aus, von dieser Eintracht und diesem Einverständnis, die im Tempel herrschten, hingerissen. Haben wir nicht alle einen Vater, hat nicht uns alle ein Gott geschaffen! Warum hadert ihr denn, der eine gegen den andern? Haben wir hier nicht heute die Erinnerung an die besseren Zeiten gefeiert, die gewesen sind und die sicher wieder kommen werden, wie das Licht mit der zurückkommenden Sonne wiederkehrt; Zeiten der Versöhnung und des Friedens auf Erden, wenn niemand Herr sein wird und niemand Knecht. Hier ist kein Jude, kein Grieche, kein Barbar, sondern wir sind alle Brüder und Schwestern in einem Glauben! Darum liebet euch unter einander, versöhnet euch mit euerm Gott und mit einander, gebet euch den Friedenskuss, freut euch, vervollkommnet euch, seid eines Herzens, und der Gott der Liebe und des Friedens wird mit euch sein.

Die Versammlung war entzückt und mit tränenden Augen fielen sie sich in die Arme, drückten sich die Hände und küssten sich die Wangen.

Da wurden auf einmal eine Reihe Lichter um den Altar angesteckt; das gehörte zum Zeremoniell der Saturnalien und bedeutete die Wiederkehr der Sonne;

ein Brauch, der von den Christen übernommen wurde, als sie Christi Geburt oder die Weihnacht feierten.

Darauf wurden Bettler vorgeführt, und Herren wuschen ihnen die Füsse. Dann wurden zwölf Sklaven an einen gedeckten Tisch gesetzt, während ihre Hausherren sie bedienten.

Julian, der, im Opisthodom verborgen, die ganze Zeremonie mit angesehen hatte, jubelte in seinem Innern, denn mit dieser uralten heidnischen Zeremonie hatte er die Christen zu Boden geschlagen. Darin war auch Menschenliebe und Barmherzigkeit, und beide hatte es zu allen Zeiten gegeben! Das wollte er ausdrücken, ohne es mit Worten zu sagen.

Schliesslich wurden die Kinder vorgeführt und erhielten als Geschenke Puppen, teils aus Wachs, teils aus Ton.

Die Illusion war vollständig, und die Christen waren wie verzaubert.

— Die Heiden sind ja Christen, riefen sie aus! Warum denn Zank und Streit, wenn wir einig sind!

Die Gefühle wogten, und der Erfolg war vollständig. Das war der Sieg des ersten Tages.

Als die Christen am folgenden Tag ihr Weihnachtsfest begehen wollten, konnte das nur als eine Kopie von dem Fest der Heiden erscheinen.

Sieben Tage dauerten die Saturnalien, und Julian, vom Erfolg berauscht, beschloss jetzt, mit dem ganzen alten Kult in all seiner schrecklichen Majestät zu kommen.

Seine Philosophen warnten ihn, aber er hörte sie nicht mehr; er musste seine Hekatombe haben: hundert geschmückte Stiere sollten auf dem Platz vorm Jupitertempel geschlachtet werden, als ein Opfer für die alten Götter.

— Er ist wahnsinnig! klagte Eleazar.

— Wen die Götter vernichten wollen, den schlagen sie mit Blindheit!

— Jetzt reisst er nieder, was er aufgebaut hat.

Es ist schwer zu erklären, wie der hochgebildete, talentvolle und schönheitliebende Julian auf den unsinnigen Gedanken kommen konnte, die blutigen Opfer wieder einzuführen. Das war ja Schlachten oder Hinrichtung, und weder der Schlächter noch der Büttel genossen irgendwelche Achtung in der Gesellschaft. Man muss wohl glauben, dass sein Christushass seinen Verstand gelähmt hat, als er, in der Tracht des Opferpriesters, den ersten Stier vorführte, mit den vergoldeten Hörnern und der weissen Binde.

Nachdem er Weihrauch auf dem Altar angezündet hatte, goss er die Schale mit Wein über das Haupt des Stieres aus, stiess ihm das Messer in die Kehle und drehte es um.

Ein Entsetzen ging durch die Menge, die aber doch wie festgenagelt auf dem Platze blieb.

Als aber das Blut umherspritzte, und der Kaiser den zitternden Tierkörper öffnete, um in dessen Eingeweiden Forschungen anzustellen, da erhob sich ein Geschrei, das zum Geheul wurde, und alle flohen.

— Apostata! war jetzt zum erstenmal zu hören.

Das war die Niederlage, und als die Tiere von ihren Wächtern losgelassen wurden, flüchteten sie durch die Strassen der Stadt davon.

Der Kaiser in seiner mit Blut bespritzten weissen Tracht musste allein nach seinem Palast gehen, während sowohl Christen wie Heiden ihm ihren Abscheu zeigten.

— Seht den Schlächter! riefen sie.

— Apostata! Abtrünniger!

— Wahnsinniger!

Als Julian heimkam, war er wie versteinert, aber ohne erst die Kleider zu wechseln, setzte er sich an seinen Tisch und schrieb ein Edikt gegen die Christen. Darin verbot er ihnen, zu studieren und Staatsämter zu bekleiden.

Das war der erste Schritt.

Am Abend desselben Tages empfing Julian einen Brief: der war vom Kaiser Konstantius in Byzanz, der seine Ausrufung zum Kaiser nicht anerkannte, sondern drohte ihm mit Heeresmacht in Gallien zu begegnen.

Das war ganz unerwartet, und Julian brach von Lutetia auf, um mit den Waffen in der Hand seinem Vetter entgegen zu ziehen.

Wie er jetzt gen Osten zog, kam es ihm vor, als gehe er in den Tod.

Das Glück aber warf zuerst mit dem Würfel einen Glückswurf. Konstantius starb auf dem Weg und Julian war allein Kaiser.

Das nahm er für ein Zeichen, dass die Götter ihm gewogen seien, und im Gefühl, dass er von den Oberen unterstützt werde, zog er in den Krieg.

Aber es war nur ein letztes Spiel von seinen Göttern. Es wird erzählt, er habe vor seinem Zug gegen die Perser sein Schicksal erforschen wollen und zu dem Ende einen Frauenkörper aufgeschnitten, um die Weissagung in den Eingeweiden zu lesen. Das braucht nicht wahr zu sein, wie die verschiedenen Erzählungen von seinem gleich darauf eingetroffenen Tod. Eins aber ist sicher, der Galiläer siegte über Zeus, der sich nie mehr erhob.

Sicher ist auch, von christlichen, jüdischen und heidnischen Schriftstellern bestätigt, dass der Tempel von Jerusalem nie wieder aufgebaut wurde, denn als der Grund gelegt werden sollte, brach Feuer aus

dem Boden, und zwar in Zusammenhang mit einem Erdbeben.

Dasselbe Erdbeben zerstörte auch Delphi, „den Mittelpunkt der Erde“ und das Zentrum für das religiöse und politische Leben von Hellas.

ATTILA



Mit Konstantin dem Grossen hatten Hellas, Rom und Palästina zu existieren aufgehört; die Kultur war nach dem Morgenland übergesiedelt, denn Konstantinopel ward die Hauptstadt von Europa, und vom Orient aus wurden Rom, Spanien, Gallien, Germanien durch Satrapen unter verschiedenen Namen regiert. Es sah aus, als habe Europa ausgeblüht, als habe sich Rom ins Grab gelegt, aber es sah nur so aus. Die Geschichte ging nicht geradeaus wie ein Strich, sondern machte Umwege, und deshalb schien die Entwicklung in Undordnung geraten, irre gegangen zu sein. Das war sie aber nicht.

Das Christentum, das jetzt den Westen durchdringen wollte, war ja aus dem Osten, und darum bildete das alte Byzanz eine Übergangsstation. In Rom, das seinem Schicksal überlassen worden, da die Satrapen in Mailand und Ravenna sassen, begann eine neue Weltmacht aufzuspriessen, eine geistige, die in der Stille eine neue Kaiserkrone schmiedete, um sie dem Würdigsten zu übergeben, wenn die Zeit erfüllt war.

Und der Erbe war von Tacitus angekündigt worden, ein neues Volk aus dem Norden, gesund, ehrlich, gutmütig. Das waren die Germanen, die tausend Jahre die Kaiserkrone besitzen sollten, von 800 bis 1815. Schon am Anfang des fünften Jahrhunderts hatten ja die Westgoten Rom eingenommen, sich aber wieder zurückgezogen. Andere Germanen hatten Gallien überschwemmt, Spanien, Britannien; kein Stamm aber hatte festen Fuss in Italien gefasst.

Da tritt ein ganz neues Volk auf den Schauplatz, dessen Herkunft unbekannt war; und die Verheissung von Kanaan, die eben den Germanen gegeben war, schien zurückgenommen zu sein, denn die Hunnen sassen schliesslich in Ungarn und erhoben Steuern von allen Nationen der Welt. Um ein Holzschloss mit einigen Baracken am Theissfluss versammelten sich Griechen, Römer, Byzantiner und allerhand Germanen; vor einem Thron, auf dem ein Wilder sass, der einem Fleischklumpen glich.

Im Jahr 453 wollte dieser König nach manchen Schicksalen eine von seinen vielen Hochzeiten halten; und er hatte die grossen Herren von ganz Europa berufen; berufen, denn ein Fürst ladet nicht ein.

Zu Pferde kamen sie, aus Norden, Süden, Osten und Westen.

Von Westen, am Donauufer entlang, gleich unterhalb deren Biegung beim jetzigen Gran, kamen zwei Männer an der Spitze einer Karawane geritten. Mehrere Tage waren sie den lieblichen Ufern des grünen Flusses mit seinen Binsen und Erlen und seinen Schwärmen von Enten und Reihern gefolgt. Jetzt wollten sie die kühlen Schatten der Waldregion verlassen und sich nach Osten der Salzsteppe zu wenden, die sich bis an den gelben Theiss erstreckte.

Der eine Leiter der Truppe war Römer und hiess Orestes, war bekannt und berühmt; der andere war Rugier, von der Ostseeküste und trug den Namen Edeko, war Fürst und war gezwungen worden, Attila zu folgen.

Wenig hatten die grossen Herren bisher gesprochen, denn sie misstrauten einander; als sie aber auf die weite Steppe hinauskamen, die sich

klar und hell wie eine Meeresfläche öffnete, schienen sie selbst sich aufzuklären und alles Misstrauen fallen zu lassen:

— Warum reist du zur Hochzeit? fragte Orestes.

— Weil ich nicht auszubleiben wage! antwortete Edeko.

— Ganz wie ich.

— Und die Braut! Die Burgunderin wagte nicht nein zu sagen.

— Die? Doch, die hätte es schon gewagt.

— Sie sollte also diesen Wilden lieben?

— Das habe ich nicht gesagt.

— Vielleicht hasst sie ihn denn? Eine neue Judith für diesen Holofernes?

— Wer weiss? Die Burgunder lieben den Hunnen nicht, seit er auf seinem letzten Raubzug Worms zerstörte.

— Unbegreiflich ist jedenfalls, dass er sich von der Niederlage auf den katalaunischen Feldern wieder erholt hat.

— Unbegreiflich ist alles, was diesen Menschen angeht, wenn man ihn überhaupt einen Menschen nennen kann.

— Du hast recht! Er soll dem Bruder seines Vaters, Rua, von dem wir nichts wissen, nachgefolgt sein; er hat seinen Bruder Bleda ermordet. Zwanzig Jahre haben wir ihn wie eine eiserne Rute über uns gehabt, und als er jüngst vor Rom stand, kehrte er um.

— Aber er hat seinen Soldaten versprechen müssen, dass er ihnen einmal Rom geben wird.

— Warum schonte er Rom?

— Das weiss man nicht! Man weiss nichts von diesem Mann, und er selbst scheint über seine Person in Unkenntnis zu sein. Er kommt von Osten, sagt er, das ist alles. Das Volk sagt, die Hunnen seien

von Hexen und Dämonen in Wüsten geboren. Fragt man Attila, was er will und wer er ist, antwortet er: Gottes Geissel. Er gründet kein Reich, baut keine Stadt, aber herrscht über alle Reiche und zerstört alle Städte.

— Um zur Braut zurückzukehren: Ildico heisst sie, also ist sie Christin?

— Ja, was kümmert das Attila? Er hat ja keine Religion.

— Eine muss er wohl haben, da er sich Gottes Geissel nennt und behauptet, er habe das Schwert des Kriegsgottes gefunden.

— Aber er ist gleichgültig gegen die Formen. Sein erster Minister Onegesius ist Grieche und Christ...

— Sehen wir uns den sonderbaren Mann an, der, statt in Byzanz oder in Rom zu sitzen, sich in einer Salzsteppe niedergelassen hat.

— Das soll von der Ähnlichkeit dieses Landes mit seinen Ebenen fern im Osten kommen. Der gleiche Boden, dieselben Kräuter und Vögel; er fühlt sich hier zu Hause.

Sie verstummten da die Sonne stieg und die Hitze zunahm. Niedrige Tamarisken, Wermut- und Sodapflanzen gaben keinen Schatten. Steppenhühner und -lerchen waren die einzigen Wesen, welche die Wüste belebten. Die Herden von Rindvieh, Ziegen und Schweinen waren verschwunden, denn Attilas halbe Million Soldaten hatten sie aufgegessen, und seine Pferde hatten jeden einzigen geniessbaren Grashalm abgeweidet.

Zur Mittagszeit blieb die Karawane ganz plötzlich stehen, denn am östlichen Horizont war eine Stadt mit Türmen und Zinnen zu sehen, jenseits eines blauen Sees.

— Sind wir da? fragte Edeko.

— Unmöglich, es sind ja noch zwanzig Meilen oder drei Tagesreisen.

Aber die Stadt war dort zu sehen und die Karawane beschleunigte ihren Gang.

Nach einer halben Stunde war die Stadt nicht näher gekommen, sondern schien sich im Gegenteil zu entfernen, sich zu verkleinern und unter den Gesichtskreis zu versinken.

Nach einer neuen halben Stunde war die Stadt verschwunden und der blaue See auch.

— Zaubern können sie, sagte der Römer, das übersteigt alles.

— Es ist eine Fata morgana oder eine Luftspiegelung, erklärte der Wegweiser.

Die Karawane machte gegen Anbruch des Abends Halt, um über Nacht zu ruhen.

Auf dem Landstreifen zwischen Bodrog und Theiss hatte Attila sein Standlager, denn eine Stadt konnte man es nicht nennen. Der Palast war aus Holz, das in grellen Farben lackiert war, und glich einem kolossalen Zelt, dessen Stil wahrscheinlich aus Sina, dem Seidenland, geholt war.

Das Frauenhaus, das dicht daneben aufgeführt war, hatte eine etwas abweichende Form, die mit den Goten von Norden gekommen sein mochte, oder auch von Byzanz, denn das Haus war mit Rundbogen aus Holz verziert.

Die Einrichtung schien von allen Völkern und allen Ländern zusammen gestohlen zu sein; viel Gold und Silber, seidene und samtne Behänge; römische Möbel und griechische Gefässe, gallische Waffen und gotische Gewebe. Es glich der Wohnung eines Räubers, und das war es auch.

Hinter der Umzäunung des Palastes begann das Lager mit seinen verräucherten Zelten. Eine Menge Rosstäuscher und Pferdediebe wimmelte in den Strassen umher, und es waren ebenso viel Pferde wie Menschen da.

Ausserhalb des Lagers weideten Herden von Schweinen, Schafen, Ziegen und Rindern, lebender Proviant für diese unerhörte Horde, die nur verzehren und zerstören, aber nichts hervorbringen konnte.

Jetzt am Morgen des Hochzeitstages bewegten sich in diesem Lager tausende kleine Menschen mit krummen Beinen und breiten Schultern, in Ratten-

felle gekleidet und die Waden mit Lumpen umwickelt. Neugierig blickten sie aus den Zelten heraus, wenn Fremdlinge, die zum Fest geladen waren, angeritten kamen.

Auf der ersten Zeltgasse trat der Thronfolger, Attilas Sohn Ellak, den vornehmen Gästen entgegen; mittels eines Dolmetschers hiess er sie willkommen und führte sie in das Haus der Gäste.

— Ist das ein Prinz? Und sind das Menschen? sagte Orestes zu Edeko.

— Das ist ein Rosstäuscher und die anderen sind Ratten, antwortete Edeko.

— Larven oder Lemuren, Vampyre, im Traum aus den Phantasien eines Berauschten geschaffen! Sie haben ja keine Gesichter; die Augen sind Löcher und der Mund ist eine Schnarre; die Nase ist von einem Totenschädel und die Ohren sind Topfhenkel.

— Wahrhaftig! Und vor diesen Halbnackten, die keinen Harnisch und keinen Schild haben, sind die römischen Legionen geflohen! Es sind Kobolde, die sich „fest" machen können.

— Die Welt erobern sie nicht!

— Wenigstens nicht in diesem Jahr!

Und dann folgten sie dem Prinzen Ellak, der jedes Wort gehört und verstanden hatte, obgleich er so tat, als kenne er die Sprache nicht.

Im Haus der Frauen sass die Favoritin Cercas und nähte am Brautschleier.

Ildico, die schöne Burgunderin, stand am Fenster, in Gedanken versunken und geistesabwesend. Sie hatte in Worms den Helden gesehen, vor dem die Welt zitterte, und sie war wirklich verhext worden von dem majestätischen Wesen des kleinen Mannes. Selbst herrschsüchtig und eigenwillig, war sie verlockt worden von der Aussicht, die Macht mit dem Mann zu teilen, vor dem alle und alles sich beugten; darum hatte sie ihm ihre Hand gegeben.

Sie hatte aber keine rechten Begriffe von den Sitten und Gewohnheiten des fremden Volkes gehabt, deshalb hatte sie sich ihre Stellung als Gattin und Königin ganz anders vorgestellt. Und erst heute morgen hatte sie erfahren, dass sie beim Hochzeitsfest überhaupt nicht erscheinen dürfe, den Thron nicht teilen werde, sondern ganz einfach mit den andern Frauen im Frauenhause eingeschlossen bleibe.

Cercas, die Favoritin, hatte mit Schadenfreude ihre Nebenbuhlerin über das alles aufgeklärt, und die stolze Ildico war jetzt im Begriff, einen Entschluss zu fassen. Freunde besass sie nicht im Palast und sich den fremden Fürsten zu nähern, war unmöglich.

Cercas nähte und sang dabei ein wehmütiges Lied aus der Heimat im fernen Osten:

Tiger folgt des Löwen Spur
Siddi Khur,
Siddi Khur,
In der Steppe, meiner Flur.
Urgan, Khalgan, Kosso-gal

Klaun aus Kupfer, Zähn aus Stahl.
Dalai-Nor,
Dalai-Nor;
Bist du kommen in sein Moor,
Kannst du niemals mehr empor!
Dalai-Nor!

Ildico schien ihre Gedanken geordnet zu haben.

— Kannst du mir eine Nadel leihen, sagte sie; ich will nähen.

Sie bekam eine Nadel, die war aber zu klein; sie verlangte eine grössere und sie wählte die allergrösste. Die steckte sie in ihren Busen und nähte nicht.

Jetzt erschien in der Tür ein Wesen, so verabscheuenswert hässlich und von so boshaftem Aussehen, dass Ildico glaubte, es sei ein Dämon. Er war kohlschwarz wie ein Libyer aus dem heissen Afrika, und sein Kopf sass lose auf dem Magen selbst, denn die Brust fehlte. Es war ein Zwerg und ein Buckliger, hiess Hamilcar und war Hofnarr bei Attila. Der Narr war damals kein Witzbold, sondern ein naiver Dummkopf, der alles glaubte, was man sagte, und darum ein Gegenstand des Hänseln wurde.

Er steckte nur einen Brief in Cercas' Hand und war verschwunden.

Als Cercas den Brief gelesen hatte, wechselte sie die Farbe und wurde eine andere. Von Wut ergriffen, konnte sie zuerst nicht sprechen, sondern sie sang:

Tiger folgt des Löwen Spur . . .

— Ildico, du hast eine Freundin bekommen! brachte sie schliesslich hervor. Du hast eine Freundin hier im Zimmer, hier am Fenster, hier an deiner Brust!

Und sie warf sich dem burgundischen Mädchen an die Brust, weinte und lachte abweselnd.

— Gib mir deine Nadel, deine grosse schöne Nadel; ich werde sie einfädeln; nein, ich werde sie an meinem Stahl wetzen; nein, ich will sie in mein Nadelkissen stecken; nein, ich will sie in mein Riechfläschchen tauchen, in mein ganz besonderes kleines Riechfläschchen, und dann wollen wir zusammen dem Tiger das Maul zunähen, daß er nie mehr beisst! Siddi Khur! Siddi Khur!

— Lass mich deinen Brief lesen, unterbrach Ildico sie.

— Du kannst nicht! Ich werde dir den Inhalt sagen! — Er, unser Herrscher freit wieder — um die Tochter des Kaisers Valens, Honoria, und diesmal gelobt er, uns alle zu verbrennen — das nennt er uns ein ehrliches Begräbnis geben.

Ildico reichte ihr ihre Hand zur Antwort.

— In dieser Nacht also! Und durch einen einzigen Nadelstich wird die Welt ohne Herrscher sein!

Edeko und Orestes hatten in der Herberge gesessen und nach der Reise ausgeruht. Zur Mittagszeit, als sie ausgehen wollten, fanden sie die Tür geschlossen.

— Sind wir Gefangene? Sind wir in einen Hinterhalt gefallen? fragte der Römer.

— Und kein Essen haben wir bekommen, antwortete Edeko.

Da waren zwei Stimmen von draussen zu hören.

— Wir erwürgen sie; das ist wohl am einfachsten!

— Ich denke, wir stecken das Haus in Brand! Der Lange ist stark . . .

— Und sie haben geglaubt, wir verstehen ihre Sprache nicht.

Die beiden Eingeschlossenen, die kein reines Gewissen hatten, wurden bestürzt, und glaubten, ihr Ende sei nahe.

Da öffnete sich eine Luke in der Wand, und der Narr Hamilcar zeigte seinen schrecklichen Kopf.

— Ob du der Teufel bist oder nicht, antworte uns auf einige Fragen, rief der Römer.

— Sprecht, ihr Herren! antwortete der Neger.

— Sind wir Gefangene, oder warum bekommen wir euern König nicht zu sehen?

Prinz Ellaks Kopf erschien an derselben Lucke.

— Den König bekommt man erst heute abend beim Gastmahl zu sehen, sagte der Prinz mit einem boshaften Grinsen.

— Sollen wir bis dahin hungern!

— Wir nennen es fasten, und das tun wir immer, wenn wir ein Gastmahl vor uns haben, um dann desto mehr essen zu können.

— Können wir dann wenigstens hinaus?

— Nein! antwortete der Prinz mit seiner Rosstäuscherphysiognomie. Man muss sich in die Sitten des Landes finden.

Und damit wurde die Luke geschlossen.

— Glaubst du, daß wir mit dem Leben davonkommen? fragte Edeko.

— Wer weiss! Attila ist aus Falschheit geschaffen. Du weisst nicht, dass er einmal zwei Briefe schrieb, den einen an den König der Westgoten, Diterich, und darin bat er ihn um ein Bündnis gegen die Römer als den gemeinsamen Feind; am selben Tag schrieb er einen ähnlichen Brief an die Römer, in dem er um ein Bündnis gegen die Westgoten bat. Der Betrug wurde entdeckt und Attila hatte sich zwischen zwei Stühle gesetzt.

— Er scheint unsterblich zu sein, sonst wäre er doch wohl einmal im Kampf getroffen worden, da er immer an der Spitze geht.

Bis zum Abend blieben die Reisekameraden eingesperrt, dann wurde die Tür schließlich geöffnet, und ein Zeremonienmeister führte sie in die Halle, wo das grosse Gastmahl stattfinden sollte.

In dem grossen Saal waren unzählige Bänke und Tische, mit den kostbarsten Geweben überzogen und mit Trinkgefässen aus Silber und Gold gedeckt. Die Gäste waren versammelt, die beiden Reisenden aber sahen keine bekannten Gesichter, und sie spähten vergebens nach dem Bräutigam und der Braut.

Als ihnen ihre Plätze angewiesen waren, begann ein leises Gemurmel unter den Gästen. Man sprach halblaut und fragte sich, wo der Grosskönig sich zeigen werde.

Orestes und Edeko untersuchten mit den Augen Wände und Decke, ohne sehen zu können, wo das Wunder geschehen werde, denn diese kindlichen und hinterlistigen Männer pflegten die Gäste mit Überraschungen und scherzhaften Possen zu ergötzen.

Plötzlich stand die ganze Versammlung auf. Der Behang der Wand im Hintergrund war fortgezogen worden, und auf einer Estrade sass ein kleiner unbedeutender Mann, allein mit einem Tisch vor sich und einem Ruhesofa neben sich. Auf dem Tisch stand ein hölzerner Becher.

Er sass ganz unbeweglich, nicht einmal die Augenlider bewegten sich.

Etwas tiefer als er stand sein Minister, der Grieche Onegesius, der seine Blicke unablässig auf den Herrscher geheftet hielt, der durch die Augen zu ihm sprechen zu können schien.

Der Minister gab ein Zeichen, und die Gäste setzten sich.

Attila blieb sitzen wie er sass, die Beine gekreuzt und die rechte Hand auf dem Tisch. Er grüsste nicht, beantwortete die Grüsse nicht.

— Er sieht uns nicht! Er zeigt sich nur! flüsterte Orestes.

— Er sieht wohl!

Onegesius erhielt einen Befehl aus dem Auge des Herrschers; hob seinen Stab; ein Dichter trat vor, mit einem Instrument, das einer Harfe und zugleich einer Trommel glich. Nachdem er die Saiten und das Trommelfell geschlagen, begann er zu rezitieren.

Es war ein Lied von allen Taten Attilas, stark aufgetragen, und es wäre endlos gewesen, wenn die Versammlung nicht in den Refrain eingefallen wäre und dabei mit ihren kurzen Schwertern auf den Tisch geschlagen hätte. Der Dichter schilderte die Niederlage auf den katalaunischen Feldern als eine ehrenvolle, aber unentschiedene Schlacht.

Als die Fremdlinge eine Zeitlang den unbedeutenden Helden in seinem einfachen braunen Lederanzug betrachtet hatten, wurden sie von der gleichen unwiderstehlichen Achtung ergriffen wie alle, die ihn gesehen.

Es lag mehr als Eitelkeit in dieser selbstbewussten Ruhe; diese sichtbare Verachtung von allem und allen. Er wandte den Gästen fortwährend das Profil zu, und niemand ausser dem Minister konnte seine Blicke auffangen.

Als das Loblied zu Ende war, erhob Attila seinen Becher, und ohne einem zuzutrinken, nippte er daran.

Das war jedoch das Signal zum Beginn des Trinkgelages; und der Wein floss in goldene und silberne Becher, die bei jedem Zug geleert werden mussten, denn es ergötzte den Herrn, selber nüchtern, seine Umgebung berauscht zu sehen.

Nachdem man eine Weile getrunken hatte, trat der Neger Hamilkar vor und gaukelte.

Da erhob sich der Grosskönig, kehrte erst der Versammlung den Rücken, und legte sich dann auf das Sofa. Aber in jeder seiner Bewegungen lag Majestät; und als er so sinnend dalag, die Knie hinaufgezogen und die Hände unterm Nacken, die Augen gegen die Decke gerichtet, war er noch imponierend.

— Aber die Braut und die Hochzeit? fragte Orestes einen von den hunnischen Gästen.

— Bei uns spricht man nicht von seinen Frauen; sollte man sie da zeigen? antwortete der Hunne.

Das Trinken wurde fortgesetzt, aber Speisen kamen nicht auf den Tisch. Mitunter sang die ganze Versammlung und schlug auf den Tisch.

Mitten im Rausch und Lärm war der Saal plötzlich voll Rauch und das Gebäude stand in Flammen. Alle stürzten in die Höhe, schrien und suchten die Flucht, der Minister aber schlug mit seinem Stab auf den Tisch, und die Versammlung brach in ein Lachen aus.

Es war ein Hochzeitsscherz und man hatte nur einige Fuder Stroh draussen angesteckt.

Als die Ruhe wieder eingetreten war, war Attila nicht mehr zu sehen, denn er hatte den Saal durch eine Paneltür verlassen.

Und jetzt begann das Gastmahl, das bis zum Morgen dauerte.

Als die Sonne aufging, sass Orestes mit einem avarischen Fürsten noch beim Becher. Das Aussehen des Saals war unbeschreiblich, und die meisten Gäste tanzten draußen ums Feuer.

— Das ist auch eine Hochzeit! sagte Orestes. Die vergessen wir nicht so bald; aber gern hätte ich mit dem merkwürdigen Mann gesprochen; kann man das nicht?

— Nein, antwortete der Avara, er spricht nicht ohne Not. Wozu soll das dienen, sagt er, dazustehen und einander zu belügen? — Es ist ein kluger Mann, und nicht ohne Züge von Wohlwollen und Menschlichkeit. Er duldet kein unnötiges Blutvergiessen, rächt sich nicht an einem Geschlagenen, verzeiht gern.

— Hat er Religion? Ist er bange vorm Tod?

— Er glaubt an sein Schwert und seinen Beruf, und der Tod ist ihm nur das Tor zur wirklichen Heimat. Darum lebt er nur als Gast hier unten, oder wie auf einer Reise.

— Also ganz wie die Christen!

— Eigentümlich ist es, daß er in Rom Respekt vorm Papst Leo bekam. — Was ist nun los?

Draussen erschallte ein Geheul, das erst aus dem Palast zu kommen schien, sich dann aber durchs Lager verbreitete. Eine halbe Million Menschen heulten, und es klang wie Weinen.

Die trinkenden Gäste eilten hinaus und sahen alle Hunnen tanzen, sich mit Messern das Gesicht ritzen und hörten sie unbegreifliche Worte ausstossen.

Edeko kam hinzu und riß Orestes mit sich durch die Haufen:

— Attila ist tot! Gelobt sei Jesus Christ!

— Tot? Das ist Ildico!

— Nein, sie sass an der Leiche, verschleiert, weinend.

— Das ist sie!

— Ja, aber diese Wilden sind zu hochmütig, um zu glauben, Attila könne von einem Menschen getötet werden!

— Welches Glück für uns!

— Schnell nach Rom mit der Neuigkeit! Das Glück dessen, der zuerst kommt, ist gemacht!

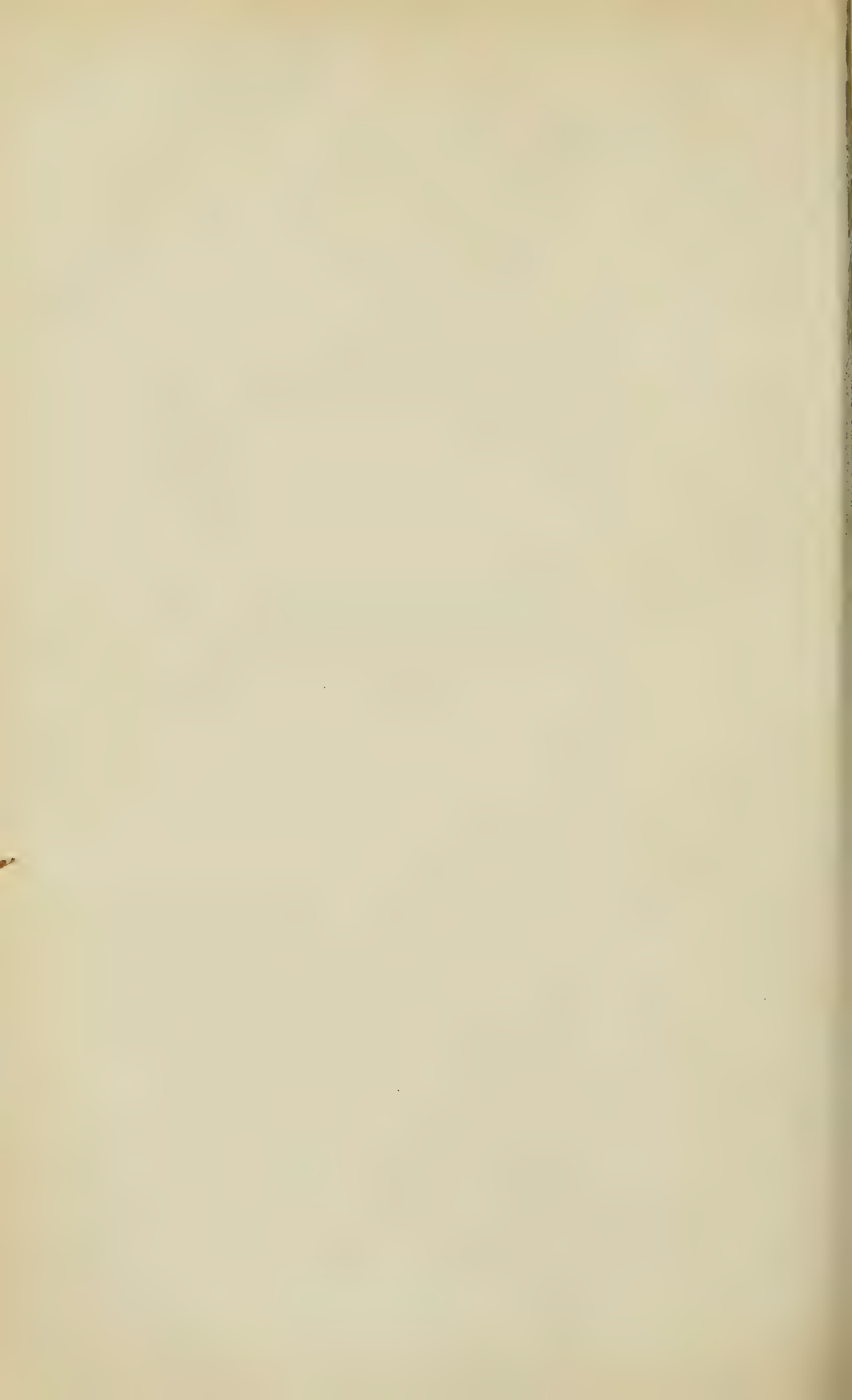
Orestes und Edeko reisten am selben Morgen; und sie vergassen niemals diese Hochzeit, die sie zum erstenmal zusammengeführt.

Später erneuerten sie die Bekanntschaft, aber unter andern und grössern Verhältnissen. Denn Edekos Sohn war Odovaker, der den Sohn des Orestes stürzte, und der war kein anderer als der letzte Kaiser Romulus Augustus.

Er hiess sonderbarerweise Romulus wie Roms erster König, und Augustus wie der erste Kaiser. Und er beschloss sein Leben als Verabschiedeter, mit einer Pension von sechstausend Goldmünzen, in einer Villa in Campanien, die vorher Lucullus besessen hatte.



DER DIENER DER DIENER



Rom war eine Provinzstadt geworden und abhängig von Byzanz, wurde von einem Exarchen in Ravenna regiert, oft aber seinem Schicksal überlassen, wenn die Barbaren aus dem Norden sich an Einfall und Brandschatzung ergötzten. Seit dreihundert Jahren hatte nicht ein Kaiser Rom besucht, so verachtet lag dort die Herrscherin der Welt in Schutt und Trümmern.

Aber die Trümmer von Tempeln und Palästen begann man zu sammeln; die Stücke wurden zusammen gelesen, und Kirchen entstanden daraus. Fünfhundert Jahre nach dem Tode Neros stand eine bereits alte Peterskirche mitten auf dem Zirkus des Tyrannen, wo die Märtyrer den Tod erlitten hatten. Mindestens sieben andere Kirchen gab es an verschiedenen Stellen der Stadt, und der Bischof von Rom wohnte im Lateranpalast neben der Kirche desselben Namens.

Es gab auch Klöster, und an der via Apia lag das Andreaskloster dicht neben der Jesuskreuzkirche, die am Eingang zu den Katakomben gebaut war.

Um zwei Uhr eines Sommermorgens waren alle Väter und Brüder aufgestanden und hatten die Frühmesse im Chor gelesen oder gesungen, worauf der Abt in den Garten gegangen war, um nachzudenken.

Es war noch dunkel, aber die Sterne glänzten zwischen Oliven und Orangen, und die Gartenblumen nickten im schwachen Morgenwind.

Der Abt, ein Fünfzigjähriger, ging in einem gedeckten Laubengang auf und ab, und jedesmal, wenn er das südliche Ende erreichte, blieb er stehen,

um eine Marmorplatte zu betrachten, die neben andern Marmorplatten errichtet war. Das war sein Grab, das neben den von bereits beerdigten Äbten lag. Und auf dem Marmor stand sein Name und sein Geburtsjahr, während fürs Todesjahr Platz gelassen war.

— Ach Herr, wie lange willst du mich so ganz vergessen? seufzte er, und kehrte um auf seinen Spuren.

Nachdem er so lange gegangen, bis es tagte, setzte er sich in eine Laube, um etwas in ein Buch zu schreiben, das er aus der Tasche nahm.

Der Lärm von der erwachenden Stadt störte ihn nicht; nichts störte den fünfzigjährigen weisshaarigen Mann, der schon seit zwei Uhr auf den Beinen war, ohne etwas zu verzehren. Kirchenglocken läuteten, Karren rasselten. Das Brausen des Tibers drang durch allen Lärm hindurch. Der Alte aber schrieb immerzu, während sein runzliges Gesicht von der Morgenröte schwach beleuchtet wurde.

Schließlich hallten Schritte auf dem Sandweg, ein Novize trat in die Laube und stellte eine Schale mit Milch und ein Brot neben den Abt. Der fuhr zusammen, als sei er aus weiter Ferne zurückgekehrt, und schrie den Jüngling an:

— Lass mich in Frieden!

Der Novize blieb stehen, erschrocken und betrübt.

Da schlug ein kleiner Singvogel, der im Laub gesessen, einen Triller. Der Abt blickte auf, sein Gesicht erhellte sich, er warf einen Blick auf die Milchschale, die er gierig ergriff, um sie an den Mund zu führen; als er aber das betrübte Aussehen des jungen Mannes bemerkte, hielt er seinen Arm zurück.

— Verzeih meinen Zorn, aber ich war weit fort. Um mich selbst zu strafen, tue ich so!

Und er wollte die Milch auf den Boden ausgiessen; damit sie aber nicht verloren gehe, schüttete er sie auf eine brandgelbe Lilie in der Rabatte.

Da der Novize keine Miene machte, zu gehen, fragte der Abt:

— Du willst mit mir sprechen? Sprich!

— Heiliger Vater . . .

— Ich bin nicht heilig, einer ist heilig, der Herr euer Gott im Himmel! — Willst du dich beklagen, so tue es!

— Ich war ein reicher Jüngling, der hinging und alles verkaufte, was er besass . . .

— Das habe ich auch getan, als ich jung war, und dann baute ich sieben Klöster, habe es aber nicht bereut. Das hast du dagegen! Worüber klagst du?

Der Jüngling schwieg.

— Klagst du über die Kost? Es ist Hungersnot um uns her, und wir müssen mit den Armen teilen.

— Nicht allein das, ehrwürdiger Vater, sondern das Ganze erfüllt seine Bestimmung nicht . . .

— Sprich weiter!

— Die schwache Kost tötet das Fleisch nicht, denn wenn ich den ganzen Tag hungrig herumlaufe, so denke ich gegen meinen Willen nur ans Essen; in der Kirche, während des Gebets, in der Einsamkeit. Der kurze Schlaf macht, dass ich den ganzen Tag über schläfrig bin und dass ich im Chor einschlafe. Begierden, die ich bisher nicht kannte, werden durch das Unterdrücken geweckt: wenn ich Wein sehe, fühle ich eine wahrhafte Sucht, Lebenswärme in den Körper zu bekommen . . .

— Dann geh und bitte einen Bruder, dich zu geisseln, bis du in deinem Blut schwimmst, dann wirst du die Lebenswärme wiederkehren fühlen.

— Das habe ich getan, aber die Schläge weckten nur neue wollüstige Begierden.

— Lies Augustinus!

— Das habe ich getan! — Aber das Schlimmste von allem ist doch der Schmutz. Wenn ich baden dürfte . . .

— Bist du schmutzig? Das bedeutet, dass du inwendig schmutzig bist. Ich bade nie, aber ich bin immer rein am Körper. Das aber habe ich gemerkt: sobald meine Gedanken unrein sind, wird der Körper unrein! — Was, glaubst du denn, würde dir frommen? Du möchtest dich doch nicht verheiraten! Tertullian sagt: Hurerei und Ehe sind genau dasselbe! Und Hieronymus meint, es ist besser zu brennen als sich zu verheiraten.

— Aber Paulus . . .

— Lass Paulus! Aber wie möchtest du es haben?

— Ich kann nicht hier bleiben, denn ich glaube, die Begierden können nur dadurch gelöscht werden, dass man sie befriedigt.

— Du Knecht des Satans, weisst du nicht, dass die Begierden nie befriedigt werden können? Du warst ja einmal bei deinen Eltern! Du assest dich am Morgen satt! Gut! Warst du nicht am Mittag wieder hungrig? Doch gewiss! Also kannst du dich nicht satt essen! — Jetzt will ich dir eins sagen: Du bist ein Kind der Welt, du gehörst nicht hierher, und darum: geh in Frieden! Iss von den Schweinetrebern, die nicht sättigen; wenn du dich aber davor ekelst, so sei wieder willkommen! Das Vaterhaus steht dem verlorenen Sohn immer offen.

Der Jüngling ging nicht, brach aber in Tränen aus.

— Nein, sagte er, ich kann nicht zur Welt zurückkehren, denn ich hasse sie, und sie hasst mich; aber hier verkomme ich!

Der Alte erhob sich und schloß den Jüngling in seine Arme.

— Armes Kind!

— So ist die Welt, fuhr er fort, so ist das Leben; wenn es aber so ist, und wenn du siehst, dass es so ist, so bleibt nur übrig, es zu leben; und es als eine Ehrensache zu nehmen, zu leben, bis der Tod kommt und uns befreit.

— Nein, ich will jetzt sterben! schluchzte der Jüngling.

— Wer möchte das nicht, mein Sohn! entschlüpfte es dem Alten. Wenn du wüsstest. . . Wenn du wüsstest. . .

Aber er hielt sich zurück.

— Was sollen wir denn dabei tun? — Geh zu Vater Martin und lass dir etwas zu essen geben, und ein Glas Wein, aber nur eins; geh dann hin und schlaf dich aus! Schlaf einen Tag oder zwei! Und komm dann wieder, damit ich dich ansehe! So! Geh jetzt! — Aber du musst eine licentia von mir haben!

Er setzte sich nieder, schrieb etwas auf ein Blatt, das er aus dem Buch gerissen hatte, und mit dieser Vollmacht ging der Jüngling, jedoch etwas zögernd und beschämt.

Der Alte blieb sitzen, fing aber nicht wieder zu schreiben an. Statt dessen begann er das Brot zu zerkrümeln und streute die Krumen auf den Tisch. Sofort kam ein kleiner Vogel und pickte eine auf; es kamen mehrere und sie setzten sich dem Alten auf seine Hand, Arme und Schultern.

Eine Weinranke hing von der Pergola herab und schaukelte leise im Wind. Ihre schraubenförmige Ranke tastete in der Luft umher, um eine Stütze zu suchen. Der Abt fand das lustig und steckte aus Scherz seinen Finger hinein.

— Komm, du kleines Ding, hier hast du eine Stütze.

Die Ranke schien zu hören, und sofort warf sie sich mit einer Wendung um seinen Finger und schlug einen Ring darum.

— Soll ich den Ring bekommen? scherzte der Alte. Vielleicht soll ich Bischof werden? — Gott behüte mich!

In die Tür der Laube trat der Dekan.

— Störe ich, mein Bruder?

— Durchaus nicht, ich sitze nur hier und spiele.

— Vögel und Blumen! Weisse Lilien auch? Die habe ich noch nicht gesehen!

— Weisse? Eben waren es brandgelbe! Wo siehst du sie?

— Dort!

Der Abt sah auf die Erde nieder, auf die er eben seine Milch ausgegossen, und siehe da, dort standen lauter weisse Lilien, aber keine einzige brandgelbe. Er wagte nicht davon zu sprechen, denn das darf man nicht; aber er lächelte in seinem Herzen und sah darin ein Gnadenzeichen.

— Nun, Dekan, wie steht es in der Stadt?

— Der Tiber sinkt.

— Gott sei gelobt: das ganze Trastevere ist jedoch durch die Überschwemmung verloren. Ich wünschte eigentlich, daß eine große Flut käme und uns alle ertränke, die ganze Menschheit; und die kommt wohl auch eines Tages!

— Ebenso hoffnungslos wie immer.

— Nein, nicht ohne Hoffnung; aber dort, nicht hier. Christus selbst sagt es in der Apokalypse; hier ist nichts, worauf man bauen kann; denn wenn es am besten gewesen ist, war es bloß Mühe und Elend.

— Nicht so, Bruder!

— Du gedeihst im Schlamm: aber das habe ich nie getan! Und es sieht aus, als sei man genötigt, mit beiden Füssen darin zu waten. Begann ich nicht in meiner Jugend dadurch meine Seele zu bewahren, dass ich mich von der Welt zurückzog! Dann wurde ich gezwungen, in die Welt hinaus zu gehen; mit Gewalt ins Getümmel hineingezogen. Man machte mich ganz einfach zum Präfekten. Ich wollte im Dienst des Herrn leben, und musste nun Esswaren für die Armen ausgeben, Betten für die Krankenhäuser anschaffen, nach Kloake und Wasserleitung sehen. Die Last des Tages hinderte meine Gedanken, sich zu erheben, und ich sank in die Materie hinein; sank so tief, dass ich nicht mehr in die Höhe zu kommen glaubte.

— Aber das Volk segnete dich . . .

— Still! — Und ich, der ich nie ein Schwert gezogen, musste Soldaten sammeln und ins Feld ziehen. — Als ich sechs Jahre als war, wurde Rom von Totila, dem Goten, geplündert, und so verheert, dass nur noch fünfhundert Römer übrig waren. Als ich sieben Jahre war, kam Belisar; als ich zwölf war, kam Narses. — Dann wurde ich als Gesandter nach Konstantinopel geschickt, ich, der Reisen und Öffentlichkeit hasse! Alles, was ich gehasst habe, habe ich hinnehmen müssen! — Nun bin ich müde und möchte zur Ruhe eingehen. Ich sitze hier und warte, daß mein Grab sich öffnet!

— Erinnerst du dich, was Virgil in der Georgica von der Arbeit des Ackermanns sagt?

— Nein, ich hasse den Heiden . . .

— Warte! — Er sagt diese Worte der Weisheit: „Wenn Zeus schlechtes Wetter, Mäuse und Ungeziefer sendet, so geschieht das, um die Energie des Landmanns zu wecken und sein Erfindungsvermögen hervorzurufen.“ Also das Unglück ist dazu da, damit die Welt vorwärts geht.

— Die Welt geht rückwärts, ihrem Untergang und ihrer Verdammnis entgegen. Seit fünfhundert Jahren haben wir die Erlösung erwartet; aber wir haben nur gesehen, wie der eine wilde Volksstamm nach dem andern daher kam, mordete, plünderte und hurte. Siehst du eine Vernunft in dieser Saat ohne Ernten?

— Lästerer! Ja ich sehe, wie man grüne Ernten umpflügt, um die Erde zu düngen!

— Drachensaat und Höllenernte! Nein, jetzt gehe ich ein in mein Grab und ziehe die Tür hinter mir zu; ich habe wohl ein Recht auf Ruhe, nach einem solchen Leben voll Mühe und Arbeit!

— Jetzt läutet die Prime!

— Jam moesta quiesce queraela . . .

Der Tiber hat Rom überschwemmt, ganze Viertel zerstört, das Andreaskloster aber verschont.

Der Abt sass wieder eines Morgens in seinem Garten und schrieb, aber so, dass er sein Grab sehen konnte, wenn er von der Arbeit aufblickte.

Ins Schreiben vertieft, hörte er nicht, was um ihn geschah. Aber er sah, daß die Blumen auf den Beeten wie Binsen zu schaukeln anfingen; Frösche hüpften um seine Füsse, und es roch feucht, aber auch modrig, giftig.

Er schrieb immerzu; aber das Auge, obwohl von dem Gang der Feder auf dem Papier in Anspruch genommen, bemerkte etwas Dunkles, das sich auf dem Boden bewegte, sich wie ein schwarzer Teppich ausbreitete und näher kam.

Plötzlich wurden ihm die Füße feucht und eine Grabeskälte stieg die Beine hinauf.

Da erwachte er und verstand! Der Tiber war gestiegen, und er wurde aus seiner letzten Freistatt vertrieben.

— Ich will nicht! schrie er, als die Alarmglocke läutete und die Mönche flohen.

Er ging in seine Zelle ins obere Stockwerk hinauf, fest entschlossen, nicht zu fliehen. Nicht noch einmal in die Welt hinaus, sondern hier wollte er sterben. Die Flut, die er erbeten, war gekommen.

In der Zelle aber fiel er in Anfechtung und Gebet.

— Herr, warum strafst du die Unschuldigen? Warum schlägst du deine Freunde, und lässt die Feinde gedeihen! Seit fünfhundert Jahren hast du dich an deinen Kindern gerächt für die Missetaten

der Väter! Ist das nicht genug, so vernichte uns alle auf einmal!

Das Wasser stieg und plätscherte gegen die Mauer; der Garten wurde vernichtet und sein Grab füllte sich mit Wasser; der Abt aber blieb, wo er war. Bald sang er Loblieder, bald raste er; dann bat er um Verzeihung, und dann raste er wieder.

Darauf setzte er sich hin, um an seinem grossen Werk zu schreiben, das ihn unsterblich machen sollte: Magna Moralia. Es war Mittag geworden, ohne dass er Hunger empfand, denn er hatte durch Übung gelernt, drei Tage zu hungern.

Am Nachmittag blickte er vom Buch auf, bei einem Geräusch am Fenster. Dort lag ein Boot, und darin sass der Novize Augustinus.

Das Ungewöhnliche, beinahe Lustige in der Szene entlockte ihm ein Lächeln, und sich an das Gespräch mit dem Jüngling erinnernd, fragte er durchs offene Fenster:

— Nun, hast du den Wein und das fette Essen bekommen, du Schlemmer?

— Nein, ehrwürdiger Vater, ich wollte es nicht haben, als ich es haben durfte; und damit war die Versuchung vorüber. Jetzt habe ich jedoch von etwas anderem zu sprechen. — Die Pest ist ausgebrochen und die Menschen sterben wie Fliegen!

— Auch noch die Pest! O Herr, wie lange willst du uns so ganz und gar vergessen! Auch noch die Pest!

— Darauf erhob er sich.

— Alle Mann auf ihren Posten! Tun wir unsere Pflicht. Den Herrn segnen und sterben!

Der Abt stieg zum Fenster hinaus ins Boot und verliess sein sinkendes Schiff.

Der Tiber war gefallen, hatte aber Schlangen, Fische und Frösche hinterlassen, die starben und die Luft verpesteten. Das Volk war auf die Hügel geflohen; auf dem Palatin hatte man aus einer Kirche ein Krankenhaus gemacht. Hier ging der Abt des Andreasklosters umher, gab den Kranken zu trinken, sprach den Sterbenden Trost zu.

— Warum fürchtet ihr den Tod, Kinder? Fürchtet lieber das Leben, denn das ist der wahre Tod.

Er schien hier ganz zu Hause zu sein, zeigte eine unerschrockene, strahlende Laune, und er versuchte auf den Gesichtern der Toten zu lesen, „ob sie es gut auf der anderen Seite hatten".

Der Tod wollte ihm nichts anhaben. Manchmal fuhr er in einem Boot zu den andern Hügeln hinüber und schritt mitten durch Kranke und Sterbende, so daß das Volk anfing, in ihm einen Unsterblichen zu sehen, der hernieder gestiegen war, um sie zu trösten. Die Älteren erinnerten sich seiner Präfektur, als er die Verteidigung der Stadt gegen die Goten, Vandalen und Longobarden führte, und sein Ruhm wurde immer größer.

Die Pest raste, und die Anzahl der Toten nahm zu, so dass die Leichen nicht mehr begraben werden konnten. Jeder Handel hörte auf, und die Bauern brachten keine Lebensmittel mehr in die Stadt. Das war die Hungersnot.

Der Abt des früheren Andreaskloster, Gregor hiess er, verlor den Mut und wollte alles im Stich lassen.

— Gegen Gott kann ich nicht kämpfen, und ist es sein Wille, dass Rom untergeht, so ist es gottlos, es hindern zu wollen.

Mitten in diesem Elend starb Pelagius II., Roms Bischof oder Papst, wie er später hiess. Und das Volk rief einhellig den Abt Gregor aus. Er aber tat wie Saul und Kaiser Julian: er versteckte sich.

Aus der Stadt floh er, in die Sabiner Berge hinauf, wo in einer Grotte ein Eremit wohnte. Das Volk aber kam ihm nach und zog ihn heraus, führte ihn wieder zurück nach Rom, wo er die Weihen unter dem Namen Gregorius I. empfing.

Dreizehn Jahre regierte Gregor über die frühere Herrscherin der Welt. Er war Statthalter, denn der Exarch von Ravenna existierte nicht mehr, seit ihn die Longobarden vertrieben hatten. Er verlangte Hilfe vom Kaiser in Byzanz, bekam aber keine.

Da musste er allein fertig werden, und es gelang ihm, durch die Macht des Wortes den König Agilulf, der Rom bedrohte, zu entwaffnen.

Aber er war auch Bischof, und als solcher hatte er gleichzeitig alle abendländischen Gemeinden zu verwalten, und es gelang ihm, sie dahin zu bringen, den Arianismus zu verlassen und sich zu einem einzigen Bekenntnis zusammen zu tun, das das allgemeine wurde und so oder das katholische hiess.

Zu den Heiden von England sandte er den früheren Novizen Augustinus, da dieser bald die anfänglichen Schwierigkeiten überwunden hatte. Und der kleine Schlemmer endete als Erzbischof von Canterbury.

Der vorher so scheue und lebensmüde Abt hatte mit einer grossen Wirksamkeit die erforderlichen Kräfte bekommen, und mit dem Beruf war die Fähigkeit da.

Er hatte aber auch Zeit für alles, Grosses und Kleines. Er reformierte die Liturgie, schrieb Briefe und verfasste Bücher, ordnete den Kirchengesang.

Sein Leben jedoch war ebenso einfach wie früher. Im Lateranpalast hatte er seine Zelle, und von der regierte er die Geister, von den Bergen Schottlands bis hinab zu den Säulen des Herkules.

Seine Herrschaft war ebenso gross wie die Caesars, aber er besaß keine Legionen, sondern nur eine Feder und etwas Tinte. Es war das Reich Christi, das begann; aber es war eine geistige Weltherrschaft, und Gregorius war der Statthalter.

ISMAEL



Nach dem Tod Gregors des Grossen schien das Christentum in dem ganzen bekannten Europa gesiegt zu haben, in Byzanz, Palästina, Egypten und an der Mittelmeerküste Afrikas. Der Sieger aber wollte sich gerade zur Ruhe begeben, als etwas ganz Neues, Unerwartetes eintrat, welches das Christentum mit Untergang bedrohte und einen neuen Volksstamm auf den Schauplatz brachte. Ismaels Nachkommen, Abrahams uneheliche Söhne, die in Wüsten herumgeirrt waren, die Wüstenwanderung fortsetzend, begannen sich unter Fahnen zu sammeln und sich ein Kanaan zu suchen.

Sechs Jahre nach Gregors Tod wurde der damals vierzigjährige Prophet, Muhamed mit Namen, „erweckt"; und wie eine Feuersbrunst breiteten sich seine Scharen aus, und hundert Jahre später glaubte das christliche Europa, der jüngste Tag sei gekommen. Des Christentums erste Eroberungen, Syrien, Palästina, Kleinasien, Egypten und die afrikanische Küste waren abgefallen und hatten dem neuen Antichrist gehuldigt. Byzanz war bedroht, Sizilien und Sardinien waren genommen, und Italien war in Gefahr.

Von der südlichen Spitze Spaniens konnte man bei klarem Wetter nach der afrikanischen Küste hinüber sehen, wo die Sarazenen wohnten.

Spanien war nämlich ein Land, das, ziemlich entfernt von Rom, sich zu einer der reichsten Provinzen ausgewachsen und entwickelt hatte, nachdem Phönizier und Karthager zuerst den Grund zu einer

14*

Zivilisation gelegt. Als sich aber Rom auflöste, stürzten Barbaren, die von der Ostsee kamen und zu den neuen germanischen Völkern gehörten, deren Zukunft Tacitus prophezeit, über Spanien her, gründeten ein Reich oder zwei, und besassen nun am Anfang des achten Jahrhunderts die prächtigen Hauptstädte Toledo und Sevilla.

In Sevilla, in dem schönen Andalusien, am Guadalquivir, sass der alte Jude Eleazar in seinem Waffenladen und zählte die Tageskasse.

— Es werden in diesen Zeiten viel Waffen verkauft, sagte plötzlich ein Fremdling, der unbemerkt an den Tisch getreten war.

Eleazar sah auf, fand das Aussehen des wohlgekleideten Fremdlings ansprechend und antwortete vorsichtig:

— Ja, es werden allerdings viel verkauft.

— Erwartet ihr Krieg?

— Hier ist immer Krieg, am meisten jedoch Wortkrieg.

— Du meinst die zwanzig Konzile, die man hier gehalten hat. Die Christen sind sich nie einig.

Eleazar antwortete nicht.

— Entschuldige, fuhr der Fremdling fort, aber ich vergass, wer du bist, und das letzte Konzil möchtest du am liebsten vergessen!

— Nein, niemals! wie sollte ich das?

— Es richtete sich gegen dein Volk . . .

— Und mein einziger Sohn, der im Begriff stand, sich mit einer christlichen Jungfrau zu verheiraten, musste sie verlassen, da die Ehe mit Juden verboten wurde . . .

— Nun, und wie endete es?

— Er konnte es nicht überleben, sondern legte Hand an sich selbst; und als sie ihm in den Tod

folgte, bekamen wir die Schuld; verloren Eigentum und Freiheit.

— Eleazar! rief der Fremdling. Kennst du mich nicht?

— Nein!

— Wenn ich aber meinen Namen nenne, weisst du, wer ich bin: Julius, Graf Julius . . .

— Seid Ihr — Graf Julius?

— Ich bin derselbe, dessen Tochter Florinda in Toledo erzogen wurde und König Roderich in die Hände fiel, dem Räuber und Wüstling . . . Darf ich zu dir in deine Kammer eintreten? Wir haben uns viel zu sagen!

Eleazar zögerte, obwohl die beiden als gekränkte Väter verlorener Kinder manch Gemeinsames haben mochten. Ihm war nämlich bange vor den Christen, die gerade anfingen, die Juden zu verfolgen.

Der Graf verstand das, liess aber den Griff nicht los, denn er schien mit seinem Besuch eine bestimmte Absicht zu haben.

— Lass mich in deine Kammer, und ich will in drei Wochen mein Geheimnis und deins sagen.

Eleazar wollte nicht nachgeben, begann aber zu parlamentieren.

— Sagt ein Wort! Ein einziges, das mich überzeugt! bat er.

— Oppas! Da hast du eins!

Eleazar öffnete die Augen, bat aber um noch ein Wort.

— Zijads Sohn!

— Noch besser! sagte Eleazar. Jetzt aber das letzte!

— Bar-Koch-Ba!

Eleazar reichte ihm seine Hand.

— Tretet ein unter mein Dach, esst von meinem Brot und trinkt von dem gesegneten Wein.

In einem Augenblick war der Laden geschlossen, und die beiden Alten sassen beim Abendbrot in der Ladenkammer.

Das Gespräch war im Gang.

— Wir Hebräer sind einige Hunderttausend hier in Spanien. Als nämlich Kaiser Hadrian zum letztenmal Jerusalem zerstört hatte, schickte er fünfzigtausend Hebräer hierher. Das ist sechshundert Jahre her, und wir haben uns natürlich vermehrt: ja bis zu der Menge, dass man neunzigtausend von den Unsrigen zur Taufe zwingen konnte . . . Auch ich bin getauft, aber ob sie mich auch mit Wasser begossen haben, ich habe den Glauben meiner Väter behalten, und wie könnte ich anders? Die Christen haben keinen Glauben, sondern viele. Die Synode, die 589 in Toledo tagte, lehrte zum Beispiel, dass der Heilige Geist nicht bloss vom Vater, sondern auch vom Sohn ausgeht. Aber die Synode von 675 verkündete, der Sohn sei nicht nur vom Vater, sondern auch vom Heiligen Geist gesandt. Das ist ja Unsinn, und darum fallen sie selber von ihrer Lehre ab. Statt aber zum alten Testament zurückzufallen, das die Mutter des neuen ist, stürzen sie in Unglauben und Heidentum. Das ist der Fall mit Erzbischof Oppas selber in Toledo, der sich Christushasser nennt, und lieber den Islam anerkennt als Rom.

— Kennst du Oppas?

— Er ist unser Mann!

— Du nennst den Islam: was meinst du zu der Lehre?

— Das ist ja unser heiliger Glaube: Ein einziger Gott, der Einzige und Wahre! Und der Prophet ist ja Abrahams Nachkomme, der die Verheissung geerbt hat. Ismael war ja von der Magd, aber doch Abrahams Same!

— Aber Muhamed vertrieb die Juden aus Arabien.

— Ja, das tat er; er war nicht vollkommen; das hat sich jedoch geändert, alles ändert sich, um so besser. Muhamed bekam seine ersten Eindrücke von seinem Vetter Wuraka, der von jüdischer Herkunft war, und anfangs war Muhamed sehr freundlich gegen Israel gestimmt; ja nicht gen Kaaba sollten sich die Gläubigen im Gebet wenden, sondern gegen Jerusalem. Es gibt auch eine Uberlieferung, der Prophet sei Jude gewesen; und das kann man sagen, da er Araber oder Ismaelit war, was dasselbe ist.

— Und ihr wollt jetzt lieber unterm Halbmond dienen als unterm Kreuz?

— Gewiss!

— Und Simon, den Ihr Bach-Koch-Ba nennt, steht in Unterhandlung mit dem Erzbischof Oppas, um Roderich zu stürzen?

— Das ist die Wahrheit!

— Gut, dann bin ich dabei! Aber merk genau auf das, was ich sage: Wenn unser gemeinsames Ziel der Sturz des Westgotenkönigs ist, so habe ich als Gouverneur von Ceuta auf der afrikanischen Seite mich beim Emir Mussa al Nazir und seinem Oberst Tarik Zijads Sohn erkundigt, ob sie uns vielleicht gegen Schadenersatz von Ceuta und Umgegend Hilfe leisten. Glaubst du, man wagt den Sturm loszulassen?

Eleazar kaute seinen Bart.

— Ist er nicht los? sagte er trocken.

— Seid Ihr weiter gekommen, als ich weiss?

— Was wisst Ihr?

— So, so, Ihr seid so weit? — Nun gut! Mit meinem schönen Spanien ist es dann zu Ende!

— Nichts geht zu Ende, es ändert sich nur, nachdem es seine Zeit gehabt. Spanien hatte seine Zeit als es Rom Kaiser gab: Trajan, Hadrian, Antonius, Mark Aurel, Theodosius, die ebensogut Iberer

und Phönizier sein könnten. Spanien gab Rom Gelehrte und Dichter: Seneca, Lucan, Martial, Quintilian, Pomponius Mela, Columella. Das sind fünfhundert Jahre her, und jetzt haben wir die Barbarei gehabt unter christlichen Nordländern von der Ostsee. Jetzt können wir etwas Morgenland gebrauchen!

— Glaubst du an die Zukunft des Islams?

— Ja, allerdings! Mussa hat geschworen, dass er Hannibals Weg über Gallien und Germanien nach Rom gehen wird, um die „Heiden und Frauenverehrer" zu dem einzigen wahren Gott zu bekehren.

— Das weisst du? Dann gibt es keine Umkehr?

— Nein! Es ist zu spät! Am neunzehnten Juli geht der Halbmond auf über Spanien, und er wird wohl seinen Wechsel bis zum Vollmond aushalten. Was dann folgt, wissen wir nicht, und das geht uns nichts an, denn Einer herrscht, der Herr Zebaoth.

Am siebzehnten Juli des Jahres 711, als es dunkel geworden, wurden Feuer auf der südlichsten Spitze Spaniens, Punta de Europa, angezündet. Und auf der afrikanischen Küste, zwei Meilen davon, antwortete man mit ähnlichen Signalen.

Ein westlicher Wind wehte vom Ozean und führte eine sarazenische Flotte mit fünftausend Mann in Waffen und mit Pferden heran.

Auf der Spitze Europas, die später Gibraltar hiess, bärtige Bürger und schürten die Feuer, warfen Brennholz darauf, bliesen in die Glut.

Am Morgen landete die Vorhut am Fuss der Klippe, und damit begann die Eroberung von Spanien durch die Mauren.

Mussa Ibn Nassir kam am folgenden Tage mit der Hauptmacht.

Der Westgotenkönig versammelte schleunigst hunderttausend Mann, und sich unüberwindlich glaubend, fuhr er hin, sich den Sieg anzusehen. In Seide und Gold gekleidet, wie ein byzantinischer Kaiser, lag er in einem Wagen von Elfenbein, der mit zwei weissen Mauleseln bespannt war, und ihm folgten Mundschenke und Haremsfrauen.

Drei Tage lang ging alles gut, aber am vierten geschah etwas Unerwartetes.

Zwischen den Bergen und Flüssen von Andalusien eingeschlossen, vermochten sich seine Scharen kaum zu rühren, und der König hatte sich am Ufer des Guadalete gelagert. Da sah er von den Höhen sein Volk wie einen Fluss herunterstürzen, die eine Ab-

teilung unter dem Erzbischof Oppas, die andere unter dem Grafen Julius.

Roderich, der glaubte, sie flöhen vorm Feind, brach das Lager auf, konnte aber nicht umkehren, sondern wurde in den Fluss hinunter gedrängt. Schwimmend wollte er das andere Ufer erreichen, da aber stiess er auf Bogenschützen.

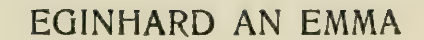
Auf einem roten Klepper kam eine Amazone ans Ufer gesprengt und richtete ihren Bogen auf den Ertrinkenden, der sich mitten in der Strömung hielt.

Auf dem andern Ufer sah er seine Scharen, die Halt gemacht hatten, mit weissen Fahnen den Feinden auf der gegenüberliegenden Seite zuwinken, also das Zeichen des Friedens geben!

Als er verstand, daß Verräterei im Spiel war, ging er auf den Grund, und mit ihm das ganze Westgotenreich.

Mussa zog sofort nach Toledo, ehe eine neue Königswahl stattfinden konnte, und damit war der Islam zu Hause in Europa, und blieb dort bis 1492.

Die Juden, die den Mauren die kräftigste Hilfe geleistet, wurden sofort befreit, und in jede einzelne Stadt Spaniens wurde ein Jude als Statthalter gesetzt.





Zu Ostern anno 843 nach Christi Geburt
im Benediktinerkloster Seligenstadt am Main
geschrieben.

An meine liebe Hausfrau und jetzige Schwester in Christo, Emma; von Eginhard, früher Sekretär bei Karl dem Grossen, jetzt Mönch in Seligenstadt am Main.

Die Woche des Leidens ist zu Ende und die Auferstehungstage sind da; der Frühling hat den Frost aus der Erde getaut, Geist und Gedächtnis sind erwacht und die Vergangenheit steht auf.

Gestern am Osterabend, ging ich im Garten des Klosters spazieren und dachte über meine verflossenen fünfundsiebzig Jahre nach; ich gedachte der schönen Worte, die einmal in dem Gelehrtenkreis oder der Akademie des grossen Unvergesslichen fielen, als wir mit Worten und Gedanken wie Schachspieler spielten.

— Was ist der Mensch? fragte unser Lehrer, der weiseste Alkuin, den wir Flaccus nannten.

Darauf antwortete Angilbert, der Schwiegersohn des Kaisers, der Gatte der schönen Bertha.

— Der Mensch ist der Knecht des Todes, ein flüchtiger Reisender, ein Gast in seiner Wohnung.

— Ja, wahrhaftig, antwortete ich mir, ein Gast; und bald will ich mein Ränzel packen, meine Rechnung bezahlen und weiter reisen.

Ich ging am Ufer des Flusses entlang und dachte: derselbe Fluss, ewig derselbe Fluss, aber immer neues Wasser, niemals rinnt dasselbe Wasser hier vorbei. So ist das Leben, so ist der Fluss der Zeit;

die Helden und Ereignisse der Geschichte, das hohe Lied der Historie, die Jahre und die Ehre, alles rinnt vorbei und vergeht.

Wollte dann die ersten Osterlilien pflücken, um sie Dir zu senden, die einmal meine Gattin war, und ging zum Gärtner unten am Teich mit den Karpfen. Wen treffe ich auf dem Fussteig unter dem Efeu, dieser Ewigkeitspflanze, die nur von Geburt und Tod weiss, aber nicht den Wechsel der Jahreszeiten kennt? Ich treffe den letzten, der ausser mir von den grossen Tagen, aus des Kaisers Tafelrunde, noch am Leben ist: Thiodolf, den Goten, jetzt Bischof von Orleans.

Ich kann Dir meine Freude beim Wiedersehen nicht beschreiben, nicht meine Gefühle darstellen, als ich im Gesicht des Alten die ganze Geschichte unsers Lebens las.

Die Uhr war sechs am Abend, und nachdem wir die Vesper gesungen, hörten die Fasten auf.

Ich liess einen grossen runden Tisch im Refektorium decken, nur für uns beide allein, aber mit zwölf Stühlen und zwölf Aufsätzen. Aus dem Gastzimmer des Bischofs holte ich den grössten Lehnstuhl, den ich mit Laub und Blumen schmückte; das war der des hochseligen Kaisers, der jetzt im Münster zu Aachen ruht, in dem Münster, den ich die Gnade und Ehre hatte, bauen zu lassen. Die andern Stühle teilten wir an die Freunde aus; zuerst kam Alkuin, dann der Dichter Angilbert-Homerus, der Irländer Clemens, der Baier Leidrade und die andern, die Du gekannt, aber vergessen hast.

Welcher Abend, welche Nacht, beim offenen Gartenfenster!

Wir sprachen natürlich von dem Grossen, Unvergesslichen, und lebten sein reiches Leben in unsern Gedanken noch einmal. Wir folgten ihm gegen

Longobarden und Sarazenen, gegen Ungarn und andere Slaven. Aber bei seinem dreissigjährigen Krieg gegen die Sachsen verweilten wir ungern, meist aus Ehrfurcht vor der Erinnerung an den Grossen, denn er hätte nur die Waffen des Geistes in seinem Bekehrungszug gebrauchen sollen.

Denk doch nur an den Frankenkönig, der unsern Freund Ansgarius zu den wilden Schweden sandte. Der hatte keine bewaffnete Männer, sondern nur Gottes heiliges Wort. Er wurde allerdings wie Paulus von den Räubern geplündert, aber einmal angekommen, gewann er den König und die Ritter des Landes mit seinem milden Wesen und durch Verkündigung des Wortes.

Dagegen verweilten wir gern in unserm Gespräch bei dem grossen Weihnachtstag des Jahres 800 in Rom, als das abendländische römische Kaisertum wieder hergestellt und die Krone Germanien gegeben wurde; was Tacitus angekündigt und was Hermann im Teutoburger Wald als Märtyerer besiegelt hatte. Rom und Deutschland! Ein geistiges und ein weltliches Reich! Unerforschlich sind die Wege des Herrn!

Als wir auf den starken und milden Carolus Magnus Augustus tranken, erhoben wir uns beide, Thiodolf und ich, und verneigten uns vor dem leeren Platz, als sässe er dort leibhaftig.

Wo ist er jetzt, der Selige, Entschlafene, wo ist sein grosses Reich, das nur sein gewaltiger Geist zusammenhalten konnte? Was er geeinigt, ist nun durch seine Nachkommen zerstreut! Du weisst, nach dem letzten Vertrag zu Verdun hat das Reich Karls des Grossen aufgehört zu existieren; an seiner Stelle besitzen wir nun drei: Deutschland, Frankreich und Italien. Vielleicht muss es so sein, und vielleicht kann ein einziger Mann ein so grosses Reich nicht re-

gieren. Schwer ist indessen die Einsicht, dass in der Geschichte jedes Grosswerk das Verhängnis in sich trägt, und dass die Höhen immer von der Tiefe des Falles begrenzt werden.

Bruder Thiodolf brachte beunruhigende Neuigkeiten aus Frankreich mit. Die Sachsen, die schliesslich niedergeworfen wurden, mit ihrem gewaltigen Häuptling Widukind, sind auf eine schreckliche Rache verfallen. Sie haben nämlich dänische und schwedische Seeräuber, die Wickinger genannt werden, ins Land gelockt. Die sind den Rheinstrom hinaufgefahren, in die Seine hinein bis nach Rouen und in die Loire hinein.

Diese Skandinaven sind Germanen, also mit uns Franken verwandt, stehen aber in näherer Verwandtschaft mit Goten, Herulern, Rugiern und Longobarden, von denen die drei letzten Völker Skandinaven sind. Odovaker, der das weströmische Reich stürzte und den letzten Kaiser Romulus Augustulus absetzte, war ein Rugier, von der dänischen Insel Rügen. Diese Männer aus dem Norden scheinen jetzt an der Reihe zu sein, die Schaubühne zu betreten, und vielleicht sind sie gemeint mit den Völkern Gog und Magog, von denen das alte Testament prophezeite, dass sie aus dem Norden kommen werden.

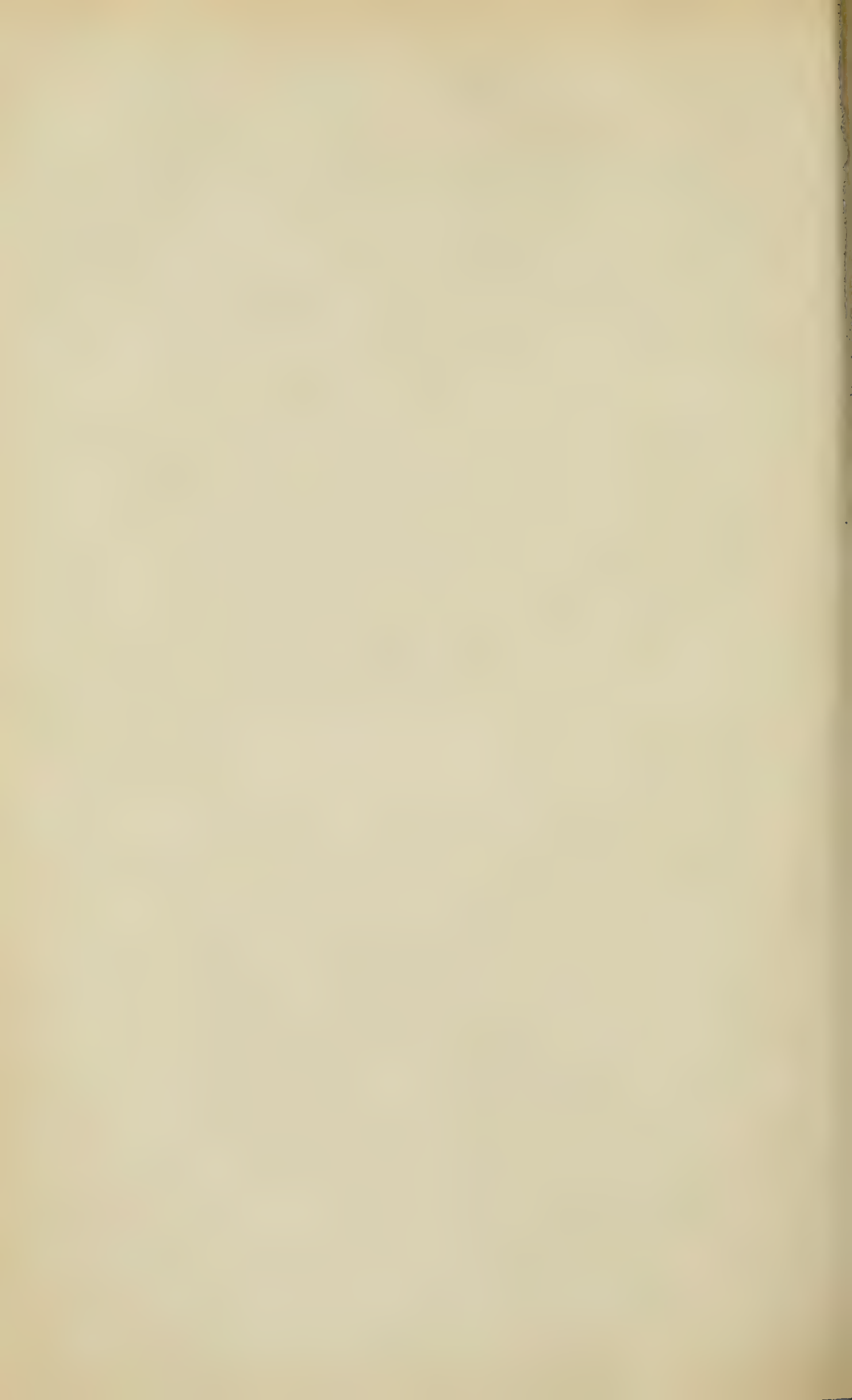
Wir hörten erst um Mitternacht auf, Thiodolf und ich; gingen dann aber im Garten auf und ab bis zur Frühmesse; denn wir konnten nicht schlafen.

Und jetzt schliesse ich diesen Brief, teure Gattin, indem ich dir selige Tage wünsche, fern von aller Unruhe der Welt. Ich selbst warte nur auf meinen Hingang, denn das Leben hat seine Lust für mich verloren, seit mein Herr und Kaiser in die grosse Ruhe eingegangen ist.

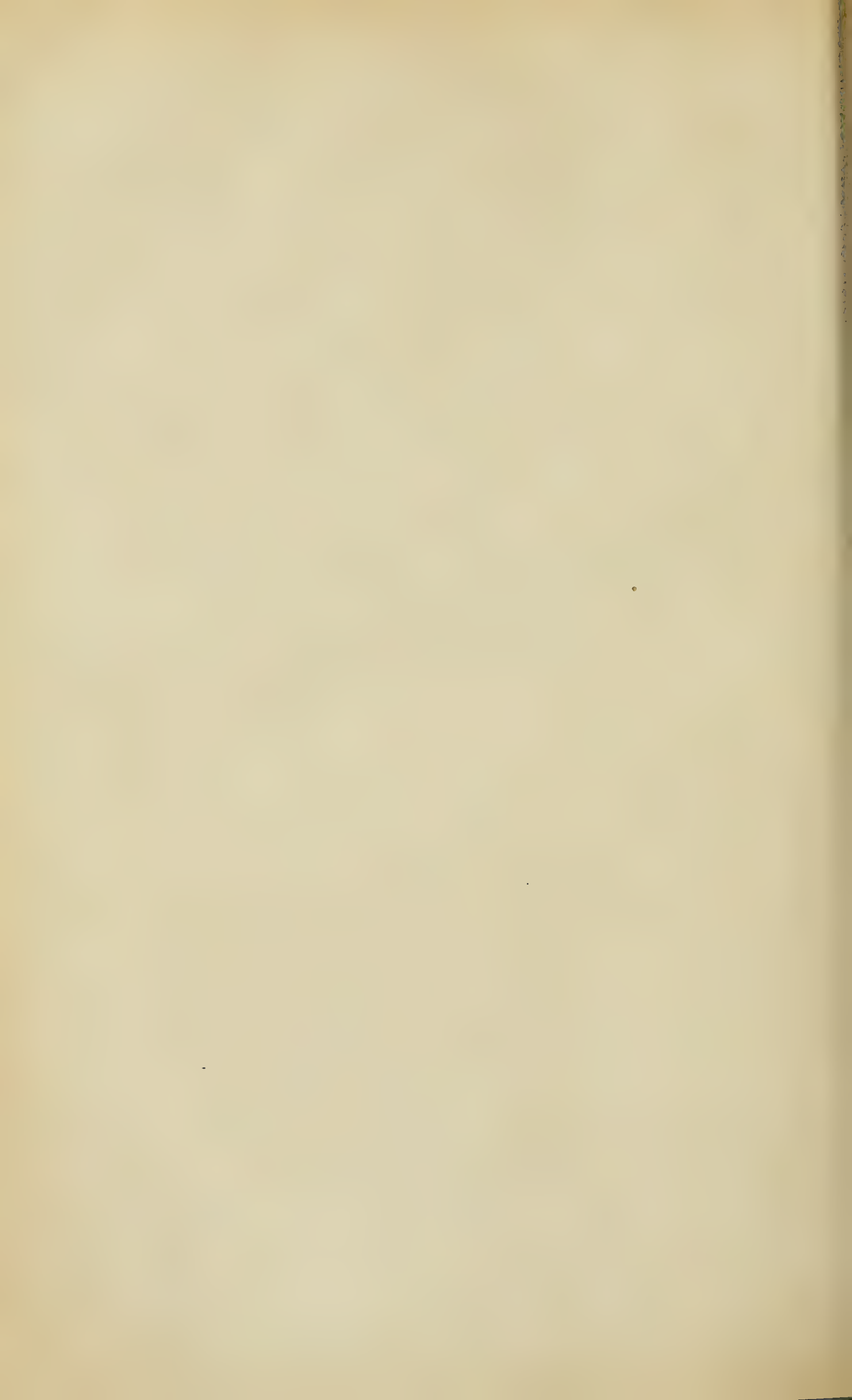
Grüsse die Brüder und die wenigen, die noch

von der Zeit des Grossen leben, und sei selber gegrüsst, meine teure Emma, von Deinem toten Gatten, den Du nicht eher wiedersehen wirst als am Tag der Auferstehung, dem grossen Ostertag, an dem wir uns alle wiedersehen werden.

Bis dahin: „Seid eines Sinnes, seid friedfertig, und der Gott der Liebe und des Friedens wird mit euch sein.“



DAS TAUSENDJÄHRIGE REICH



Im Jahre 998 war Rom ein deutsches Kaisertum geworden, und der deutsche Kaiser Römer. Otto III., von seiner griechischen Mutter Theophano erzogen, hatte ihren Geschmack für die südlichen Länder geerbt, und darum wohnte er meist in seinem Palast auf dem Mons Aventinus, richtete sich als Kaiser ein und hegte Pläne, Rom in die Hauptstadt des deutschen Reiches zu verwandeln. Er war jetzt zwanzig Jahre alt, ehrgeizig, phantastisch, fromm und grausam.

Während seiner Abwesenheit war der alte Römergeist erwacht, und der edle Senator Crescentius hatte sich als Volkstribun aufgestellt, Rom von den Deutschen befreit, den Papst Gregor V. vertrieben und Johannes XVI. eingesetzt.

Der Kaiser kehrte schnell nach Rom zurück, nahm Crescentius mit seinem Papst gefangen, und liess darauf ein lebendiges Schauspiel den Römern aufführen, dessengleichen sie nicht gesehen hatten, wohl aber ihre Väter.

Der Leoninische Stadtteil, der den vatikanischen Hügel mit der ältesten Peterskirche und einem päpstlichen Palast umfasste, hing mit der Stadt durch den pons Aelius oder die Brücke Hadrians zusammen. Am Brückenkopf auf der rechten Seite lag das Grab Hadrians, ein turmähnliches Gebäude, in dem die Kaiser bis zu Caracalla begraben wurden. Als die Goten Rom einnahmen, wurde das Grab Festung, und blieb es lange.

Als die Römer an dem denkwürdigen Morgen des Jahres 998 erwachten, sahen sie zwölf grosse Holzkreuze auf der Burgterrasse Hadrians errichtet. Ganz oben war der Erzengel Michael mit gezogenem

Schwert zu sehen, der seinerzeit von Gregor dem Grossen aufgestellt war.

Auf der Aeliusbrücke war viel Volk versammelt, um zu schauen, und unter ihnen befanden sich ein französischer Kaufmann und ein gotischer Pilger, die von Westen über den leoninischen Stadtteil gekommen waren.

Die Sonne war längst aufgegangen, und das Schwert des Erzengels flammte.

— Was sind das für Kreuze dort? fragte der Pilger, die Augen beschattend.

— Zwölf sind es! Sollen sie vielleicht die zwölf Apostel bedeuten?

— Nein, die haben ausgelitten; und der fromme Kaiser kreuzigt die Jünger des Herrn nicht von neuem.

— Ja, der Kaiser! Der Sachse! Weder der Gote noch der Langobarde noch der Franke sollte Rom bekommen, sondern der Sachse aus dem verfluchten Volk, das Karl der Große von der Erde ausgerodet zu haben glaubte! Er sandte zehntausend nach Gallien hinein, um den Feind mit diesen Wilden zu beglücken, und er enthauptete viertausendfünfhundert an einem Tag, ohne eine schlaflose Nacht davon zu haben. Wunderbar sind die Wege des Herrn!

— Die Letzten werden manchmal die Ersten . . .

— O Herr Jesus, Erlöser der Welt, es bewegt sich etwas an den Kreuzen! Siehst du!

— Ja, bei Gott! Nein, ich kann es nicht sehen! Es sind gekreuzigte Menschen!

Es standen zwei Römer neben den Fremdlingen.

— Hermann, du bist gerächt! sagte der eine.

— War Arminius Sachse? wandte der andere ein.

— Wahrscheinlich, da er am Harz wohnte.

— Vor tausend Jahren ging Thusnelda hier auf den Strassen im Triumphzug des Germanicus und

trug den ungeborenen Thumelicus unter ihrem Herzen. Dass tausend Jahre nötig sind, um sich zu rächen!

— Tausend Jahre sind ja wie ein Tag! Aber sind diese unsere römischen Brüder am Kreuz nicht auch Märtyrer für Roms Freiheit?

— Märtyrer für unser Recht! Aber diesmal hatten sie unrecht, weil es den Göttern so gefiel.

Jetzt änderte sich die Szene! Unterhalb der Burg wurde der Volkshaufe von einem Soldatenhaufen geöffnet. Rücklings auf einem Esel kam Papst Johannes XVI. angeritten. Seine Ohren waren abgeschnitten, seine Nase ebenfalls, und seine Augen waren ausgestochen. Es war ein kläglicher Anblick, der noch grässlicher dadurch gemacht war, dass eine Schweinsblase über seinem Kopf im Winde wehte.

Das Volk schwieg und schauerte zusammen, denn es war doch immer Christi Statthalter, der Nachfolger Petri, jedoch ohne ein Märtyrer zu sein.

Ein Sizilianer stand auf der Brücke neben einem Juden. Der Sizilianer war Muhamedaner, denn Sizilien war damals im Besitz der Sarazenen, und zwar seit hundert Jahren ungefähr.

— Der muss wohl für seine Vorgänger leiden! sagte der Jude. Das ist ja der christliche Glaube: satisfactio vicaria.

— Gelitten muss werden, antwortete der Sarazene; und ich weine nicht, dass die Pornokratie ein solches Ende nimmt! Hundert Jahre haben die Päpste wie Kannibalen gelebt. Du erinnerst dich an Sergius III., der mit der Dirne Theodora und ihren Töchtern lebte. Und Johannes X. fährt fort mit Mutter und Tochter Marozia, welch letzte mit eigener Hand zuerst seinen Bruder tötet und dann den Papst mit einem Kissen erstickt. Johannes XII. war nur neun-

zehn Jahre alt, als er Papst wurde. Er liess sich bestechen, und hat einen Zehnjährigen in einem Stall zum Bischof geweiht; beging Blutschande mit der Konkubine des Vaters und verwandelte den Lateran in ein Bordell. Er spielte Karten, trank und schwur bei Jupiter und Venus . . . Ja, das weisst du wohl!

— Ja, antwortete der Jude, die Christen leben in Gehenna, seit sie den einzigen und wahren Gott verlassen haben. Die Toren haben uns jedoch die Messiasverheissung gestohlen, aber die Verheissung Abrahams haben wir noch. Rom ist ein Irrenhaus, Deutschland ein Schlachthaus und Frankreich ein Hurenhaus! Erfreulich ist es aber jedenfalls, wie sie sich gegenseitig umbringen.

Er setzte sich aufs Brückengeländer, um besser sehen zu können, was jetzt folgte.

Zwischen den zwölf Patrioten, die sich an den Kreuzen wie Angelwürmer wanden, zeigten sich jetzt fünf rotgekleidete Männer und zimmerten eine Estrade auf.

— Das sind die Henker — auf dem Kaisergrab! sagte der Jude. Gegen Crescentius habe ich nichts, das war ein nobler Mann, der für den römischen Staat kämpfte. Aber es ist immer ein Christ weniger!

— Die Christen haben immer zwei Arten der Erklärung, warum ein Mensch leidet. Ist er unschuldig, so ist die Qual eine Prüfung, und ist er schuldig — ja, dann verdiente er sein Schicksal! — Jetzt kommt er!

Crescentius, der letzte Römer wurde vorgeführt. Sein Kopf fiel, und damit war Rom deutsch oder Deutschland römisch. Bis 1806.

Und am Nachmittag desselben Tages wurde die neue Papsternennung, denn Wahl konnte man nicht sagen, bestätigt, und damit war Gerbert, der Auvergnat, Papst unter dem Namen Silvester II.

Der Kaiser sass in seinem Palast auf dem Aventin und wagte nicht auszugehen, denn die Römer hassten ihn.

In der kleinen Zelle am Abhang des Berges, wo sein eben getöteter Freund, der Missionar und Märtyrer Adalbert von Prag, gewohnt hatte, schloss er sich mit seinem Lehrer, dem neuen Papst Sylvester II., ein.

Dieser Franzose hatte in Cordova studiert, wo die Kalifen eine Universität errichtet und wo man arabische Wissenschaft lehrte, auf der Grundlage jedoch von griechischer und indischer Weisheit. In Rheims hatte er dann selber Philosophie, Mathematik, Astronomie und Chemie gelesen. Wurde Abt in Bobbio, Erzbischof in Rheims und Ravenna, und nachdem er auf mehreren Kirchenversammlungen gegen den Verfall des Papsttums aufgetreten, wurde er deutscher Papst in Rom.

Die Aufregung nach der Hinrichtung des Crescentius zwang ihn, auf dem Aventin bei seinem Schüler, dem Kaiser, Schutz zu suchen, und aus der Zelle des kleinen Klosters neben der Kapelle Adalberts lenkte er die Schicksale Europas, während er sich in freien Augenblicken seinen Wissenschaften widmete, meist der Astronomie und Chemie, weshalb er in den Ruf eines Schwarzkünstlers kam.

Eines Nachts, als er in Gedanken versunken, an seinem mit Briefen überschwemmten Schreibtisch sass, trat der Kaiser ein, ohne vorher seinen Besuch angesagt zu haben. Es war ein hoch aufgeschossener Jüngling, in eine höchst ungewöhnliche Tracht gekleidet, eine Dalmatica, die mit Bildern aus dem

Buch der Offenbarung bemalt war, dem wilden Tier und der Hure, dem Buch der Insiegel und dergleichen mehr.

— Lass mich sprechen, sagte er; ich kann nicht schlafen.

— Was ist geschehen, mein Sohn?

— Briefe sind angekommen, Warnungen. Träume.

— Erzähle!

— Ja, du hörst mich an, aber du glaubst mir nicht, wenn ich die Wahrheit sage, und du hast eine Furcht vor allen neuen Gedanken . . .

— Was Neues unter der Sonne? Sagt nicht der Kirchenvater Augustinus sogar über unsere heilige Glaubenslehre: „Was man in unseren Tagen Christentum nennt, gab es bereits bei den Alten und hat es immer gegeben, seit Entstehung der Menschheit bis zu Christi Geburt, als man begann, Christentum die wahre Religion zu nennen, die vorher schon existiert hatte. Christi Wahrheiten sind nicht anders als die alten, sondern sind dieselben, nur mehr entwickelt.“

— Hereticus, Ketzer, hüte dich! Du weisst nicht, was in der Welt geschieht.

— Lass hören!

— Pilger aus mehreren Ländern sind hier angelangt und erzählen von Wahrzeichen, Gesichten und Wundern. So ist im südlichen Frankreich Pest und Hungersnot ausgebrochen, und man hat Menschenfleisch im Schlächterladen verkauft; in Deutschland hat man eine eiserne Rute in Feuer am Himmel gesehen; und hier in Italien hat man wieder diese Wallfahrten ohne Ende begonnen. In Jerusalem ist die Kirche des heiligen Grabes geplündert und der Tempel des „Grossen Betrügers“ ist errichtet worden. Das Volk, die ganze Christenheit zittert; denn sie haben in den liederlichen Päpsten des letzten

Jahrhunderts, die von Huren gewählt sind, den Antichrist gesehen. Christi Gesandter wird ermordet, ja, mein Freund Adalbert war der letzte oben in Polen; die Heiden haben alle Eroberungen Christi in Asien und Afrika wieder zurückgenommen; das Volk des „Betrügers“ sitzt in Spanien, auf Sizilien, hier in Neapel und bedroht Rom. Das kann nichts anderes bedeuten, als dass das Gericht und der Untergang der Welt bevorsteht, wie sie die Apokalypse verkündet hat.

— So, die alte Geschichte taucht wieder auf!

— Geschichte? „Geh, Satan, denn du findest kein Gefallen an Dingen, die von Gott sind, sondern an denen, die von Menschen sind.“

— Nennst du mich Satan?

— Ja, wenn du das Wort leugnest. Steht nicht in Johannes’ Offenbarung dies: „Und wenn tausend Jahre vollendet sind, wird der Satanas los werden aus seinem Gefängnis. Und wird ausgehen, zu verführen die Heiden an den vier Enden der Erde, die Gog und Magog . . .“ Da hast du die nordischen Völker, die jetzt in England, der Normandie, auf Sizilien sitzen . . . Ist nicht Theodora die grosse babylonische Hure? Ist nicht der Betrüger Mohamed das wilde Tier? . . .

— Warte, mein Sohn, ich möchte einen Vers aus demselben Kapitel zitieren! Dort steht unmittelbar vorher: „Wer teilhat an der ersten Auferstehung, wird mit Christus tausend Jahre regieren.“ Also b e g i n n t jetzt das tausendjährige Reich und kann mithin nicht enden.

— Das alte endet, und das neue beginnt!

— Eben! Das alte dunkle ist vergangen, und wir stehen vor Christi zweiter Wiederkunft auf Erden! Wenn du dich still in der Hoffnung hieltest, würdest du das neue sehen!

— Ich glaube nicht ein Wort von dem, was du sagst. Das letzte Jahr des Jahrtausends ist da, und jetzt gehe ich hinaus in die Einöde, um mit Fasten, Gebet und Busse den Tag des Herrn und die Ankunft meines Erlösers zu erwarten. Ich werde beten für dich, mein Vater, aber hier trennen sich unsere Wege, und du siehst mich nicht mehr!

Der Kaiser ging, und Silvester blieb allein.

— Ich warte! sprach er zu sich selbst, aber während der Zeit ordne ich unsere weltlichen Angelegenheiten!

Und er entfaltete eine Karte von der damals bekannten Welt. Mit einer roten Kreide verteilte er Kreuze und Kronen, meist im Norden, über Jerusalem aber zeichnete er eine Fahne mit einer Lanze.

Das Jahr 999 näherte sich seinem Ende und die Christenheit lebte in einer Todesangst. In Rom und Umgegend hatte alles Leben aufgehört. Der Acker wurde nicht besät, sondern lag im Unkraut; der Handel stockte; die Läden waren geschlossen. Wer etwas besass, verschenkte es, und musste noch den Empfänger suchen. Die Kirchen standen Tag und Nacht offen, drei Monate lang, und es war wie Sonntag jeden Tag; auch weil man seine besten Kleider verbrauchte, da es keinen Zweck hatte, sie zu behalten; und da man gut gekleidet sein wollte, um den Erlöser bei seiner Ankunft zu empfangen.

Man hatte Weihnachten mit ungewöhnlicher Andacht gefeiert, und die Menschen lebten in friedvoller Eintracht. Die Wache der Stadt hatte nichts zu tun, denn der Schreck vor dem, was kommen sollte, hielt Zucht und Ordnung. Man schlief hinter offenen Türen, und niemand wagte zu stehlen oder zu betrügen; das brauchte man auch nicht, denn wer etwas verlangte, erhielt es geschenkt; die Bäcker teilten das Brot umsonst aus, und beim Gastwirt gab es unbegrenzten Kredit; Schulden wurden nicht eingetrieben. Die Kirchen waren Tag und Nacht überfüllt; Beichte und Absolution, Messen und Abendmahl hörten den ganzen Tag nicht auf.

Der Tag vor Neujahrsabend war da. Die Ansichten über die Natur der Katastrophe waren geteilt; entweder kam sie als Flut oder als Erdbeben. Aber die meisten Einwohner hielten sich draussen im Freien auf, einige auf ebenem Boden, andere auf

den Hügeln; alle aber richteten die Blicke gen Himmel.

Das Marsfeld war am Morgen voll Menschen, und eine Gruppe hatte um einen Holzstoss einen Kreis gebildet; ein verrückter Mann stand auf dem Holzstoss und redete, einen Stoss Papiere und Pergamente in der Hand.

Es war ein reicher Bürger, der drei Monate lang Busse und Besserung geübt hatte, und jetzt, einem Skelett ähnlich, dem kommenden Zorn entgehen wollte. Er hatte deshalb einen grossen Arm voll trockenes Holz herbei geschleppt, unter dem Vorwand, er wolle allen Lastträgern und Zugtieren Wärme geben. Da der eine sich nicht darum kümmerte, was der andere tat, liess man ihn gewähren.

Neben dem Scheiterhaufen stand der Überrest eines alten Rednerstuhls, und auf den stellte er sich, nachdem er das Feuer angesteckt hatte.

— Im Namen des ewigen Gottes, sprach er; so wie ich jetzt diese Schuldscheine verbrenne, wird der Herr mein Gott meine Schulden aus dem Buch des Lebens streichen. Für alle Leiden, die ich andern verursacht, werde ich jetzt selber leiden. Reinigendes Feuer, verbrenn meinen elenden Körper mit allen seinen Sünden; steigende Flammen, lasset mich euch hinauffolgen! Herr Jesus, nimm meinen Geist auf!

Er machte einen Sprung vom Rednerstuhl und fiel mitten in die Flammen, wo er auf den Knien liegen blieb, mit gefalteten Händen, bis er erstickt wurde und es mit ihm zu Ende war.

Auf dem Forum sah man einen Mann mit einer Brechstange an einem Schutthaufen arbeiten, der ihn verschütten sollte. „Sagt zu den Bergen: bedeckt uns!“ sang er.

Vom Pons Sublicius sprang ein junges Paar in

den Fluß, in einer Umarmung, die der Tod in den Wellen nicht lösen konnte.

Zur Mittagszeit wurden die Gefängnisse geöffnet, und die Gefangenen wie Helden und Märtyrer aufgenommen. Sie wurden in die Häuser der Vornehmen geführt, mussten sich zu Tisch setzen, und Senatoren und deren Frauen wuschen ihnen die Füsse.

— Alle sind wir Sünder und haben nichts, dessen wir uns rühmen könnten. Diese Gefangenen haben ihre Strafe erlitten, während wir frei herumgingen!

So sprach man.

Niemals hatte Menschenliebe und Barmherzigkeit sich so gezeigt, seit den ersten Tagen des Christentums nicht.

Jetzt wollten die Kranken in den Hospitälern unter freien Himmel hinaus, und ihre Betten wurden auf Strassen und Märkte getragen. Alles was lebte, wollte unter freien Himmel, und die Familien brachten ihre Möbel auf die Strasse.

Vögel wurden aus ihren Käfigen gelassen, und die Pferde aus den Ställen. Zuerst liefen die in der Stadt herum, als sie aber die frische Luft witterten und die Stadttore erreicht hatten, machten sie sich auf den Weg nach der Campagna, um einige grüne Stellen zu suchen: manche aber blieben in der Stadt und lagen hier und dort herum, während die Kinder auf ihre Rücken kletterten.

Die Kinder waren die einzigen, die keine Furcht hatten. Sie sprangen und spielten wie sonst, sich über die Freiheit und das Ungewöhnliche freuend. Niemand mochte sie züchtigen, und da sie nicht verstanden, um was es sich handelte, blieben sie sorglos und spielten ihre Spiele.

Der Neujahrsabend war gekommen, und die Angst gestiegen. Man sah Herren und Diener ein-

ander weinend umarmen, während die einen ihre Härte, die andern ihre Unehrlichkeit bekannten. Alte Feinde, die sich auf der Strasse trafen, fassten sich bei den Händen, und einander wie Kinder führend, wanderten sie auf und nieder, Loblieder singend.

Es war wie im goldenen Zeitalter oder so, wie sich die Kirchenväter das tausendjährige Reich gedacht hatten.

Die Luft war mild wie an einem Frühlingstag, und der Himmel war klar bis zum Mittag. Da bewölkte er sich.

Niemand ass, niemand trank, alle aber nahmen Bäder und kleideten sich festlich. Am Nachmittag zogen Prozessionen von Priestern und Mönchen durch die Stadt und sangen Litaneien, in die das Volk einstimmte.

Kyrie eleison! erschallte es über die ganze Stadt. Herr, erbarme dich, Christus, erbarme dich!

Ganz Rom bereitete sich auf seine Hinrichtung vor.

Es gab aber eine Schar Ungläubige und Verkommene, die nichts Neues erwarteten; die hatten sich unten in den Katakomben und Ruinen versammelt, wo sie Bachanale und Orgien feierten.

In den Ruinen von Neros goldenem Haus hatten die Libertins und Dirnen der Stadt ein Symposion in grossem Stil veranstaltet. Mitten auf dem Boden brannte ein Feuer, das von Tischen und Bänken umgeben war. Essen und Wein gabs im Überfluss, denn man brauchte nur aus Vorratskammer und Keller zu nehmen. Es gab Musik, Gesang und Tanz, und als Zwischenspiel genoß mans, wie Fledermäuse und Eulen sich am Feuer verbrannten und lebendig gebraten wurden.

Die Freude war laut, aber nicht ungezwungen. Auch hier wurde philosophiert und prophezeit:

— Heute kommt kein jüngstes Gericht, meinte ein junger Mann, der ein Nachkomme des Kaisers Nero hätte sein können.

— Übrigens, wenn es kommt, schlimmer als wir es im Leben gehabt haben, kann der Tod es uns nicht bieten.

— Ich habe immer gefunden, wir sind in der Hölle gewesen! Kopfschmerzen jeden Morgen, Schulden und Schande, etwas Gefängnis ab und zu.

— Der Kaiser sitzt nackt in einer Grotte am Fuss des Sorakte . . .

— „Vides, ut alta stat naive candida, Soracte!"

— „Mitten im Wort flieht uns das neidische Leben! Nütze den Tag, nicht eine Spur trauend dem folgenden!"

— Und der Papst wird die Mitternachtsmesse halten! Er, der nicht daran glaubt.

— Aber er muss gute Miene machen und so tun . . .

— Von einer weiss ich, dass sie heute nacht nicht in die Messe geht . . .

— Das ist die schöne Stephania, die Witwe des Crescentius . . .

— Aber wachen tut sie, wie die Rache . . .

— Diese Teutonen, was haben sie in Rom zu tun! Ich wünschte, der Wirt dieses goldnen Hauses stände von den Toten auf. Das war der letzte Römer!

— Ein Mann war es, der mit seinen Feinden nicht schön tat! Er fürchtete nichts zwischen Himmel und Erde, nicht einmal den Blitz. Der schlug einmal in seinen Speisesaal ein, als er zu Tisch lag. Wisst ihr, was er sagte? — — Prosit! sagte er und erhob seinen Becher.

In diesem Augenblick fiel ein erhitzter Stein vom Gewölbe herab und ins Feuer hinein, dass die Fun-

ken sprühten. Aber durch das entstandene Loch drang der Nachtwind hindurch und wirbelte den Gästen den Rauch ins Gesicht; zuerst fanden die das Abenteuer lustig; bald aber wurden sie genötigt, die Höhle zu verlassen.

— Lasst uns hinausgehen und uns den Weltuntergang ansehen! schrie einer von den Jünglingen.

Und der Zug bildete sich aus Bacchanten und Mänaden, ein gefüllter Weinschlauch an der Spitze, Flötenspieler hinterdrein und alle Gäste mit Bechern in der Hand.

Unten in der alten Basilika des Sankt Peter stand der Papst vorm Altar und verrichtete die stille Mitternachtsmesse.

Die Kirche war überfüllt und die Menschen lagen auf den Knien. Die Stille war so tief, dass man den knisternden Laut von dem weissen Hemdärmel des Offizianten hörte, wenn er den Kelch hob.

Aber da war auch ein anderer Laut zu hören, der gleichsam die letzten Minuten des Jahrtausends ausmass. Er klang wie der Puls im Ohr des Fieberkranken, und schlug ebenso viele Schläge. Die Tür der Sakristei stand nämlich offen, und die grosse Uhr, die dort hing, tickte so ruhig und sicher, ein mal in der Sekunde.

Der Papst, der ein ebenso ruhiger Mann war, hatte wahrscheinlich die Tür offen stehen lassen, um die höchste Wirkung in dem grossen Augenblick zu erzielen, denn sein Gesicht war leichenblass vor Erregung, rührte sich aber nicht, und seine Hände zitterten nicht.

Die Messe war aus und ein Todesschweigen trat ein. Man erwartete, der Diener des Herrn am Altar werde einige Worte des Trostes sagen; er sagte aber nichts, war nur im Gebet versunken, wie es schien, und hatte die Hände gen Himmel gestreckt.

Die Uhr tickte, das Volk seufzte, aber nichts geschah. Wie Kinder, die sich im Dunkeln fürchten, lag die Gemeinde mit dem Gesicht auf dem Boden und wagte nicht aufzusehen. Angstschweiss tropfte von vielen eiskalten Stirnen, eingeschlafene Knie schmerzten oder wurden gefühllos, als seien sie abgenommen.

Da hörte plötzlich die Uhr auf zu ticken . . . .

War das Werk ausgelaufen? War es ein Wahrzeichen? Sollte alles stehen bleiben, die Zeit zu Ende sein, und die Ewigkeit beginnen?

Aus der Gemeinde waren einige Ansätze zu Geschrei zu hören, und vom Entsetzen getötet, fielen einige Körper auf den steinernen Fussboden.

Da begann die Uhr zu schlagen: eins, zwei, drei, vier . . . Der zwölfte Schlag schlug, hatte geschlagen, war verklungen und ein neues Todesschweigen folgte.

Da drehte sich Silvester um, und mit dem stolzen Lächeln eines Siegers streckte er die Hände zum Segen aus. Im selben Augenblick läuteten alle Glocken des Turmes, fröhlich, jubelnd, und vom Emporium der Orgel erschallte ein Chor von Stimmen, junge und alte, etwas unsicher anfangs, bald aber fester und heller:

— Te Deum Laudamus!

Die Gemeinde stimmte ein, aber es dauerte eine Weile, ehe die erstarrten Rücken sich gerade machen konnten, und bis man sich von dem Anblick der vor Schreck Gestorbenen erholt hatte.

Der Gesang war aus, und die Menschen fielen sich in die Arme, weinten und lachten wie Wahnsinnige und gaben sich Friedensküsse.

So endete das erste Jahrtausend nach Christi Geburt.

In der kleinen Burg Paterno am Sorakte hatte der Kaiser die Weihnachtswochen und den Neujahrsabend unter strengsten Fasten und Bussübungen zugebracht. Als aber der Neujahrstag gekommen und alles unverändert war, zog er in Rom ein, um Silvester zu treffen und für die Zukunft zu sorgen.

Der ältere Freund und Lehrer empfing den Kaiser mit einem Lächeln, das nicht missverstanden wurde; noch aber war der Monarch von seinem Schreck so beherrscht, dass er nicht zornig zu werden wagte.

— Willst du jetzt zur Erde zurückkehren, mein Sohn, und deine weltlichen Angelegenheiten besorgen, sagte Silvester.

— Ich will, aber ich habe zuerst zwei Gelübde, ex-voto, zu erfüllen, die ich in der Stunde der Not abgelegt habe.

— Dann erfüll sie!

— Ich gehe nach dem Grab meines Freundes Adalbert in Gnesen, und ich muss die Gruft Karls des Grossen in Aachen besuchen.

— Tue das, aber du musst gleichzeitig einige Aufträge ausführen, die ich dir mit auf die Reise gebe.

Und dabei blieb es.

Zwei Jahre waren vergangen, als der Papst Silvester an einem Tag im Januar nach Paterno gerufen wurde, der kleinen Burg am Sorakte, wo der römischdeutsche Kaiser wohnte und jetzt krank lag.

Als Silvester ins Krankenzimmer eintrat, sass der Kaiser aufrecht, sah aber kümmerlich aus.

— Du bist krank; ist es Seele oder Körper?

— Ich bin müde.

— Bereits, im Alter von zweiundzwanzig Jahren!

— Ich bin mißmutig.

— Du bist missmutig, obwohl du die Welt nach ihrem Albtraum erwachen sahst! Bedenk doch, Undankbarer, was haben diese beiden Jahre nicht alles gebracht, welche Siege für Christus, der wirklich wiedergekommen zu sein scheint. Ich will sie aufzählen; hör zu! — Böhmen hat seinen Herzog bekommen, der das Heidentum ausgerodet; Österreich hat sich als Donaustaat geeinigt; der heidnische Magyar hat sich taufen lassen und die Krone von unsrer eigenen Hand empfangen, als Stephan der Erste; Boleslaw von Polen hat auch eine Krone und einen Erzbischof bekommen; das neue Reich der Russen hat die Taufe angenommen, und Wladimir der Grosse schützt uns gegen untergehende Sarazenen und die aufgehenden Seldschuken oder Türken; Harald von Dänemark und Olof von Schweden haben das Christentum befestigt; Olof Tryggveson ebenfalls in Norwegen und Island, auf den Faröringeln, in Shetland und Grönland; und mit dem Dänen Tveskägg wurde Britannien fürs Christentum gesichert. In Frankreich sitzt der fromme Robert II.

aus dem neuen Geschlecht der Kapetinger, aber von sächsischer Herkunft wie du. In Spanien haben die nördlichen Staaten Leon, Castilien, Aragonien, Navarra sich endlich geeinigt und wehren uns die Mauren in Cordova ab. Das alles in fünf Jahren, und unter Roms Ägide! Ist das nicht Christi Wiederkehr, und verstehst du jetzt, was die Vorsehung mit dem tausendjährigen Reich meint! Die in tausend Jahren Leben, werden vielleicht die Früchte reifen sehen, während wir nur die Blüte gesehen haben! Ein Paradies ist es ja nicht, aber es ist besser als früher, etwas besser als damals, als wir Wilde im Norden und Osten hatten. Und von Rom holen alle ihre Kronen und ihr Pallium. Du bist ein Herrscher über die Völker, mein Kaiser.

— Ich? Du regierst die Geister, nicht ich, und ich will nicht herrschen.

— Nein, ich habe es gehört, denn du hast dir eine Herrscherin angeschafft!

— Wer sollte das sein?

— Man sagt und du kennst das Gerücht ebenso gut wie ich, dass es die Witwe des Crescentius ist, die schöne Stephania. Nun, das ist deine Sache, aber Salomo rät: Nimm dich in acht vor deinen Feinden, aber sei auch vorsichtig mit deinen Freunden!

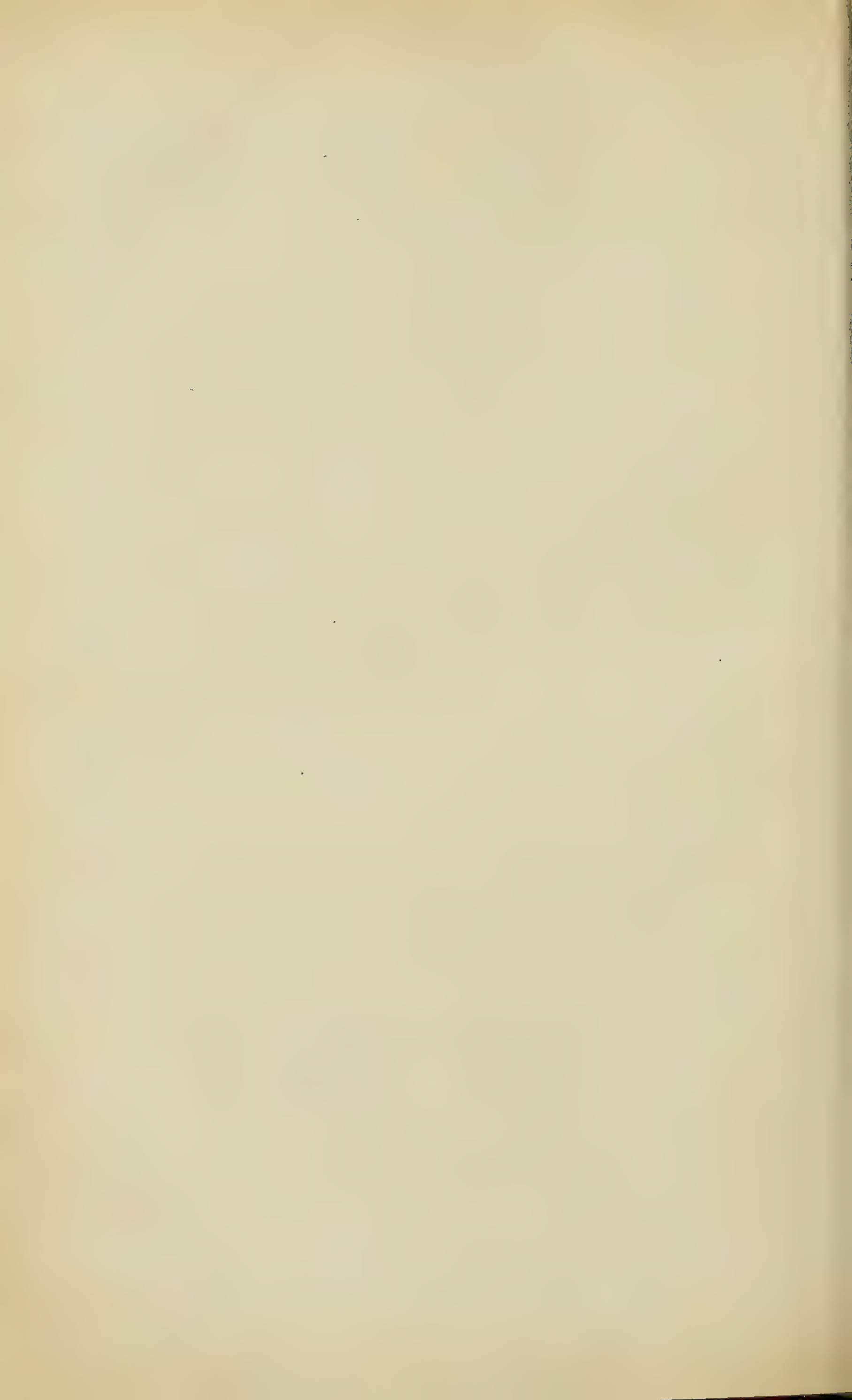
Der Kaiser sah aus, als wollte er sich verteidigen, vermochte es aber nicht, und so war das Gespräch zu Ende.

Einige Tage darauf war Otto III. tot, nach der Sage vergiftet, auf die eine oder die andere Art, von der schönen Stephania.

Und ein Jahr später starb Silvester II.



PETER, DER EREMIT



Die Christenheit war zu neuem Leben erwacht nach der grossen und gefürchteten Neujahrsnacht von 999. Hundert neue Jahre beinahe waren vergangen, als ein zerlumpter und barfüssiger Pilger zu dem Tor von Caesarea in Palästina am Ufer des Mittelmeeres hinaus wanderte; dieser Stadt, aus der sich Paulus nach Rom einschiffte, um das Christentum zu verbreiten, das jetzt ganz Europa erobert, seine Heimat aber nicht hatte behaupten können; das Land der Verheissung, in dem Christus gelebt, gelitten hatte und gestorben war.

Der „grosse Betrüger" hatte zuletzt Palästina besessen; als aber sein Reich wie alles andere zerfiel, war ein ganz neues Volk aus dem unbekannten innern Asien hervorgewachsen, und nun sassen die Seldschuken als Herren in Syrien. Die letzten Fatimiden waren in Glaubenssachen sehr gleichgültig gewesen, und der berühmte Al Asis, mit einer Christin verheiratet und selber ungläubig, hatte die Brüder seiner Frau zu Patriarchen von Jerusalem und Alexanrdia gemacht. Jetzt war alles verändert, seit der fürchterliche Al Hakim sowohl Christen wie Juden verfolgt und die Kirche der Auferstehung in Jerusalem zerstört hatte. Und als der Seldschuk Melikscha zuletzt die Stadt eingenommen, sah es beinahe hoffnungslos für die Christen aus, die noch immer nach dem heiligen Grab wallfahrteten.

Der Pilger zog seinen Weg in südöstlicher Richtung, und jetzt am ersten Tag des Frühlings sah er die liebliche Ebene von Saron sich wie eine Blumenmatte ausbreiten, oder wie ein Meer von Blumen:

Krokus, Narzissen, Ranunkeln, Anemonen, am meisten aber Saronslilien, die hochgewachsenen weissen.

Das war das gelobte Land!

Den ganzen Vormittag watete er in Blumen; schließlich erreichte er ein Dorf am Fuss eines Hügels. Dort wogte Korn, dort kletterte Wein, dort blühten Oliven und Feigen; am Brunnen wurde fettes Vieh getränkt, Kühe und Ziegen gemolken.

Der Pilger, der in der ganzen Welt nichts besass als seine Lumpen, bat um eine Schale Milch, bekam aber keine. Bettelnd ging er von Tür zu Tür, wurde aber fortgejagt.

Jedesmal wenn er ein Nein hörte, schien er gegen alle Erwartung fröhlich zu werden. Er war ja aus fernem Land hierher gekommen, um sich eine Vorstellung machen zu können, wie sein Erlöser gelitten, und nun wurde ihm die Gnade, es auf heiligem Boden zu erfahren.

Er ging durchs Dorf hindurch und fand ein neues Blumenmeer. In einem Bach badete er seine Füsse und fühlte sich erquickt.

Jetzt aber zur Mittagszeit erhob sich ein Wind vom Meere her, und Wolken zogen übers Land. Der Regen strömte auf die zerbrechlichen Lilienpflanzen nieder, der Sturm jagte sie auf oder riss sie entzwei, sammelte sie zu Diemen, die dahin rollten, sich vergrösserten und auf ihrem Weg andere Blumen zerdrückten.

Gegen Abend hörte der Regen auf, der Sturm aber raste weiter und die Dunkelheit kam.

Der müde und ausgehungerte Wanderer bereitete sich ein Nachtlager aus Blumendiemen, denen er durch einige Steine Halt gab. Nachdem er einen Haufen wie ein Adlernest ausgehöhlt hatte, breitete er einen anderen Schober über sich; und so schlief er ein, nachdem er von allen diesen Wohlgerüchen

in wohltuende Betäubung gesunken war. Er hatte seit vielen Jahren keinen Wein gekostet, folglich keinen Rausch gekannt, dies aber war dasselbe wie feurigen Wein trinken. Ob er schlief oder wach war, wusste er nicht; bald schien es ihm, als rolle er wie eine Welle dahin; bald lag er still und hörte, wie es in seinem Nest kratzte; es schnaubte und brüllte, es sauste ihm vor den Ohren und blitzte ihm vor den Augen. Schliesslich wurde es ganz still; er glaubte geschlafen zu haben, denn er träumte.

Er ging auf dem Mittelmeer zu Fuss, und das fand er ganz in der Ordnung; aber ihm folgten Ritter zu Pferde, Scharen von Bewaffneten, ganze Volksstämme. Sie stiegen ans Land. Sie zogen nach Osten und sahen schliesslich Jerusalem auf den Höhen. Mauern, Zinnen und Türme waren mit heidnischen Kriegern besetzt, und die christlichen Ritter machten Halt, um zu beraten. Er aber, der arme Pilger sprach zu ihnen, und sie hörten auf ihn.

— Warum bangt euch? Warum fürchtet ihr diese Heiden und ihre Mauern? Seht mich an! Jetzt nehme ich meinen Stab, gehe auf den Berg Zion hinauf, schlage mit dem Stab an Davids Tor, und die Stadt öffnet alle ihr Tore!

Er tat so — im Traum — und Jerusalem war eingenommen! Das war so einfach, und die Ritter und die Volksstämme huldigten ihm, und er wurde Statthalter in der heiligen Stadt.

Als er am Morgen erwachte, stieg er aus seinem Nest; und als er sich umsah, befand er sich vor dem Jaffator von Jerusalem. Er fragte sich, ob der Sturm ihn die lange Strecke gerollt habe, oder ob er den Weg im Schlaf gegangen sei. Aber der Traum war noch so lebhaft, dass er alles natürlich und einfach fand.

Er schlug mit dem Stab ans Tor. Und siehe, es öffnete sich wirklich, aber nur zu einer Spalte, und ein Landsknecht fragte, was er wolle.

Er wolle das heilige Grab besuchen.

Das sei wohl erlaubt, es koste aber dreissig Silberzechinen.

Da er die nicht besass, wurde das Tor geschlossen. Der Pilger aber liess sich nicht abschrecken, sondern schlug noch einmal mit seinem Stab, sicher, dass er hineinkommen werde.

Hinein kam er, schnell genug; nachdem er aber durchgepeitscht war, wurde er hinausgeworfen und fiel auf einen Kehrichthaufen, auf dem Hunde nach Knochen wühlten.

Dieser Empfang war ja nicht ermunternd, für den Pilger aber war es gerade das, was er erwartet und gewünscht hatte. Er war an derselben Stelle wie sein Herr Christus geschlagen und gepeinigt worden. Welche Ehre, welche Gnade!

Aber die dreissig Silberlinge! Und warum war der Preis dreissig? Weil es der Preis des Verräters war, der das teure Haupt verraten hatte. Er wollte sie zusammenbetteln, und wenn es zehn Jahre dauerte.

Er sprach sich Geduld ein und ging nach Süden ins Tal Hinnom oder das Tal der Hölle hinab, wo aller Kehricht der Stadt hingeworfen wurde. Da war Schmutz und Gestank, aber der Pilger merkte es nicht, denn er suchte nur einen Blick von den Mauern der heiligen Stadt aufzufangen. Und als er ans südliche Ende hinunter kam, erblickte er wirklich den Berg Zion mit Davids Grab. Da fiel er auf seine Knie und lobte Gott durch Gesang:

> Lauda Sion Salvatorem
> Lauda Ducem et pastorem
> In hymnis et canticis . . .

Und vom Gebet gestärkt ging er weiter. Er kannte alle Orte, und brauchte nicht zu fragen, und als er auf eine Ruine unterhalb des Berges des Bösen Rates stiess, verstand er, dass es Hakeldama oder der Töpferacker war, der für das Blutgeld des Judas eingekauft wurde, für die dreissig Silberlinge, zu einem Begräbnisplatz für Fremdlinge.

Ihm aber kamen keine Todesgedanken, denn er fühlte, dass er leben werde, bis er die Stadt eingenommen. Dagegen überfiel ihn der Hunger. Wie bitter bereute er jetzt nicht, dass er nicht wie andere berühmte Eremiten in seiner Jugend sich geübt hatte, Gras zu essen. Ermattet, aber nicht niedergeschlagen, setzte er sich auf einen Kehrichthaufen, der noch ganz neu aussah.

Wie er dort sass, kam ein Hund, ein räudiges ausgehungertes Tier, und legte seinen Kopf auf das Knie des Pilgers.

— Ich habe nichts, was ich dir geben könnte, du Armer! sagte der Pilger und wischte dem Hund mit seinen Ohrlappen die Augen, denn das Tier sah aus, als habe es geweint.

Als aber der Hund hörte, was der Pilger sprach, verstand er, denn die Tiere verstehen alle Sprachen nur am Tonfall. Und er begann im Kehrichthaufen zu wühlen. Und siehe da, dort lag zwischen zwei frischen Kohlblättern ein Granatapfel und ein weises Brot.

Der Pilger, der an alle Arten Wunder gewöhnt war, lobte Gott und ass. Und als er gegessen, dankte er Gott dem Barmherzigen. Der Hund stand die ganze Zeit dabei und sah ihn an.

— Dass ich dich vergessen konnte, ich Undankbarer! sagte der Pilger. Jetzt will ich mein Glück versuchen!

Und er begann mit dem Stab zu graben und

siehe, dort lag ein frischer Knochen, den er dem Hund, seinem Wohltäter, schenkte.

Sie wurden Freunde und trennten sich nicht mehr.

Sie zogen jetzt um das südliche Ende der Stadt und wandten sich gegen Norden dem Kidron zu. Sie folgten dem Bach und hatten die Stadtmauer links und den Ölberg rechts. Vom Talgrund aus sah er den Tempelplatz, aber keinen Tempel, nur die Moscheenkuppeln der Heiden, und vom heiligen Grab war nichts zu sehen, denn es lag in der Stadt und war unansehnlich.

Er kam nach Gethsemane, wo Christus gelitten hatte, und er bestieg den Ölberg, von dem er Jerusalem sehen konnte. Und er weinte über die Stadt.

Nachdem er seine Andacht in den Ruinen der Auferstehungskirche verrichtet, ging er weiter nach Norden um die Stadt und kam wieder zum Jaffator, wo er sich setzte, fest entschlossen, zu warten, bis christliche Pilger kamen; denn hierher kamen sie von allen Ländern der Erde. Er wollte sie anbetteln, bis er die dreissig Zechinen zusammen hatte.

So sass er die erste Nacht, ohne dass jemand kam. Gegen Morgen wurde das Tor für die ländliche Bevölkerung geöffnet, die Lebensmittel brachte, und er verfiel auf den kühnen Gedanken, sich einzuschleichen, wurde aber sofort entdeckt und bekam eine Tracht Prügel. Das schreckte ihn aber nicht ab, sondern er versuchte es jeden Morgen von neuem, aber ohne Erfolg. Er schlief auf dem Boden und ass aus den Kehrichthaufen; wurde verspottet von den Kindern, geschlagen von den Erwachsenen, und alles fand er nur in der Ordnung, überzeugt, dass sich einmal sein Traum erfüllen werde.

Dreissig Tage hatte er am Tore gesessen und kein Geld erhalten, am einunddreissigsten aber erhob er sich, um sich etwas Bewegung zu machen. Und

er wanderte ins Hinnomtal hinunter, und der Hund Getreu lief ihm voran.

Als er eine Weile gegangen war, bemerkte er, dass sein Begleiter fort war; als er aber lockte, antwortete der Hund mit einem Gebell. Der Eremit folgte dem Wink, und als er dem Gebell nachging, sah er den Hund an einem Loch in der Mauer stehen.

Da war der Eingang, und dem Wegweiser folgend, kam er ohne Hindernis mitten in die Stadt.

Das erste, was er tat, war das heilige Grab aufzusuchen; das aber war geschlossen.

Da erinnerte er sich, dass es einen Patriarchen von Jerusalem gab, und dass die Christen bei ihm eine Art Schutz genossen. Wo aber wohnte der?

— Vielleicht weisst du es? sagte er zum Hund.

Und der Hund verstand, bewegte die Ohren und lief durch eine Menge krummer Strassen, bis er an einem Pförtlein mit Glockenstrang stehen blieb.

Der Pilger klingelte, die Pforte öffnete sich und ein alter weissbärtiger Mann reichte dem Ankommenden seine Hand, führte ihn wie einen Bekannten ins Haus und lud ihn zum Sitzen ein.

— Ich habe dich lange erwartet, Peter, sagte er. Ja, ich kenne dich, denn ich habe dich seit einem Jahr in meinen Träumen gesehen; aber ich weiss nicht, wer du bist und woher du kommst. Erzähl mir dein Schicksal.

— Mein Schicksal? Ich bin aus Amiens in Frankreich, heisse jetzt Petrus, war früher Soldat, folgte Wilhelm dem Eroberer nach Hastings und nahm England mit ein. Kehrte zurück in mein Land, wurde Schullehrer, konnte aber in meiner Seele keinen Frieden finden, sondern suchte ein Kloster auf. In der Einsamkeit der Zelle dachte ich über das nach, was ich von den Brüdern im Kapitel hörte. Es war damals, als Kaiser Heinrich IV. den Streit

mit Gregor VII. anfing. Der Papst hatte recht, denn von Rom aus sollte Europa regiert werden, und Gregor, der Christi Reich im Geist und in der Wahrheit aufrichten wollte, hatte alle christlichen Staaten gesammelt: er nahm Steuer von Skandinavien bis zu den Säulen des Herkules hinunter. Der Kaiser war ein Geist der Sonderung und arbeitete nur für Deutschland. Es endete mit Canossa, wie Ihr wisst, als der Kaiser dem Papst die Füsse küssen musste. Und das war recht, damals, denn das geistliche Haupt ist einen Kopf höher als das weltliche . . . Aber es war nicht zu Ende mit Canossa. Des Herrn gewaltiger Kämpfer, Gregor, verfiel der Sünde wie König David. Zuerst rief er den Normannen Guiscard aus Sizilien zu Hilfe. Der kam mit einem Gesindel von Türken und Heiden und plünderte Rom und steckte es in Brand. Das war schändlich vom Papst, der jetzt mit den Heiden nach Salerno floh — das war sein Canossa! Aber er war auch noch grausam genug, Heinrichs Söhne gegen den Vater zu erheben. Da starb er in Verbannung, der grosse Gregor, und Rom war ausgetilgt . . . Rom ist nicht mehr, aber Jerusalem soll werden! Von neuem werden, aus dem Schutt auferstehen, die Hauptstadt des Christentums und die Herrin der Welt werden!

Der Patriarch hatte zugehört, und obwohl er anfangs gelächelt, wurde er zum Schluss ernst.

— Dein Glaube ist gross, mein Sohn, sagte er. Wer aber wird sich an die Spitze stellen, wer wird Volk sammeln?

— Ich, antwortete der Eremit. Ich werde das heilige Grab öffnen, ich werde die Heiden vertreiben, und ich werde den ersten christlichen König von Jerusalem krönen lassen!

— Mit zwei leeren Händen?

— Mit meinem felsenfesten Glauben!

Es wurde still.

— Sag etwas, Patriarch! Versuch, meinen Mut niederzuschlagen, wenn du kannst, mir mit Einwänden zu begegnen, mir die Zuversicht zu rauben! Du kannst nicht! Darum gehe ich jetzt nach Rom und spreche mit Urban II. Gib mir nur einen Brief, der meine Aussage bestätigt, wenn ich das Verfahren der Heiden in der Stadt Christi schildern will. Mehr verlange ich nicht von dir, das übrige tue ich selber!

— Wer du auch bist, den Brief sollst du haben, aber ruhe dich erst einige Tage aus!

— Nein! Dreihundertundfünfzig Meilen bin ich gegangen, dreissig Tage habe ich geruht. Gib mir in der Küche etwas zu essen, während du den Brief schreibst, und ich gehe, ehe die Sonne sinkt. Aber ich komme wieder, jedoch nicht allein, sondern Legion! Und du wirst sehen, wie sich meine Worte und deine Träume erfüllen, denn Gott will es!

Der Eremit Peter ging seine hundertundfünfzig Meilen nach Piacenza und traf dort den Papst Urban II., der ein Konzil abhielt. Eine Aufmunterung erhielt er nicht, denn die Kreuzzugsidee war alt. Gregor VII. hatte einmal fünfzigtausend Mann zu dem Zwecke gesammelt, seine Absicht aber dann nicht ausführen können.

Der Eremit nahm diesen Misserfolg mit wahrem christlichen Sinn als eine Ermahnung hin, seine Energie zu verdoppeln!

Und er zog nach Frankreich, predigte und feuerte an, mit dem Erfolg, dass ganz Frankreich für den Kreuzzug in Flammen stand, als Urban nach Clermont kam, um eine neue Kirchenversammlung abzuhalten. Jetzt wurde der Kreuzzug beschlossen.

Peter hatte keine Zeit zu warten, sondern zusammen mit Walter Pexejo und Walter von Habenichts raffte er eine Schar zusammen, die schliesslich mit Greisen, Frauen und Kindern vierzigtausend erreichte. Aber es waren keine Krieger, sondern Abenteurer, die ausreissen wollten, Knechte, welche die Freiheit suchten, und Unzufriedene, die Veränderung wünschten.

Sie folgten dem Rheinstrom aufwärts, und dann der Donau, an deren Ufern die grosse Landstrasse nach dem Morgenland lief.

Als sie nach der ungarischen Grenze kamen, war die Zahl auf sechzigtausend angewachsen. Der König des Landes, Kolowan, war nicht gerade gastfrei, und es war auch nicht mit ihm zu spassen. Die Kreuz-

fahrer bekamen eine Ahnung davon, dass sie nicht so willkommen waren, und darum schickten sie ihre einzigen berittenen Männer, das waren gerade sechs Stück, als Gesandte zum König.

Kolowan befand sich in Pest mit einem wohlgeordneten Heer, und seine Länder genossen die Segnungen des Friedens, als die Gesandten anlangten.

— Was wünscht ihr? fragte er.

— Wir suchen freien Durchzug nach Konstantinopel.

— Wieviel seit ihr?

— Genau sechzigtausend Mann.

— Obwohl ich mich durch den Besuch geehrt fühle, kann ich Heuschrecken nicht aufnehmen. Ich habe von eurem wilden Vorgehen gehört; ich weiss, dass ihr nichts an Proviant mit euch führt und dass ihr bettelt und stehlt. Kehrt darum zurück in euer Land, oder ich betrachte euch als Feinde!

Die Gesandten ritten zurück und überbrachten die Antwort des Königs, Peter aber wollte nicht umkehren.

— Vorwärts, vorwärts, Kreuzmänner, Christenmänner! rief er, und die ganze Schar zog über die Grenze.

Der Eremit ritt auf einem Esel an der Spitze und wusste nicht, was hinter ihm geschah. Aber da wurde geplündert, da wurde Wein getrunken und da wurden Mädchen vergewaltigt.

Als der König erfuhr, was geschehen war, ritt er mit seiner ganzen Reiterei aus. Als er diese zerlumpten Kerle sah, berauscht und wild, wie sie waren, alle aber mit dem roten Kreuz gezeichnet, geriet er ausser sich und schritt zum Angriff.

Was nicht floh, wurde auf dem Felde niedergetreten und niedergesäbelt, und zwar so gründlich,

dass von den sechzigtausend nur dreitausend Konstantinopel erreichten, und unter ihnen war der Eremit.

— Wir haben mit unserm Blut begossen, sagte er, die Nachkommen werden ernten!

Der Kaiser von Konstantinopel hatte allerdings längst Hilfe vom Abendland gegen die wilden Seldschucken begehrt, aber er hatte bewaffnete Männer erwartet. Als er jetzt dreitausend Bettler und Verwundete bekam, fühlte er sich sehr betrogen, und beschloss, auf ehrliche Weise diese Gäste wieder los zu werden. Er setzte sie also auf Prahme und schiffte sie nach der Küste von Kleinasien hinüber.

— Dann habt ihr geraden Weg nach Jerusalem, sagte er.

Aber er sagte nicht, dass die Seldschucken auf dem andern Ufer lagen.

Der Rest wurde also von den losen Scharen bei Nicaea niedergemacht, derselben Stadt, in welcher in den ersten Tagen des Christentums so viele verhängnisvolle Wortkämpfe geführt waren.

Aber der Eremit kam mit dem Leben davon und kehrte nach Konstantinopel zurück, wo er auf das grosse Kreuzfahrerheer wartete.

Und er wartete ein Jahr, ebenso siegesgewiss und unerschrocken wie je vorher.

In der kleinen Stadt Tiberias am See Genezareth sass der alte Jude Eleazar mit seiner Familie bereit, Passah oder die Auswanderung aus Egypten zu feiern. Es war der zehnte Tag im Monat Nisan des Jahres 1098. Der See lag klar und seine Ufer grünten, die Oleander blühten, die Lilien waren aufgegangen in der lieblichen Zeit, da „der Boden sich freut".

Der Abend war da, alle Mitglieder der Familie waren wie zur Reise gekleidet, die Füsse beschuht und den Stab in der Hand. Sie standen um den gedeckten Tisch, auf dem das gebratene Lamm in der mit dem bittern Lattich bekränzten Schüssel dampfte. Der Wein füllte den von den Vätern ererbten Becher, und das weisse, ungesäuerte Brot lag auf einer Schüssel daneben.

Nachdem der Hausvater seine Hände gewaschen, segnete er die Gaben Gottes und trank vom Wein, dankte und lud die andern zum trinken ein.

Darauf nahm er von dem bittern Kraut und ass, und gab den andern zu essen. Dann las er aus den Büchern Mose über die Bedeutung des Festes vor.

Jetzt wurde der zweite Becher Wein eingeschenkt, und der jüngste Sohn des Hauses trat vor.

— Was bedeutet dieser euer Dienst, fragte er nach heiligem Brauch.

Der Vater antwortete:

— Der Herr hat mit starker Hand uns aus Egypten geführt, aus der Knechtschaft.

Und darauf, als er aus dem zweiten Becher trank:

— Lobe den Herrn meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat.

Darauf sangen alle Davids einhundertfünfzehnten Psalm:

> Nicht uns, Herr, nicht uns,
> Sondern deinem Namen gib Ehre
> Um deine Gnade und Wahrheit!
> Warum sollen die Heiden sagen:
> Wo ist nun ihr Gott?

Jetzt wurden die ungesäuerten Brote und das gebratene Lamm gesegnet, und man setzte sich nieder, um zu essen, mit vergnügtem Sinn und unter unschuldigem Gespräch.

Und der alte Eleazar sprach von vergangenen Tagen und den Zeiten, wie sie jetzt waren.

— Der Mensch, vom Weib geboren, lebt eine kurze Zeit und ist voller Unruhe; wächst auf wie eine Blume und fällt ab; flieht dahin wie ein Schatten und bleibt nicht. Ein Fremdling und ein Gast ist er auf Erden, und darum soll er immer reisefertig sein, wie wir diesen heiligen Abend . . .

Der älteste Sohn Jakob, der nach einer Reise zum Abend heimgekommen war, schien von etwas sprechen zu wollen, wagte es aber nicht, bevor nicht der vierte und letzte Becher getrunken war.

— Aber, meine Kinder, fuhr Eleazar fort, nicht Israel allein ist unstet und flüchtig auf der Erde, sondern alle Völker sind auf der Wanderung begriffen; aber der Unterschied zwischen ihnen und uns ist der, dass ihre Götter sterblich sind, während Israels Gott lebt. Wo ist Zeus, der Gott der Hellenen, wo ist der Jupiter der Römer, wo ist der Egypter Isis, Osiris und Ptha? Wo ist der Wuotan der Germanen, der Teutates der Gallier? Alle sind sie tot, aber Israels Gott lebt; er kann nicht sterben! Wir sitzen ja in unsrer Väter Land, in Kanaan, wenn auch Zion nicht mehr unser ist, und wir dürfen

nicht vergessen, was der Herr uns Gutes gegeben hat.

Der letzte Becher wurde getrunken, und nach einem neuen Lobgesang war die Feier zu Ende.

— Nun, Jakob, sagte Eleazar da, du bist redelustig, kommst von einer Reise, wenn auch etwas spät, und hast etwas Neues zu erzählen — still, ich höre Schritte im Garten!

Alle eilten an die Fenster, denn es waren unruhige Zeiten; da aber niemand draussen zu sehen war, setzte man sich wieder zu Tisch.

— Sprich, Jakob, fing Eleazar wieder an.

— Ich komme von Antiochia, wo die Kreuzfahrer vom Emir aus Mosul, Kerboga, eingeschlossen sind. Der Hunger hat gerast, und von dreihunderttausend Gojim sind nur noch zwanzigtausend übrig.

— Was hatten sie hier zu tun?

— Jetzt erzählt man auf den Landstrassen von einer neuen Schlacht, welche die Gojim gewonnen haben; und gleichzeitig hält man für gewiss, dass die Kreuzfahrer direkt nach Jerusalem ziehen.

— Hierher kommen sie wohl nicht!

— Sie finden den Weg nicht, aber es gibt Verräter.

— Es bleibt sich gleich: Moslim oder Christen; aber Moslim könnten unsere Freunde sein, weil sie von Abrahams Samen sind. „Gott ist einer!“ Wäre der Prophet dabei geblieben, so stände nichts zwischen uns, aber er fiel durch seinen Hochmut und vermengte seinen Namen mit dem des Ewigen! „Muhamed ist sein Prophet!“ Mag sein, aber man sagt das nicht im selben Atemzug, mit dem man Gott nennt! Die Christen nennen ihn den Betrüger, aber das war er wohl nicht!

— Die Christen könnten eher . . .

— Die Christen sind irregeleitet und ihre Lehre ist

eine Torheit. Sie glauben, der Messias sei gekommen, obwohl die Welt wie eine Hölle ist, und die Menschen Satanen gleichen! Und immer schlimmer wird es . . .

Da wurde die Tür aufgerissen, und auf der Schwelle erschien ein kleiner Mann, wie ein Skelett abgemagert, mit brennenden Augen. Er war mit Lumpen bekleidet, trug ein Kreuz in der Hand, und ein rotes, kreuzähnliches Zeichen auf der Achsel.

— Seid ihr Christenmenschen? fragte er, da ihr aus dem Kelch trinket und vom Brot esset, wie unser Herr Jesus Christus in der Nacht, da er verraten ward?

— Nein, antwortete Eleazar, wir sind von Israels Haus.

— Dann habt ihr euch selbst zur Verdammnis gegessen und getrunken, und zur Zauberei habt ihr das heilige Sakrament missbraucht! Hinaus, an den See hinunter und lasst euch taufen, sonst werdet ihr des Todes sterben!

Da wandte sich Eleazar zu dem Eremiten und rief:

— Nein, ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen, wie wir diesen heiligen Abend getan haben nach dem Gesetz unserer Väter. Wir leiden um unsrer Sünden willen, das ist wahr; aber du gottloser verfluchter Mensch, sei nicht stolz auf deine Gewalt, denn du bist noch nicht dem Gericht des allmächtigen Gottes entgangen. Und ich will mein Leben verlieren und mein Blut vergiessen für das Gesetz meiner Väter: du aber wirst nach Gottes Gericht so bestraft werden, wie du es mit deinem Hochmut verdient hast.

Der Eremit war zu seinen Leuten hinausgegangen; die Fensterladen wurden geschlossen und die Tür ebenfalls.

— Feuer ans Haus! schrie man draussen.

— Lasst uns Gott segnen und sterben! sagte Eleazar, und niemand zögerte.

Alle fielen auf die Knie; Eleazar aber sprach weiter:

— Ich weiss, dass mein Erlöser lebt, und er wird als der letzte den Staub überleben. Und frei von meiner Haut und meinem Fleisch werde ich Gott schauen. Ihn werde ich schauen und sehen mit eignen Augen; danach verlangt mein Herz und meine Seele.

Die Mutter hatte den jüngsten Sohn in ihre Arme genommen, als wolle sie ihn schützen gegen das Feuer, das jetzt die Wände angriff.

Da stimmte Eleazar den Gesang der drei Männer im feurigen Ofen an; und als sie zu den Versen kamen:

> Danket dem Herrn,
> Denn er ist freundlich
> Und seine Güte währet ewiglich . . .

wurden ihre Stimmen erstickt, und wie die Makkabäer beschlossen sie ihre Tage.

Am 16. Juli 1099 hielt Peter, der Eremit, seinen Einzug in Jerusalem, durch dasselbe Jaffator, vor dem er als Bettler gesessen hatte.

Als Gottfried von Bouillon König wurde, ward Peter zum Statthalter von Jerusalem ernannt.

Nachdem er aber seinen Traum erfüllt gesehen, zog er wieder heim in sein Land und setzte sich ins Kloster Neufmoustier bei Lüttich, und dort blieb er, bis er starb.

Das Königreich Jerusalem nahm bald ein Ende, und nachher sassen die Muhamedaner wieder dort, und sitzen noch da.

Das Bemerkenswerte bei diesen Räuberzügen war, dass sie von den Normannen ausgingen, und dass sie den Wikingerzügen zum Verwechseln ähnlich waren.

Über die indirekten Folgen der Kreuzzüge werden noch heute Abiturientenaufsätze geschrieben, die alle mit der Moral zu schliessen pflegen: Nichts Böses, das nicht etwas Gutes mit sich bringt.

Voltaire und Hume halten dagegen die Kreuzzüge nur für Aufzüge von Verrückten.

Es ist schwer, ein Urteil zu fällen.



LAOKOON



Auf dem esquilinischen Hügel in Rom ging eines Tages im Frühling 1506 Signore de Fredis in seinem Weinberg spazieren. Die Arbeiter hatten am Tag vorher eine Grube gegraben, um Wasser zu suchen, aber keines gefunden. Herr de Fredis blieb dabei stehen und fragte sich, ob es nicht schade sei um die aufgeworfene Erde, und ob man sie nicht im Weinberg verwenden könne. Er stocherte mit seinem Stock unten in der Grube herum, um zu fühlen, wie tief die Humuserde sei. Der Stock drang ohne jeden Widerstand hindurch und fuhr bis an die Krücke in die Erde.

— Hier muss sich ein Keller unter dem Boden befinden, sagte er sich; dachte erst die Arbeiter zu rufen; da es aber netter war, die Entdeckung selber zu machen, nahm er eine Hacke und einen Spaten und begann die Arbeit.

Zur Mittagszeit war das Loch so gross, dass er hineinkriechen konnte; da es aber kohlschwarz drinnen war, ging er erst, um eine Laterne zu holen.

Mit dem Licht kroch er in die Erde hinunter und kam in einen gewölbten Saal. Er ging durch fünf Säle hindurch und fand keine Schätze, aber im sechsten bot sich ihm ein Anblick, der ihn erschauern liess.

Zwei Riesenschlangen hatten sich um einen bärtigen Mann von heldischer Gestalt und seine beiden Knaben geschlungen; die eine Schlange hatte den Mann bereits in die rechte Seite gebissen, und die andere biss den einen Knaben in die linke.

Aber die Erscheinung hatte feste Formen und be-

stand aus penthelischem Marmor, mochte also ebenso viel Wert besitzen wie ein Schatz.

Herr de Fredis ging sofort zum Stadtpräfekten, der ihm mit dem Aedil und einigen gelehrten Männern folgte.

Das Kunstwerk wurde ans Licht gebracht, studiert und erwies sich als der trojanische Priester Laokoon, dem Apollo zwei Schlangen auf den Hals schickte, weil er seine Landsleute vor dem gefährlichen griechischen Geschenk des trojanischen Pferdes, das ja Krieger barg, gewarnt hatte.

Das war ja keine erbauliche Geschichte, und auch keine trostreiche, da sie das undankbare Los des Propheten in dieser Welt illustrierte. Daran dachte man aber nicht, sondern das Kunstwerk wurde von den Römern als ein Zeichen der Auferstehung begrüsst, ein Andenken an die Grossmachtzeit und als eine Verheissung besserer Zeiten.

Papst Julius der Zweite kaufte den Laokoon für den Vatikan, nachdem Michelangelo erklärt hatte, es sei das grösste Kunstwerk der Welt, und Herr de Fredis wurde mit einer Pension auf Lebenszeit bezahlt.

Die Ausgrabung und das Putzen nahm allerdings einige Jahre in Anspruch. Als aber schliesslich das Kunstwerk soweit war, wurde es mit Blumen geschmückt und in einer Prozession durch die Strassen Roms geführt, während alle Kirchenglocken eine ganze Stunde läuteten.

Als der Zug auf die Via Flaminia zog, kam gerade vom nördlichen Stadttor ein Augustinermönch daher gewandert. Und vorm Triumphbogen des Hadrian stiess er auf die Volksmasse, die ihren geliebten Laokoon trug.

Der Mönch verstand nicht gleich; er fand allerdings, dass die Statue einem Märtyrer glich, konnte

sich aber nicht an einen erinnern, der in der Schlangengrube gestorben war. Er wandte sich darum an einen Bürger und fragte auf Latein:

— Welcher von den heiligen Blutzeugen der Kirche ist das?

Der Bürger lachte wie über einen guten Scherz, glaubte aber nicht antworten zu brauchen.

Jetzt kam die Menge, die vom trojanischen Pferd sang und Biester auf Priester reimte. Dass es ein Priester war, den die Schlangen fassten, schien das Hauptvergnügen für den ungläubigen und die Priester hassenden Haufen zu bilden.

Der Augustiner dachte an seinen Virgil, als er das Wort Troja hörte, und als die Statue näher kam, konnte er den Namen Laokoon lesen, des wohlbekannten Apollopriesters.

— Läuten die Glocken für den? fragte er seinen Bürger wieder.

Der bejahte es mit einem Nicken.

— Sind die Menschen verrückt? fragte er von neuem; und jetzt erhielt er Antwort:

— Nein, sie sind klug, aber du bist etwas dumm, wahrscheinlich aus Deutschland.

Der Mönch hatte am Morgen dieses Tages bei Sonnenaufgang die heilige Stadt erblickt, und war auf der Landstrasse auf die Knie gefallen, um Gott für die grosse Gnade zu danken, dass er schliesslich den gesegneten Boden der Apostel und Märtyerer betreten durfte. Jetzt aber wurde ihm beklommen, denn er verstand nichts von diesem heidnischen Aufzug, und durch die Strassen der Stadt wandernd, suchte er nach der Scala Santa im Süden zu kommen, wo alle Pilger zuerst ihre Andacht hielten, wenn sie nach Rom kamen.

Hier auf dem Platz, neben dem Lateran, hatte Konstantins Gattin Helena die Treppe zum Palast

des Pilatus aus Jerusalem aufstellen lassen, und es war Sitte, sie nur mit den Knien, nicht mit den Füssen zu betreten.

Der Augustiner näherte sich dem heiligen Ort mit all der Ehrfurcht, die sein frommer Sinn ihm einflösste, und er erwartete in diese Ekstase zu kommen, die er vor andern Heiligtümern und Reliquien empfunden hatte, denn der Erlöser selbst hatte ja diese Marmorstufen mit schweren Schritten betreten, als er zur Verurteilung ging.

Sein Erstaunen war also gross, als er dort Strassenjungen mit Knöpfen und Steinchen spielen sah, und er konnte sich kaum beherrschen, als junge Priester angelaufen kamen und mit wenigen Sprüngen die achtundzwanzig Treppenstufen nahmen.

Er verrichtete seine Andacht auf die übliche Art, aber ohne in die Ekstase zu kommen, die er erwartet hatte.

Darauf ging er in die Laterankirche hinein und hörte eine Messe. Er hatte sich eine Kathedrale in dem echten gotischen Stil vorgestellt, etwa wie den Dom in Cöln, fand aber nur eine Basilika oder eine römische Halle, wo man früher in der heidnischen Zeit feilgehalten und gekauft hatte, und sie sah recht weltlich aus.

Am Hochaltar standen zwei Priester vor der Epistel und vorm Evangelium, aber sie lasen weder noch sangen sie; sie schwatzten nur miteinander und taten nur so, als wendeten sie die Blätter; zu weilen lachten sie, und dann gingen sie ihres Weges ohne Segen oder Kreuzeszeichen.

— Ist dies die heilige Stadt, fragte er sich und ging wieder auf die Strassen hinaus.

Sein Geschäft war, den Generalvikar der Augustiner in einer Angelegenheit des Klosters aufzusuchen, aber er wollte sich erst umsehen.

Und wie er ging, kam er zu einer kleinen Kirche an der äusseren Mauer. Auf dem Platz davor hielt ein Festzug mit einem Bacchus, der auf einer Tonne ritt, einer Schar Nymphen, die mehr als halbnackt auf Pferden sassen, und dahinter Satyrn, Faune, Apollo, Merkur, Venus.

Der Mönch eilte in die Kirche, um dem Greuel zu entkommen. In dem heiligen Haus aber stiess er auf eine neue Posse. Vorm Altar stand ein Esel, der ein offenes Buch vor sich hatte; unter dem Esel sass ein Priester und las die Messe. Statt Amen zu antworten, schrie die Gemeinde das wohlbekannte iah, iah, iah, iah des Esels. Und alle Leute lachten.

Das war das klassische Eselfest, das im vergangenen Jahrhundert verboten worden, jetzt aber während des Karnevals wieder aufgenommen war.

Der Mönch verstand nicht, wie er daran war; glaubte, er sei in der Hölle der Heiden. Schlimmer aber wurde es, als ein verkleideter Priester, Bacchus selbst, mit Weinsatz im Gesicht, die Kanzel betrat und einen Sermon begann, der aus Boccaccios Dekameron stammte und so unanständig war, dass die Frauen ihr Gesicht in den Händen verbargen. Mit einer geschickten Wendung im Vortrag ging der Bacchus-Priester zu einer Legende von Sankt Petrus über. Es fing schön wie eine Legende an, aber gleich darauf kam Petrus in einen Krug und prellte den Wirt um die Zeche.

Der Mönch hatte alle Qualen der Hölle gelitten, und dem Priester den Rücken kehrend, liess er seine Blicke einen Pfeiler hinauf laufen, als wolle er zum Himmel klettern und um Befreiung bitten. Die Blicke blieben beim Laubwerk des Kapitäls haften, aber im Laub kroch etwas, das einer Schlange glich.

Der Mönch stürzte aus der Kirche; er hatte

gesehen und verstanden, wie ein Teufel von Bildhauer aus dem syrischen Baalkult ein Phallosattribut eingeschmuggelt; ob der Pfeiler nun aus einem heidnischen Tempel stammte, oder der Bildhauer sich an dieser Mystifikation ergötzt hatte.

Er floh Strasse auf, Strasse ab, bis er das Kloster der Augustiner erreichte, das er suchte.

Er läutete und wurde eingelassen. Sofort ins Refektorium geführt, wo der Prior an einem gedeckten Tisch präsidierte, umgeben von Priestern, die im Kloster zu Gast waren, um während der Fastenzeit zu beichten und das Abendmahl zu nehmen.

Da standen Fasanen mit Trüffeln und hartgekochte Eier, Lachse und Austern, Aale und Wildschweinsköpfe, vor allem aber Wein, in Kannen und Gläsern.

— Setz dich, Mönchlein, grüsste der Prior. Du hast einen Brief, gut, leg ihn unter das Tischtuch: iss, trink und sei fröhlich, denn morgen sollen wir sterben!

Der Augustiner setzte sich, aber es war Freitag, und er konnte es nicht über sich gewinnen, an diesem Tage Fleisch zu essen. Es schmerzte ihn auch zu sehen, wie hier gesündigt wurde; doch es waren seine Vorgesetzten, und die Regel verbot ihm, einen Pripositus zu korrigieren.

Der Prior, der gerade mit einem besonderen Gast gesprochen hatte, fuhr in seinem Wortschwall fort, obgleich Gespräche verboten waren:

— Ja, ehrenwerter Freund, so weit sind wir jetzt hier in Rom gekommen. Dies ist Christi Reich, wie es in der heiligen Nacht verkündet wurde: Ein Hirt, ein Schafstall! Der heilige Vater herrscht über das ganze Römische Reich, wie es unter Caesar und Augustus war. Aber merk wohl auf, diese Herrschaft

ist eine geistige, und alle diese weltlichen Fürsten liegen dem Statthalter Christi zu Füssen! Das ist die grösste Epoche, die je gewesen ist. Ein Schafstall und ein Hirte! — Bibamus!

Auf der kleinen Kanzel, von der sonst ein Lektor aus heiligen Büchern vorzulesen pflegte, während die Mahlzeit vor sich ging, sassen einige Musikanten mit Flöten und Lauten. Die spielten nun eine Fanfare, und die Becher wurden geleert.

— Nun, fuhr der Prior fort, was Neues in der Welt, Ihr weither kommender Wanderer?

— Neues unter der Sonne? Ja, antwortete ein etwas angeheiterter Prälat; Christoph Columbus ist gestorben und in Valladolid begraben. Starb im Elend, wie zu erwarten war!

— Hochmut kommt vor dem Fall! Er war nicht zufrieden mit der Ehre, sondern wollte Vizekönig werden und auch Steuern erheben!

— Jawohl, aber er ist jedenfalls nach Indien gekommen; nach Ostindien, indem er nach Westen segelte! Kann man nicht verrückt werden, wenn man das zu denken sucht. Nach Westen segeln, um nach Osten zu kommen!

— Es ist alles etwas verrückt, aber das Schlimmste ist, dass er die verfluchte Krankheit lues (hier flüsterte er) hierher gebracht hat; sie hat bereits den Kardinal Johann von Medicis ergriffen; ihr wisst, der soll der Nachfolger des Papstes werden . . .

— Was den Heiligen Vater angeht, unsern grossen Julius II., so ist das ein gewaltiger Kämpfer des Herrn, und jetzt hat die Welt gesehen, wie dieses Basiliskenei Gallien ausgebrütet ist. Denkt euch, die wollen nun auch kommen und unser Italien teilen. Als ob wir nicht genug von den Deutschen hätten!

— Die Franzosen in Neapel! Was zum Teufel haben wir mit denen zu tun!

Jetzt fand sich der Prior veranlasst, auf seinen Gast, den Augustiner, aufmerksam zu werden:

— Iss, Mönchlein! sagte er. Wer schwach ist, der esse Kräuter, und alles Fleisch ist Heu, ergo...

— Ich esse nie Fleisch am Freitag, dem Marter- und Todestag unsers Herrn Jesu Christi!

— Da tust du unrecht! Aber du musst nicht so laut sprechen, verstehst du, denn wenn du sündigst, musst du in deine Kammer gehen und dein Maul halten! Übe dich jetzt in Gehorsam und Schweigen, den ersten Tugenden unseres Ordens.

Der Augustiner wurde erst rot, dann ganz bleich, und die Wangen, die vorher mager waren, klebten wie feuchte Felle an den Backenknochen. Aber er schwieg, nachdem er einen Löffel Salz in den Mund genommen, um seine Zunge zu züchtigen.

— Das ist ein Makkabäer! flüsterte der Prälat.

— Die Klosterzucht ist im Verfall, fuhr der scherzhafte Prior fort; die jungen Mönche gehorchen ihren Vorgesetzten nicht mehr, aber hier soll reformiert werden! Trink, Mönch, und tu mir Bescheid!

— Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen! antwortete der Mönch.

Eine Verstimmung entstand, und der Prälat, der abends kommunieren musste, weigerte sich, mehr zu trinken.

Das verletzte aber den Prior, der den Vorwurf auf sich bezog.

— Du bist vom Lande, mein Freund, und kennst nicht die Zeit und den Zeitgeist. Du sollst eine licentia von mir bekommen — kostet natürlich ein Stück Geld — dann ist der Tag nicht entehrt. Übrigens — panis es et esto! Hier hast du Wein und Brot — mit Butter darauf! Neuen Wein, Ganymedes! Das ist mein Knabe, ich liebe jetzt Knaben . . .

— Aber hör mal, hör mal! warnte der Prälat.

— Beichte du jetzt mir, dann gleicht es sich aus. Wie gehts deiner alten Johanna, oder hast du eine neue?

Der Augustiner erhob sich, um zu gehen; da aber erwachte der Prior zur Besinnung.

— Wie hiessest du doch, Mönch?

Mein Name ist Martin, Magister der Philosophie aus Wittenberg.

— Ja, ja, ich danke! Aber geh noch nicht, gib mir deinen Brief!

Der Mönch überreichte den Brief, den der Prior öffnete und durchsah:

— Der Kurfürst von Sachsen! — Herr Magister Martinus Lutherus, geht, wenn ihr wollt, auf Euer Gastzimmer. Ruhet Euch dort aus bis zum Abend, dann gehen wir zusammen in die Gesellschaft bei Chigi; dort treffen wir feine Leute, wie den Kardinal Johann von Medicis; grosse Männer, wie Rafael und den Erzengel Michael selbst. Kennt Ihr Michel Angelo, der die neue Peterskirche baut und die Sixtinische Kapelle ausmalt? Nein, dann werdet Ihr ihn kennen lernen! Vale, frater, und schlaft gut!

Der Magister Martin Luther ging zu Tode betrübt, aber doch entschlossen, mehr von dem Elend zu sehen, um sich nicht in seinem Urteil zu übereilen.

Jetzt wurden Kartenspiele vorgenommen und der Prior mischte.

— Das ist ein unangenehmer Mensch, den der Kurfürst uns geschickt hat. So ein Heuchler, der nicht Wein trinkt und sich vor einem Fasan bekreuzt!

— Etwas Verhängnisvolles war an dem Mann!

— Er sah beinahe aus wie das trojanische Pferd, und was er im Bauch trägt, weiss Beelzebub!

Als Luther in seine einsame Zelle kam, weinte er des jungen Mannes grenzenlosen Kummer aus, dass die Wirklichkeit so ganz anders ist als seine Vorstellungen, und dass alles, was er schätzen gelernt, nur verächtlich und niedrig ist.

Er konnte aber nicht lange allein sein, denn es klopfte an die Tür, und herein trat ein junger Augustiner der ihn mit einer vertraulichen Miene einlud, mit ihm Bekanntschaft zu machen.

— Bruder Martin, du musst nicht einsam sein, sondern du musst dein Herz teilnehmenden Freunden öffnen.

Er ergriff Martins Hände.

— Sag mir, fuhr er fort, was dich bedrückt, und ich werde antworten.

Luther betrachtete den jungen Mönch, und er sah wohl, dass es ein schwarzer Welscher mit flimmernden Augen war; er war aber so lange einsam gewesen, dass das Bedürfnis des Sprechens siegte.

— Was, glaubst du, würde der Herr Christus sagen, wenn es jetzt auferstände und in die heilige Stadt einträte?

— Er würde sich freuen, dass sich seine Kirche, seine dreihundertfünfundsechzig Kirchen, auf den Grundmauern der heidnischen Tempel erheben! Du weisst, seit Karl der Grosse Pfeiler und Marmor bis nach Aachen schleppte, um die Domkirche zu bauen, sind unsere Päpste ebenso zuwege gegangen, und die Heiden und ihre Häuser wurden buchstäblich dem Herrn Christus zu Füssen gelegt. Das ist ja

gross und erfreulich. Ecclesia triumphans! Würde sich Christus nicht darüber freuen? Wie schön hat nicht Innocenz III. die Idee der siegreichen Kirche formuliert, wie Plato es nennen würde. Du kennst Plato — ja, der Papst hat eben für eine Handschrift des Timaios fünftausend Dukaten bezahlt! Innocenz sagt: „Sankt Peters Nachfolger hat von Gott den Auftrag erhalten, nicht nur die Kirche zu lenken, sondern die ganze Welt. Wie Gott an den Himmel zwei grosse Lichter gesetzt hat, hat er auch auf Erden zwei grosse Mächte aufgerichtet, nämlich die Papstmacht, welche die höhere ist, weil die Pflege der Seelen ihr auferlegt ist, und die Königsmacht, welche die niedrigere ist, und der nur die Körper der Menschen anvertraut sind.“ Hast du etwas dagegen einzuwenden, Bruder, so sag es!

— Nein, nicht dagegen, sondern gegen — alles, alles was ich gesehen und gehört habe.

— Zum Beispiel! Meinst du Essen und Trinken?

— Ja, das auch.

— Wie kleinlich du bist! Ich spreche von den höchsten Dingen und du antwortest mit Essen und Trinken. Pfui, Martin, du bist ein Fresser und ein Malztürke! Aber accipio! Unser Herr Christus liess seine Schüler am Sabbath Ähren lesen; das war gegen das Gesetz Mose und wurde von den Pharisäern missbilligt. Du bist ein Pharisäer. Aber jetzt will ich dich auch an das erinnern, was der Apostel Paulus an die Römer schreibt — gerade die Römer, zu denen wir uns rechnen; vielleicht hast du als deutscher Untertan nicht das Recht es zu tun. — Also Paulus schreibt: „Seht ihr auf das Aussere?“

— Verzeiht, das ist der Korintherbrief.

— Oh! Du siehst also auf das Äussere! — Aber Paulus sagt weiter: „Alles ist mir erlaubt, aber nicht alles ist mir nützlich. Alles, was feil ist auf dem

Fleischmarkt, das esset, und forschet nichts, auf dass ihr das Gewissen verschonet. Denn die Erde ist des Herrn, und alles, was darinnen ist.“ Das sind klare Worte, und ihre Gesinnung würde ein Franzose large nennen. Du aber kommst wie ein Pharisäer her und willst Vorgesetzte wegen Lappereien strafen; und Menschensatzungen sind dir mehr als Gottes Gebot. Pfui, Martin, erinnere dich an deine eigenen Worte: Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen! Du hochmütiger Buchstabenknecht, du solltest Paulus lesen, du!

Luther war noch nicht so zuhause in den heiligen Schriften, denn im Kloster hatte er Corpus juris, Aristoteles, Virgil und Plauti Komödien studiert, und er war nach seinen schweren inneren Kämpfen etwas verzagt; darum blieb er die Antwort schuldig, während der Zorn in ihm kochte.

— Hast du noch eine Frage an mich? fing der Augustiner wieder an, mit einer gemachten Teilnahme, die Luther noch mehr reizte. Ich kann es verstehen, dass unsere Volkssitten dich als Fremdling verletzt haben. Jedes Land hat seine Sitten, und wir feiern unsern römischen Karneval damit, dass wir die toten Götter der alten Heiden lächerlich machen — wenn man sie Götter nennen kann! Ich vermute, dass ihr in Deutschland dasselbe tut, wenn auch auf eine plumpere Art! Darein musst du dich finden. Was das Eselsfest betrifft, so hatte das ursprünglich eine schöne Bedeutung, da das arme Tier mit dem Auftrag beehrt wurde, unsern Erlöser und seine Mutter ins Egyptenland zu tragen. Aber, wie du weisst, alles Grosse und Schöne muss ja vom Pöbel in den Staub gezogen werden. Können wir dafür? — Kann ich dir irgend einen Dienst leisten? Wünschest du etwas?

— Nichts! Aber ich danke dir! Danke!

Luther war wieder allein, und die Hölle des Zweifels war wieder losgelassen. Der Mann hatte ja von seinem Standpunkt aus recht gehabt, und er hatte seine Behauptungen mit Vernunftgründen und mit Paulus bekräftigt. Aber sein Gesichtspunkt war falsch; da lag es. Wie konnte man also seinen Gesichtspunkt ändern? Das konnte nur der Glaube durch die Gnade tun! Also nicht Menschenwerk!

Darauf begann sein grübelnder Geist, der in der Dialektik des Aristoteles erzogen war, den Gesichtspunkt des Widersachers zu untersuchen.

Ein barmherziger, liebreicher Gottvater konnte wohl über die Torheiten und Schwächen der Menschenkinder lächeln, warum sollten nicht auch wir es tun können? Warum sollten wir strenger sein? Solange wir hier im Fleisch wandern, müssen wir fleischlich gesinnt sein, was nicht hindert, dass der Geist das Seine bekommt.

Sagte Paulus nicht selbst: „So halten wir nun dafür, dass der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben."

Jawohl, aber waren diese Schlemmer und Knabenschänder wirklich gläubig? Der Prior hatte ja das Sakrament gelästert, für Geld dem Prälaten Beichte und Kommunion erlassen. Das waren heidnische Unwesen und satanische Greuel!

Allerdings, aber der Glaube war eine Gnadengabe, und wenn diese die Gnade nicht bekommen hatten, so waren sie unschuldig.

Doch es waren verstockte Sünder!

Darauf antwortete wiederum Paulus: „Der Herr nimmt auf, wen er will, und verstockt, wen er will. Hatte Gott sie verstockt, wie er Pharaos Herz verstockte, dann waren sie doch unschuldig; und waren sie ohne Schuld, warum wagten wir zu richten und zu verdammen?

Ein Mühlrad ging ihm im Kopf herum, und er schalt den Aristoteles, den Heiden, der ihn in seiner Jugend verführt und gelehrt hatte, über einfache Wahrheiten zu grübeln; und er fühlte, dass auch Paulus nicht helfen konnte, da er einmal so lehrte, einmal so!

Zermahlen warf er sich auf den Betschemel nieder und bat Gott, ihn aus dieser Welt von Lug, Trug und Ungewissheit fortzunehmen; man war ja in dieser Welt von Finsternis umgeben, ohne ein Licht anzünden zu können; man wurde ja in diesem Leben zum Kampf getrieben, ohne Waffen erhalten zu haben.

Und er betete und kämpfte bis zum Abend.

Da kam der Prior und holte ihn.

— Mein Sohn, sagte er, mein lieber Bruder; du musst mit der Religion nicht buhlen und sie nicht als Handwerk oder Laster üben. Du musst das Leben leben, es als Melodie nehmen, während die Religion wie eine leise Begleitung nebenher geht. Alltags Arbeit, Sonntags Ruhe und Fest! Wenn du aus dem Alltag einen Sabbath machst, so sündigst du! . . . Komm, jetzt werde ich dir Rom zeigen!

Martin folgte, aber widerwillig. Die Strassen waren erleuchtet, und die Menschen ergötzten sich an Tanz, Musik und Gaukelspiel.

— Du musst wissen, wohin wir gehen, sagte der Prior. Dieser Agostino Chigi ist ein Bankier, beinahe ebenso reich wie das Haus Fugger in Augsburg, und er besorgt die Geschäfte des Papstes. Daneben ist es ein Mäcen, der die schönen Künste aufmuntert; besonders beschützt er unseren Rafael, der eben in Chigis Villa grosse schöne Bilder gemalt hat, die wir jetzt besehen wollen.

Sie erreichten den Tiber, folgten dem rechten Ufer, gingen über eine Brücke und standen vor

einem Garten, der von Marmorpfeilern und einem vergoldeten Eisenstaket eingehegt war. Es war Abend, und der Garten war mit Laternen erleuchtet, die an den Zweigen der Orangenbäume hingen und die reifen Früchte so beschienen, dass sie wie Gold glänzten. Weisse Marmorstatuen waren zwischen den dunkelbelaubten Bäumen aufgestellt; Wasserkünste mit wohlriechendem Wasser spielten; in Gebüschen sah man Gruppen schöner Damen und ihrer Cicisbeos; ein Sänger sang in einem Gebüsch zur Laute, und in einem andern las ein Dichter seine Gedichte vor.

Aber mitten im Park lag die Villa, die der des Mäcenas in den Sabiner Bergen oder Ciceros Tuskulum glich, und sie war mit den Götterbildern der Heiden geschmückt. Die Türen standen offen und Musik klang heraus.

— Hier wird man dem Wirt nicht vorgestellt, denn er liebt die Freiheit, sagte der Prior; darum lasse ich dich jetzt allein, und du musst dir selbst Bekanntschaften suchen: Überraschungen sind ja immer angenehm!

Luther war allein, und unschlüssig ging er nach rechts, wo sich eine Flucht erleuchteter Zimmer zeigte. Gäste sassen in allen Zimmern, tranken und plauderten; niemand aber wurde auf den armen Mönch aufmerksam, der ungestört die Gespräche anhören konnte.

Im ersten Zimmer hatte sich eine Gruppe um einen Mann versammelt, der Exemplare eines gedrucken Buches verteilte, in dem man gierig blätterte:

— Hylacomylus? Ist das ein Pseudonym? fragte einer.

— Das ist ein Buchdrucker Waldseemüller in Saint-Dié.

— Cosmographiae Introduktio, eine Beschreibung der neuen Welt!

— Endlich wird man Bescheid erhalten über diese Fabeln des Columbus . . .

— Columbus fährt nicht mehr.

— Columbus ist zur — Hölle gefahren! Jetzt ist Amerigo Vespucci an der Reihe.

— Ein Florentiner, also ein Landsmann.

— Columbus war doch Genueser!

— Seht ihr, Rom beherrscht die Welt, die bekannte und die unbekannte! Urbs ist urbs! Und heute könnt ihr alle Völker der Welt beim Römer Chigi treffen. Ich habe sogar Türken, Mongolen, Dänen und Russen heute abend hier.

— Den Türken möchte ich sehen! Ich liebe die Türken, am meisten, weil sie das verfaulte Byzanz in die Luft gesprengt haben, das sich Ost-Rom zu nennen wagte! Jetzt gibt es nur ein Rom!

— Wisst ihr, dass unser heiliger Vater — wenn er Ansprüche erhebt, so heilig zu sein — mit Bajazet über Hilfe gegen Venedig unterhandelt.

— Ja, aber das ist zu teuflisch! Wir müssen doch wenigstens so tun, als seien wir Christenmenschen.

— So tun, ja; denn ein Christ bin ich nicht, und ihr auch nicht!

— Muss man eine Religion haben, so wäre es die Muhameds! Gott ist einer! Das ist die ganze Theologie. Ein Stück Matte zum Beten, das ist die ganze Liturgie . . .

— Ein Waschbecken gehört dazu . . .

— Und ein Harem . . .

— Köstlich ist es jedenfalls mit unserer Religion bestellt! Liest man ihre Geschichte, so ist es die Geschsichte vom Verfall des Christentums . . . und das ist immerzu verfallen, eintausendfünfhundert Jahre seit den Tagen der Apostel; bald muss es wirklich verfallen sein!

— Und liest man die Geschichte des Papsttums, so ist es auch dort nur Verfall!

— Nein, seid still, sagte ein fetter Kardinal; ihr könnt den Papststuhl wohl stehen lassen, bis ich mich habe darauf setzen können!

— Nach einem Borgia würde es uns gut kleiden, einen Medicis wie dich zu bekommen, und zwar einen Sohn von Lorenzo dem Prächtigen.

— Werden die Kardinäle nicht tanzen? fragte der, der Chigi selbst sein musste.

— Doch, aber nach dem Souper, im Pavillon, und hinter verschlossenen Türen, antwortete der Medicäer, und nachdem ich den roten Hut aufgehängt habe.

Luther hatte aus dem Zusammenhang so viel verstanden, dass er die Vertreter der höchsten Priesterschaft gesehen und gehört hatte, und dass der Fette Johannes von Medicis war, der Kandidat für den Papststuhl.

Er ging schnell durch mehrere Zimmer, in denen halbnackte Frauen berauscht auf den Knien ihrer Liebhaber lagen.

Schliesslich kam er in den grossen Festsaal. Dort standen Gruppen von allen Völkern der Welt, Gesandte und Pilger, die das Antlitz gegen die Decke erhoben hatten und die Gemälde bewunderten.

Luther folgte ihrem Beispiele, während er ihre Worte anhörte:

— Das ist ja, als sehe man den Himmel an; man muss sich auf den Rücken legen.

— Ich kenne nichts Schöneres als einen Sonnenaufgang und ein nacktes Weib.

— Seht ihr, Gott Vater sitzt selber dort und kost die kleine Psyche!

— Das mag noch hingehen, aber dort küsst er den Knaben Amor!

— Der göttliche Rafael!

— Welches Glück, dass Savonarola verbrannt ist, sonst hätte er auch diese Malereien verbrannt!

Beim Namen Savonarola erwachte der ernste Mönch aus dem Rausch der Sinne, in den ihn die schönen Malereien gebracht hatten, und er stürzte in die Nacht hinaus.

Savonarola, der letzte Märtyrer, der das Christentum zu retten versuchte und verbrannt wurde. Alle wurden verbrannt, die Christus dienen wollten. So wurde man aufgemuntert! Wie konnte man da verlangen, dass die Menschen glauben.

Sein Kummer aber war doppelt, denn dieser Maler, der den Namen eines Engels trug und wie ein Engel aussah, er malte Zeus und nackte Frauen! Nicht hielt, was etwas versprach, alles war Staub und Asche. Vanitas!

Aber dieses Heidentum, das aus der Erde stieg, was wollte es? Dante, der göttliche, hatte einen römischen heidnischen Poeten, Virgil, zum Begleiter durch die Hölle gewählt, und ein schönes Mädchen zur Gesellschafterin gen Himmel! Das war ja Torheit und Lästerung!

Das Ende der Welt nahte, denn der Antichrist war gekommen und sass mitten in Rom! Aber ein Antichrist hatte immer auf dem Papststuhl gesessen, der darum von Übel war; denn Paulus hatte gelehrt, dass in Christi Gemeinde wir alle Priester sein und ein Priestertum bilden sollen . . .

So erreichte er wieder seine Zelle, in deren Einsamkeit er sich und seinen Gott wiederfand.

Am folgenden Morgen ging er hinaus, um die Peterskirche aufzusuchen, und den Vatikan, der nach der Rückkehr der Päpste aus Avignon Residenz geworden war.

Da er die Stadt nicht kannte, geriet er aufs Forum. Dort waren viel Truppen zur Musterung versammelt, und auf einem grossen schwarzen Hengst sass ein alter Mann, der vom Kopf bis zur Zehe in Eisen gekleidet war. Vor ihm defilierte das Heer, und er schien der Feldherr zu sein.

— Er sieht wie ein Rabbiner aus, sagte ein Bürger, und er zählt jetzt wohl seine fünfundsechzig Jahre.

— Ich finde, er ist dem Propheten Muhamed ähnlich! Und er fing auch als Kaufmann an . . .

— Hat ja den Papststuhl gekauft . . .

— Das mag noch hingehen! Als er aber Karl VIII. mit den Franzosen nach Neapel rief, da war er ein Landesverräter. Jetzt geht er gegen Venedig, und führt die Truppen selbst . . .

— Und erwartet Hilfe vom Türken.

— Sie sollten mit dem Türken nicht spielen! Er steht bereits in Ungarn und zielt auf Wien!

— Wir haben die Kreuzzüge vergessen, und Duldsamkeit ist sehr schön . . .

— Ja, sie unternahmen ja schliesslich einen Kreuzzug gegen die christlichen Albigenser, während sie sich um die Gunst der Muhamedaner auf Sizilien bewarben . . .

— Die Welt ist ein Irrenhaus . . .

Das war also der Papst Julius II., der das Ungeheuer Alexander VI. Borgia bekämpft hatte, und jetzt als Heerführer gegen Venedig zog. Sein Reich war ganz deutlich von dieser Welt, und Luther verlor alle Lust, um eine Audienz nachzusuchen.

Er ging jetzt nach dem leoninischen Stadtteil hinunter, wo die neue Peterskirche gebaut werden sollte, auf dem Boden der niedergerissenen, die wiederum auf Neros Zirkus gefolgt war, in dem die ersten Märtyerer den Tod erlitten.

Er fand den Bauplatz von einem eisernen Zaun gesperrt; aber am Eingang standen zwei Dominikaner und ein Zivilist, der einem Kontoristen glich. Zwischen sich hatten sie einen grossen eisernen Kasten, und die Mönche schrien die Vergebung der Sünden für so und so viel aus. Alle die eintreten und sich den Bau ansehen wollten, warfen dem Kontoristen Geld zu, der es zählte und aufschrieb, denn er war vom Haus Fugger angestellt, das den Ablass in Entreprise genommen hatte.

Luther wollte sehen, und ohne zu überlegen, gab er einige Silberstücke hin. Als Quittung erhielt er ein Papier, auf dem die Formel für die Vergebung einiger kleiner Sünden stand.

Als er das Papier gelesen hatte, gab er es zurück und brach los:

— Vergebung der Sünden kaufe ich nicht, aber den Eintritt bezahle ich gern.

Er trat auf den Bauplatz, bemerkte aber jetzt, dass ihm der dunkeläugige Augustiner folgte:

— Bist du unzufrieden, Bruder, sagte der; meinst du, dass man Vergebung der Sünden kauft? Wer hat das gesagt? Weisst du nicht, dass das bürgerliche Gesetz Geldstrafe für Vergehen festsetzt? Warum soll das kirchliche Gesetz nicht dasselbe tun? Sag mir einen Grund? — Pfui wie du sprichst! —

Kauft? Du gibst Geld fort; dadurch beraubst du dich einiger Genüsse! Statt Wein und Weiber zu kaufen, schenkst du dieses Geld der Kirche. Gut! Damit hast du auf die Sünde verzichtet, mit der du dich sonst befleckt hättest . . .

— Wo lernt ihr solche Sprache?

— Wir lernen hier in den Schulen denken, siehst du, wir lesen Cicero und Aristoteles.

— Lest ihr auch die Bibel?

— Ja gewiss! Die Epistel liegt stets neben dem Evangelium auf dem Pult des Altars . . .

— Versteht ihr auch, was ihr lest?

— Jetzt bist du unhöflich, Martin, aber du bist auch hochmütig, und das musst du nicht sein. — Sieh dir jetzt die neue Kirche an. Das ist allerdings nur das Fundament, aber wir gehen hier in die Hütte zum Baumeister, dort können wir die Zeichnungen sehen.

In einem kleinen Pavillon waren die Zeichnungen aufgehängt und gegen ein neues Eintrittsgeld kamen sie hinein.

— Nun, was sagt mein kritischer Bruder?

— Das ist ja ein römisches Badehaus, antwortete Luther nach einem Blick. Caracalles Thermen, glaube ich! Ein Heidenhaus also!

— Ja, wenn man so will, aber alles ist heidnisch, wenn auch getauft. Die Heiden waren nicht so dumm . . .

— Ich will nicht mehr sehen!

— Doch, du musst zwei grosse Männer dort im Bau sehen, ehe du gehst! — Der grosse Mann mit dem Mosesbart, das ist Michel Angelo, und jener schmale Jüngling mit dem langen Hals und den weiblichen Zügen, das ist Rafael . . .

— Ist das Rafael?

— Ja, er sieht wie ein Engel aus, aber es ist

nicht so gefährlich. Er ist ein sehr guter Mensch; man denkt ihn zu verheiraten . . . aber er reflektiert nicht darauf, denn er strebt nach einem Kordinalshut, den man ihm versprochen hat . . .

— Kardinalshut . . .

— Ja, sein Sinn geht aufs Geistige, wenn er auch weltliche Dinge malt . . .

— Ich erinnere mich, aber ich wills vergessen.

— Hör mal, Martin! fiel da der Augustiner mit einer verunglimpfenden Vertraulichkeit ein; wenn du einmal von hier fort gehst, wenn du nach Haus kommst, so vergiss nicht, die Zunge im Zaum zu halten! Denke an das, was ich dir sage: Du hast Augen und Ohren, die dir folgen, wohin du gehst und wo dus nicht glaubst!

— Wenn der Herr mit mir ist, was können die Menschen mir tun?

— Bist du sicher, dass der Herr mit dir ist? Kennst du seine Wege und seinen Willen? Du allein? Kannst du seine Meinung verdolmetschen, wenn er spricht?

— Ja, das kann ich! Denn ich höre seine Stimme in meinem Gewissen! Und geh jetzt von mir, Satan, oder ich bete, dass der Blitz des Himmels dich trifft! — Ich kam hierher als ein gläubiges Kind, aber ich gehe fort als ein gläubiger Mann, denn deine Zweifel haben nur meine stillen Antworten hervorgerufen, die du nicht gehört hast, die du aber einmal hören wirst! Savonarola habt ihr getötet, aber ich bin jung, ich bin stark, und ich werde leben! Merk dir das!

Luthers Aufenthalt in Rom dauerte nicht lange. Aber er benutzte die Zeit, um hebräisch zu lernen, und besuchte die Vorlesungen des Juden Elia Levi Ben Ascher genannt Bachur oder Elias Levita.

Dort traf er den Beschützer des Juden, den Kardinal Viterbo, und viele andere Berühmtheiten, denn die morgenländischen Sprachen waren damals in Mode, nachdem die Türken sich in Konstantinopel festgesetzt hatten.

Und Luther genoss die Freundschaft des alten Juden, denn Elias war der einzige „Christenmensch", den er in Rom fand. Schade nur, dass er unter dem Gesetz lebte und nicht das Evangelium kannte, aber er verstand es nicht besser.





DAS WERKZEUG



Im Jahre 1483, in demselben Jahr, in dem Luther geboren wurde, sass Doktor Coctier zu Paris in seinem Laboratorium und philosophierte mit einem durchreisenden Adepten.

Das Laboratorium lag im selben Gebäude wie sein Observatorium, im Stadtteil Marais, ungefähr dort, wo heute die Place des Vosges oder die Place Royale liegt; also in derselben Gegend wie die Bastille, das prachtvolle Hotel de Saint-Pol und das glänzende Des Tournelles, die Residenz der Könige, ehe das Louvre fertig wurde.

Hier hatte Ludwig XI. seinen Leibarzt, Kanzler und Doktor aller Wissenschaften, Coctier, ein Haus geschenkt, das in einem Parklabyrinth mit Namen Jardin Daedalus lag.

Der Doktor sprach und der Adept hörte zu:

— Ja, bereits Platon nennt in seinem Timaios das Gold einen der dichtesten und feinsten Stoffe, der durch den Stein sickert. Und das Gold hat einen Schössling, der ist schwarz und ist das Eisen. Aber ein Körper, der dem Gold näher steht, ist das Kupfer, das einen kleinen und feinen Bestandteil von grüner Erde hat und aus glänzenden erstarrten Flüssigkeiten zusammengesetzt ist. Nun frage ich: warum kann man Kupfer nicht von seiner grünen Erde befreien und zu Gold veredeln?

— Doch, antwortete der Adept, das kann man, wenn man Atramentum oder Lapis Philosophorum benutzt.

— Was ist das?

— Atramentarius lapis ist Eisenvitriol . . .

— Ventre-saint-gris, da ist Platons Eisen! Jetzt klärt es sich! Wer hat euch das gelehrt?

— Das habe ich gelernt von dem grössten lebendigen Magier im Wittenbergschen. Er heisst Doktor Faustus und hat in Krakau Magie studiert.

— Er existiert also! Erzählt! Erzählt!

— Dieser Mann hat nach aller Zeugnis Wunder Christi gewirkt; er hat es übernommen, die verlorenen Komödien des Plautus und Terenz wiederherzustellen; sein Geist kann die Flügel des Adlers nehmen und durchforschen, was oben ist und was unten ist.

— Hat er auch das Lebenselixier gefunden?

— Ja, seit das Gold aufgelöst werden kann . . .

— Kann man das Gold auflösen, so hat es Bestandteile! Nennt sie!

— Das Gold löst sich mit Leichtigkeit in Vitriolöl, Ammoniaksalz und Salpeter.

— Was muss ich hören?

Der Doktor sprang auf; der Ofen hatte das Zimmer erwärmt, und ihn peinigte die Hitze.

— Gehen wir ein wenig spazieren! sagte er. Aber erst muss ich aufschreiben, denn wenn ich mich an etwas Wichtiges erinnern will, so mischt der Teufel die Karten in meinem Kopf. — Also: Vitriolöl, Ammoniaksalz und Salpeter!

Der Adept, der den Namen Balthasar trug, merkte jetzt erst, dass er seine Wissenschaft ohne Quittung, und ohne etwas dafür zu bekommen, hergegeben hatte, und da er nicht von der uneigennützigen Sorte war, warf er sein Netz aus:

— Wie steht es jetzt mit unserem gnädigen König?

Damit hatte er sein Geheimnis und sein Anliegen gesagt, und Meister Coctier erwachte:

— Ach so, du spekulierst auf den König mit deinem Lebenselixier! sagte der Doktor mit geschlossenen Lippen. Und dann laut:

— Ja, es geht ihm ganz gut!

— So? Ich habe etwas anderes gehört!

— Dann hat man gelogen.

Jetzt wurde es still, und die beiden Männer suchten die Gedanken des andern zu hören. Es war so furchtbar still, dass sie den Hass keimen fühlten, und sie kämpften bereits auf Leben und Tod.

Meister Coctier dachte so: Du kommst mit dem Elixier, um das Leben dieses Unmenschen, der König ist, zu verlängern; du willst damit dein Glück machen und mich ins Unglück bringen; und du weisst, wer des Königs Leben in seiner Hand hat, der hat die Macht.

Schnell wie der Blitz hatte er einen Entschluss gefasst, vorurteilsfrei, grausam, wie es ja die Sitte der Zeit war.

— Jetzt sollt ihr meinen Daedalus oder das Labyirinth sehen, nahm er den Faden wieder auf. Der hat seit dem Minotaurus auf Kreta nicht seinesgleichen.

Das Labyrinth war eine charmille, ein geheimer Gang von Hainbuchenhecken, vier Ellen hoch und so dicht, dass man das feine Eisengeländer, das zu diesem Zeug das Futter bildete, nicht bemerkte. Undurchdringlich, schlängelte es sich recht kunstgemäss, und mit falschen Perspektiven versehen, schien es unendlich lang zu sein. Aber dort waren auch geheime Türen und unterirdische Gänge, und der Wanderer merkte bald, hier handelte es sich nicht um Spiel, sondern um einen unheimlichen Ernst. Nur der König und Meister Coctier besassen den Schlüssel zu diesem Rätsel.

Als sie eine gute Weile gegangen waren und Statuen bewundert und Wasserkunst hatten spielen sehen, wollte Meister Balthasar sich auf eine Bank setzen, sei es, dass er müde war oder Unrat witterte.

— Nein, nicht auf die Bank, wehrte der Doktor ab.

Und sie gingen weiter. Jetzt aber beschleunigte der Doktor seine Schritte, und nach einer Weile fühlte sich sein Gast wieder müde und wirr im Kopf von dem beständigen Herumrennen. Darum warf er sich auf die erste Bank nieder, die er sah, und holte tief Atem:

— Ihr lauft das Leben aus mir heraus, Doktor, sagte er.

— So kurzlebig seid Ihr doch nicht, antwortete der Doktor. Ich sehe eine lange Lebenslinie auf Eurer Stirn, und der Balken zwischen Euern Augen deutet an, dass Ihr unter dem Planeten Jupiter geboren seid. Übrigens besitzt Ihr ja das Lebenselixier und könnt doch Euer Dasein nach Belieben verlängern, nicht wahr?

Der Adept bemerkte, wie sich ein grausames Lächeln über das Gesicht des Meisters breitete, und die Gefahr ahnend, wollte er aufspringen, aber die Lehnen der Bank hatten sich geschlossen, und er sass fest.

Im nächsten Augenblick schien Meister Coctier etwas mit dem rechten Fuss im Sand zu suchen, und als er es gefunden hatte, stellte er sich mit seiner ganzen Schwere auf den unsichtbaren Gegenstand.

— Lebwohl, junger Mann, sagte er; plauderhafter, eingebildeter junger Mann, der mit Meister Coctier Knecht spielen wollte. Jetzt steche ich den König für dich, passe und sei bete!

Die Bank verschwand in der Erde mit dem Adepten. Es war eine Oubliette, ein Brunnen mit

einer Fallklappe, welche die Decke des Vergessens über den Verschwundenen zog.

Als er das ausgerichtet, suchte der Doktor aus dem Labyrinth herauszukommen, fand aber nicht sofort den Weg, denn er war in Gedanken versunken, und wiederholte die eben erworbene Formel des Elixiers, um sie nicht zu vergessen, falls sein Rezept fortkommen sollte. — „Vitriolöl, Ammoniaksalz, Salpeter."

Plötzlich stand er vor einem runden Platz, in den mehrere Wege zusammenliefen; und seine Verwunderung war gross, als er einen Körper im Sand liegen sah. Der sah aus wie ein grosser brauner Kettenhund, aber schlaff, leblos.

Es ist ja nicht der erste, der sich in dieser Reuse gefangen hat, dachte er und trat näher. Als sich aber die braune Masse rührte, sah er, dass es ein Mensch mit zerrissenen Kleidern und einer räudigen Pelzmütze war.

— Der König!

Es war Ludwig XI. in seinem letzten Lebensjahr.

— Sire, im Namen aller Heiligen, was ist Ihnen? rief der Doktor aus.

— Elender Mensch, antwortete der König, warum baust du solche Fallen, aus denen man nicht herausfinden kann?

Nun hatte Ludwig selber in seiner Jugend diese Schlinge aufstellen lassen, das durfte man aber nicht sagen; darum sprach der Doktor schöne Worte:

— Sire, Sie sind krank! Warum sitzen sie nicht in Tours! Wie sind Sie hierhergekommen?

— Ich kann nicht schlafen, und ich vermag nichts zu essen! Ich habe in den letzten Tagen in Vincennes, in Saint Pol, im Louvre gewohnt, aber ich finde nirgends Friede. Schliesslich ging ich hierher, um sicher zu sein auf der einzigen Stelle, die nur du

und ich kennen; ich kam gestern morgen, und wäre länger geblieben, aber ich wurde hungrig, und als ich hinaus wollte, fand ich nicht; ich habe hier diese Nacht gelegen und gefroren; führ mich fort, ich bin krank, fühl meinen Puls, ob es nicht das viertägige Fieber ist!

Der Doktor wollte den Puls untersuchen, fand ihn aber nur mit Mühe, denn er war am Erlöschen; das durfte er aber nicht sagen.

— Der Puls ist regelmässig und stark, Sire; lassen Sie uns unter Dach kommen!

— Ich will bei dir essen; nur du kannst Speisen bereiten, all die andern verderben sie mit ihren ewigen Gewürzen; sie würzen alle Speisen für mich, und sie haben schlechte Gewürze. Jakob, hilf mir fort von hier, hilf mir! Hast du den Stern heute Nacht beobachtet? Ist etwas Neues am Himmel? Es ist bestimmt ein Irrstern im Anzug! Ich fühle es am Leib, ehe sie kommen.

— Nein Sire, es sind keine Irrsterne im Anzug...

— Antwortest du mir naseweis? Dann glaubst du, dass ich krank bin. Vielleicht unheilbar?

— Nein, Sire, Sie sind gesünder als je, aber folgen Sie mir, dann will ich Ihnen ein Bett machen und eine Mahlzeit.

Der König hatte sich erhoben und folgte dem Doktor. Der wollte jedoch dem Monarchen den Vortritt lassen; dieser aber war misstrauisch gegen seinen letzten einzigen Freund, der ihn allerdings nicht liebte, ihn gern tot gesehen hätte, ihm aber nichts Böses zu wünschen wagte.

— Hüten Sie sich vor den Bänken, Sire, warnte er; gehen Sie nicht zu nahe an die Hecke; bleiben Sie mitten auf dem Weg!

— Deine Bänke sollten selber . . . verzeih mir meine Sünden.

Er machte ein Zeichen des Kreuzes.

Als sie ins Freie kamen, geriet der König in Wut, bei der Erinnerung an das, was er ausgestanden hatte, und statt dankbar gegen seinen Retter zu sein, brach er in Scheltworte aus.

— Wie kannst du mich in deinem Garten irre gehen und mich auf blosser Erde unter freiem Himmel schlafen lassen! Du bist ein Esel!

Sie traten ins Laboratorium ein, wo es warm war, und der König, der neugierig war, fand sofort das vergessene Rezept.

— Was hast du hinter meinem Rücken vor? Was schreibst du auf? Ist es Gift oder Medizin? Vitriolöl ist Gift, Salmiak ist nur für Ruhr, Salpeter erzeugt Skorbut. Für wen hast du das gemischt?

Das ist für die Kuh des Gärtners, die gekalbt hat, antwortete der Doktor, der durchaus nicht das Leben seines Tyrannen verlängern wollte.

Der König legte sich auf ein Sofa:

— Jakob, sagte er, du darfst nicht fortgehen, ich will kein Essen haben, aber ich will schlafen, und du sollst dich hier neben mich setzen; ich habe seit acht Nächten keinen Schlaf in die Augen bekommen. — Aber lösch den Ofen, ich kann Kohlenfeuer nicht sehen, es tut meinen Augen weh. Aber du darfst die Gardinen nicht herunter lassen; ich will die Sonne sehen, sonst kann ich nicht schlafen.

Er schien in Schlaf zu fallen, aber es war nur ein Schlummer, der eine Minute währte, und dann war er wieder ganz wach und setzte sich im Bett aufrecht.

— Warum hast du Stare im Garten, Jakob?

— Ich habe keine Stare, antwortete der Doktor ungeduldig; wenn Sie sie aber pfeifen gehört haben, Sire, so müssen sie sich wohl mit Ihrer Erlaubnis dort finden.

— Hörst du sie denn nicht?

— Nein! Aber was singen sie?

— Ja, das weisst du! — Nach dem schimpflichen Vertrag von Peronne, als ich mich vor Karl von Burgund beugen musste, lehrten die Pariser ihre Stare Peronne schreien! Weisst du, was sie jetzt sagen?

Der Doktor verlor die Geduld, denn diese alten Geschichten hatte er tausendmal gehört:

Sie sagen doch nicht Gu-i-enne?

Das war eine hässliche Anspielung auf den Brudermord, denn der König stand im Verdacht, seinen Bruder, den Herzog von Guienne ermordet zu haben.

Er flog aus dem Bett in die Höhe, als wolle er sich schlagen:

— So, du glaubst an diese Fabel! Aber ich habe nie gemordet! Dich allerdings möchte ich ermorden . . .

Lass es bleiben! antwortete der Doktor zynisch. Du weisst, was die Sterne gesagt haben; acht Tage nach mir wirst du sterben!

Der König bekam einen Krampfanfall, denn er glaubte an diese Fabel, die Coctier erfunden, um sein Leben zu schützen. Als er aber wieder zum Bewusstsein kam, begann er von neuem zu faseln:

— Sie sagen auch, dass ich meinen Vater ermordet habe, aber das ist eine Lüge! Er hungerte sich tot, aus Furcht, vergiftet zu werden . . .

— Von dir vergiftet zu werden! Du bist ein feiner Junge! Jetzt aber ist deine Stunde bald gekommen.

— Still! . . . Ich erinnere mich jetzt an alles! Mein Vater, ein Tropf, der Frankreich von den Engländern überschwemmen liess, und, als die Jungfrau von Orleans ihn rettete, sie an die Engländer auslieferte! Meinen Vater, der meine Mutter mit Agnes Sorel betrog, und die ehelichen Kinder von seiner

Geliebten erziehen liess, diesen Mann hasste ich. Und als er das Reich sich selber überliess, haben ich und die Herren des Landes es in die Hand genommen. Das nanntet ihr Aufruhr; ich habe aber niemals einen Aufruhr veranlasst; das ist eine Lüge!

— Hör mal, unterbrach ihn der Doktor, wenn du beichten willst, so such deinen Pater auf!

— Ich beichte dir nicht, ich verteidige mich!

— Wer klagt dich denn an? Dein böses Gewissen!

— Ich habe kein böses Gewissen, aber ich werde ungerecht angeklagt.

— Wer klagt dich an? Die Stare!

— Meine Frau, meine Kinder klagen mich an, und sie wollen mich nicht sehen.

— Nein, wenn du sie nach Amboise gesandt hast, so können sie dich nicht sehen, und sie wollen es auch wirklich nicht!

— Dass ich, der Sohn Königs Karl VII., so etwas von einem Quacksalber anhören muss? Ich habe immer die kleinen Leute geliebt; Olivier, der Barbier, war mein Freund . . .

— Und der Henker Tristan war dein Pate . . .

— Er war Generalprofessor, du Hund!

— Der Schneider wurde Herold . . .

— Und der Quacksalber Kanzler! Stelle mir das in Rechnung, preise mich, Undankbarer, dass ich dich vor den Herren geschützt habe und nur nach dem Verdienst sah.

— Das ist ja ein versöhnender Zug . . .

Jetzt erschien ein Mann in der Tür mit der Mütze in der Hand.

— Wer ist da? schrie der König. Ist es ein Mörder?

— Nein, es ist nur der Gärtner, antwortete der.

— Haha, Gärtner! Deine Kuh hat gekalbt, nicht?

Coctier wurde weiss im Gesicht, als der Gärtner antwortete:

— Ich besitze keine Kuh, Sire, habe nie eine besessen.

Der König geriet ausser sich und flog Coctier an die Kehle:

— Du hast mich belogen, Schurke; nicht Medizin hast du bereitet, sondern Gift.

Der Gärtner verschwand.

— Wenn ich tun wollte, wie ich müsste, sagte Coctier, so behandelte ich dich wie Karl der Kühne tat, als du ihn geprellt hattest.

— Was tat er? Was sagt man, dass er tat?

— Die Leute sagen, er habe dich mit einem Stock geschlagen!

Der König schämte sich und ging wieder zu Bett, wo er das Gesicht in den Kissen barg.

Der Doktor hielt jetzt den Augenblick für günstig, eine lange verweigerte Gnade zu erlangen:

— Willst du jetzt den Mailänder freilassen? fragte er.

— Nein!

— Aber er kann in seinem eisernen Bauer nicht mehr sitzen!

— Dann mag er stehen!

— Weisst du nicht, wenn man sterben muss, sühnt eine gute Tat tausend Verbrechen!

— Ich werde nicht sterben!

— Doch, Sire, du wirst bald sterben!

— Nach dir!

— Nein, vor mir!

— Du hast auch das gelogen . . .

— Alle haben dich belogen, Lügner! Und deine viertausend Opfer, die du hast hinrichten lassen . . .

— Es waren keine Opfer, es waren Verbrecher!

— Deine viertausend Hingerichteten werden vorm Gnadenstuhl gegen dich zeugen.

— Verlängere mein Leben, dann werde ich mich bessern.

— Lass den Mailänder frei!

— Niemals!

— Dann geh in die Verdammnis! Und bald! Dein Puls ist so niedrig, dass deine Stunden gezählt sind!

Der König sprang auf, fiel vor seinem Arzt auf die Knie und bat:

— Verlängere mein Leben!

— Nein, ich möchte es verkürzen, wenn du nicht ein Gesalbter des Herrn wärest. Rattengift müsstest du haben . . .

— Gnade! Ich gestehe, dass ich aus schlechten Beweggründen gehandelt habe; dass ich nur an mich selbst gedacht; dass ich das Volk nie geliebt, es aber benutzt habe, um die Herren zu erniedrigen; ich gebe zu, dass ich Bündnisse und Verträge schloss in der Absicht, sie zu brechen; dass ich . . . Ja, ich bin ein armer sündiger Mensch, und mein Name wird vergessen werden; alles was ich getan, wird ausgetilgt werden . . .

Ein Fremdling erschien jetzt in der offenen Tür. Es war ein junger Mann in der Ordenstracht der Minoriten.

— Mörder! schrie der König und sprang auf.

— Nein, antwortete der Mönch, ich bin der, den Sie gerufen, Vincent von Paula.

— Mein Retter! Sag ein Wort, ein einziges Wort des Trostes!

— Sire, antwortete Vincent. Ich habe Ihr Bekenntnis gehört und werde Ihnen die Absolution geben kraft meines Amts.

— Sprich!

— Wohlan! Ihre Absichten waren nicht rein, wie Sie selber gestehen, aber Ihr Werk wird nicht

vertilgt werden, denn der die Geschicke der Menschen und Völker leitet, benutzt alles und alle für seine Zwecke. Eben war es eine reine Jungfrau, die Frankreich rettete; jetzt ist es ein nicht ganz so untadeliger Mann. Aber Ihr Werk, Sire, war in seinen Folgen von grösserer Bedeutung als das der Jungfrau; denn Sie haben vollendet, was der Römer Caesar begann. Der hundertjährige Krieg mit England ist aus, die Armagnacs und Burgunden raufen sich nicht mehr, der Jacqueriekrieg hat aufgehört und die Bauern sind an ihre Pflüge zuerückgekehrt. Elf Provinzen haben Sie gesammelt, Gallien ist ein Land geworden, ein Volk, und wird jetzt die Stelle von Rom einnehmen, das Jahrhunderte lang verschwinden und vergessen werden wird, um vielleicht einst wieder in die Höhe zu steigen. Frankreich wird Europas Geschicke lenken und unter der Königskrone gross und mächtig werden, solange es nicht nach dem Rom der Caesaren mit der Kaiserkrone strebt, denn dann ist es aus! Sire, das haben Sie getan! Danken Sie Gott, dass Sie haben dienen dürfen, ohne den Willen und die Absichten Ihres Herrn zu kennen, als Sie eigene Wege zu gehen glaubten.

— Montjoie Saint Denis! rief der König aus. Herr, jetzt lässt du deinen Diener in Frieden fahren . . .

— Aber nicht hier! unterbrach ihn der Doktor, der die ganze Geschichte satt hatte. Reise nach Tours zurück, nimm den Priester mit und lass mich in Ruhe!

Der König kehrte nach Plessis-les-Tours zurück, wo er seine Tage nach einem schweren Kampf beschloss. Friede bekam er nicht, aber sterben durfte er.

— Jetzt ist die Rute aufs Feuer geworfen, sagte Doktor Coctier. Möge sie verbrennen; die Kinder sind erwachsen und können sich selbst versorgen. Henker haben auch ihre Aufgabe, das weiss Tristan L'Ermite und sein Herr Ludwig XI. Friede sei mit ihnen!




OLD MERRY ENGLAND



Kardinal Wolseys Rudergaleere stiess von der Towerbrücke der Themse ab, unterhalb der eisernen Pforte.

Sie leuchtete in Gold und Rot; Flaggen und Wimpel wehten in schwachem Wind. Der Kardinal sass auf dem roten Achterdeck, von seinem kleinen Hof umgeben; den grossen hatte er zu Hause gelassen, in Yorks Palace, dem späteren Whitehall. Sein Gesicht war rot, sowohl vom Widerschein der roten Tracht wie von Wein, denn er hatte Mittag beim König Heinrich VIII. in Tower gegessen, und auch von der neuen französischen Krankheit, die sehr in Mode war, wie alles Französische.

Er war auch froh, denn er hatte neue Beweise von der Gnade seines Königs erhalten.

An seiner Seite stand der Sekretär Thomas Cromwell.

Beide waren Emporkömmlinge. Wolsey der Sohn eines Schlächters, Cromwell der eines Schmieds; und das war wohl eine der Ursachen ihrer Freundschaft, wenn auch der Kardinal zwanzig Jahre älter war.

— Das ist ein gesegneter Tag, jubelte Wolsey und warf die Blicke zum Tower hinauf, der noch Residenz war, aber eben aufhören sollte, es zu sein. Ich bekam den Kopf des Buckingham, dieses Narren, der ein Recht auf die Krone nach Heinrich VIII. zu haben glaubte . . .

— Wer soll die Krone nach Heinrich VIII. erhalten, da kein männlicher Erbe da ist und keiner erwartet wird?

— Das werde ich schon besorgen! Katharina von Aragonien ist krank und alt, aber der König ist jung und stark . . .

— Denk an Buckingham, sagte Cromwell; es ist gefährlich, an die Thronfolge zu rühren!

— Schäme dich! Ich habe das Schicksal Englands lo lange geleitet und leite es auch weiter.

Cromwell merkte, dass es Zeit war, den Gesprächsstoff zu wechseln.

— Ein Segen ist es, dass der König aus der Festung herauskommt; es muss ihn schwermütig machen, Wand an Wand mit Gefängnissen zu wohnen und das Schafott von seinen Fenstern aus zu sehen . . .

— Sage kein Wort gegen unsern Tower! Das ist ja eine Biblia pauperum, eine illustrierte englische Geschichte; von den Römern, König Alfred, Wilhelm dem Eroberer und den Kämpfen der Rosen. Ich war vierzehn Jahre alt, als England bei Bosworth vollendet und der dreissigjährige Krieg der Rosen durch Lancasters Heirat mit York beigelegt wurde...

— Mein Vater pflegte von dem Ende des hundertjährigen Krieges mit Frankreich zu erzählen, der im selben Jahre zu Ende ging, in dem Konstantinopel von den Türken eingenommen wurde, nämlich 1453.

— Ja, alle Länder sind mit Blut getauft, das ist das Sakrament der Beschneidung; und sieh, wie es grünt nach dieser Blutdüngung! Du weisst nicht, dass die Apfelbäume nach Blutdung am meisten Früchte tragen . . .

— Doch, das weiss ich, mein Vater pflegte immer Abfall vom Schlachten an den Wurzeln der Obstbäume einzugraben . . .

Hier hielt er inne und errötete, denn er hatte sich versprochen. Man durfte nämlich in der Anwesenheit des Kardinals niemals vom Schlachten

oder dergleichen sprechen, denn er wurde vom Volk gehasst und manchmal Schlächter genannt. Cromwell war jedoch über Misstrauen erhaben, und der Kardinal nahm es nicht übel, sondern rettete die Situation.

— Übrigens, fuhr er fort, mein Geschenk wurde vom König gut aufgenommen; Hampton Court ist auch ein Kleinod; hat den Vorteil, Richmond und Windsor nahe zu liegen, kann sich aber natürlich mit Yorks Palace nicht messen.

Die Galeere wurde den Fluss hinaufgerudert, an dessen Ufer die vornehmsten Gebäude standen, die es damals gab. Zollhaus und Warenmagazin zogen vorbei, Fischmarkt und Fischerhafen; die Spitzen von Guildhall oder dem Rathaus; Blackfriars, das Kloster, Saint Pauls alte Kirche; Temple, das alte Haus der Tempelherren, das jetzt Justizgebäude war; das Krankenhaus Saint-James, das dann von Heinrich VIII. eingezogen und eine Residenz wurde.

Schliesslich langten sie an Yorks Palace (Withehall) neben Westminster an, wo der Kardinal und päpstliche Legat, der Erzbischof von York, der Grossiegelbewahrer Wolsey mit seinem Hof wohnte, der bis an achthundert Personen umfassen mochte, die Hofdamen mitgezählt.

Und dort stiegen sie ans Land, nach einem gleichgültigen Gespräch, denn der Kardinal sprach am liebsten über Bagatellen, wenn er grosse Eier brütete, und das größte, auf dem er jetzt sass, war die Kanditatur zum Papststuhl.

Der Schatzmeister und das Mitglied des Geheimen Rates, Thomas More, sass in seinem Garten in Chelsea oberhalb von Westminster. Er korrigierte Druckbogen, denn er war ein grosser Gelehrter und schrieb in allen Fragen der Zeit, religiösen und politischen, obwohl er eigentlich ein Mann des Friedens war, der hier draussen in der Vorstadt mit seiner Familie ein Idyll lebte.

Er war festtäglich gekleidet, obwohl er zu Hause und bei der Arbeit war, und er zeigte Unruhe, indem er dann und wann nach der Tür sah, denn kein Geringerer als der König hatte seinen Besuch in der frühen Morgenstunde angemeldet. Und er wusste aus Erfahrung, wie gefährlich es war, sich mit dem Könige einzulassen und dessen Geheimnisse zu erfahren. Der Herrscher hatte nämlich die schlechte Gewohnheit, um Rat zu bitten, den er nicht befolgte, und Geheimnisse mitzuteilen, deren Kenntnis den Kopf zu kosten pflegte. Das Allergefährlichste war, den Beruf als Vermittler zu übernehmen, denn dann geriet man zwischen zwei Mühlsteine.

Aufs Schlimmste gefasst, suchte er sich bei der Lektüre seiner Bogen ruhig zu stellen, seine Anstrengungen waren aber vergebens.

Er erhob sich und begann auf dem Gartenweg hin und her zu gehen, warf alle möglichen Fragen auf, weshalb der König kommen könne, suchte Einwände zu beantworten, Argumente zurückzuweisen, allzu scharfe Ansichten auszugleichen, ohne anzustossen, denn der König war allerdings ein gelehrter Ritter, der Kenntnisse achtete, aber er war von Natur ein Wilder, der sich mit der Geissel der Religion zu zähmen suchte, ohne dass es ihm jedoch gelang.

Getrappel von Pferden und Gerassel von Waffen

war zu hören, und der Schatzmeister eilte mit der Mütze in der Hand nach der Gartentür, wo der König bereits vom Pferde gesprungen war; mit einer Mappe in der Hand stürzte er seinem Freund entgegen.

— Thomas, begann er ohne Umschweife, nimm und lies! Er hat geantwortet! Wer? Luther natürlich! Er hat geantwortet auf meine Babylonische Gefangenschaft, der Mann mit dem stinkenden Geist und dem verfluchten Vorhaben. Nimm und lies, und sag mir dann, ob du schon so etwas gesehen hast!

Thomas nahm einen gedruckten Sendbrief.

— Und dann sagt der Satan von einem Lügner, ich habe meine Schrift nicht selber geschrieben! Nimm und lies und gib mir dann einen Rat!

Thomas nahm und las Luthers Antwort auf Heinrichs Angriff. Aber er las leise, und manchmal fiel es ihm schwer, ernst zu bleiben, obwohl der König die Augen auf sein Gesicht heftete, um seine Gedanken auszuspionieren.

„Da liegt mir nichts an — stand da unter anderm — ob König Heinz oder Kunz, der Teufel oder die Hölle selbst, dieses Buch gemacht hat. Wer lügt, ist ein Lügner, darum fürchte ich ihn nicht. Wohl kommt es mir vor, als habe König Heinrich eine Elle grobes Zeug oder zwei dazu gegeben, und der giftige Bube Leus (Leo X.), der gegen Erasmus geschrieben, oder auch einer seinesgleichen, die Kappe zugeschnitten und sie mit Futter versehen. Aber ich will ihnen damit helfen, dass ich sie bügle und Schellen daran hänge, so Gott will."

Thomas fühlte, dass er etwas sagen müsse oder den Kopf verlieren würde, darum sagte er:

— Das ist unerhört! Das ist ganz — unerhört!

— Fahr fort! schrie Heinrich.

(Die übrigen sechs Sakramente schiebt er auf),

„denn es liegt mir auf dem Hals, die Bibel ins Deutsche zu übersetzen, und ich kann mich deshalb nicht länger mit Heinzens Dreck befassen.“

Thomas war nahe daran, vor Lachlust zu ersticken, aber er fühlte das Schwert über seinem Kopf und fuhr fort:

— „Aber ich werde dem giftigen Lügenmund und Lästerer König Heinz einmal eine vollständige Antwort geben und ihm das Maul stopfen... Darum denkt er sich an den Papst zu hängen und vor ihm zu heucheln . . . darum jucket einer den andern, wie Maulesel sich untereinander jucken . . .“

— Nein, Sire, unterbrach sich More, ich kann nicht mehr; es ist Majestätsverbrechen, das zu lesen!

— Ich werde lesen, sagte der König und riss die Schrift an sich:

„Ich besiege und trotze Papisten, Thomisten, Heinrichen, Sophisten und allen Schweinen der Hölle!“

— Er nennt uns Schweine!

— Das ist ein verrückter Mensch, den man mit einem Zaunpfahl totschlagen, im Walde mit Bluthunden jagen müsste . . .

— Ja, das müsste man! Aber kannst du dir denken, dieser Schurke gibt sich für einen Propheten und Diener Christi aus! Und er hat sich mit einer Nonne verheiratet: das ist ja Blutschande! Man hats ihm aber auch gegeben! Der Kurfürst von Sachsen hat ihn verlassen und keiner von seinen sogenannten Freunden ging mit auf die Hochzeit...

— Was will er denn? Was lehrt er denn Neues? Rechtfertigung durch den Glauben. Wenn man nur glaubt, darf man leben wie ein Schwein!

— Und die Abendmahlslehre! Die Kirche sagt, die Gnadenmittel verwandeln sich durch die Konsekration, aber dieser Materialist: es ist Christi Leib und Blut, *ist*! Dann ist ja das Brot auf dem

Felde und die Traube im Weinberg bereits Christi Leib und Blut. Das ist ja ein Esel! Und die Welt ist verrückt!

— Und der Ablass! Gratis sündigen! Sire erlauben Sie mir, einige Reihen zu lesen, die ich als Antwort geschrieben habe, nicht auf diese, aber auf seine andern Dummheiten, nur einige Zeilen, die sich noch vermehren werden!

— Lies! Ich höre, wenn du sprichst, denn ich habe gelernt zu hören, und darum weiss ich etwas!

Der König warf sich rittlings auf einen Stuhl, als wolle er auf seinen furchtbaren Feind losreiten.

„Hochwürdiger Bruder," las More; „Bruder, Vater, Trinker, Flüchtling des Augustinerordens, des weltlichen und geistlichen Rechts tölpelhafter Bacchant, der heiligen Theologie ungelehrter Lehrer."

— Gut, Thomas! Theologie kann er nicht!

— Und auf folgender Weise hat er sein Buch gegen den Verteidiger unseres Glaubens, König Heinrich, zusammengestellt:

„Er versammelte seine Stallbrüder und trug ihnen auf, allerhand Schmähungen und Schimpfworte aufzusuchen, jeder auf seinem Gebiet. Der eine besuchte Fuhrleute und Kahnfahrer; der andere Bade- und Spielhäuser; der dritte Rasierstuben und Kneipen; der vierte Mühlen und Hurenhäuser. Sie schrieben in ihren Notizbüchern, das Frechste, Schmutzigste und Gemeinste auf, was sie hörten, brachten alle diese Grobheiten und Garstigkeiten nach Haus, und leerten sie in die eklige Kloake, die man Luthers Seele nennt."

Gut! Sehr gut! Aber was soll man jetzt tun?

— Den Plunder verbrennen, Sire, und damit der Sache ein Ende machen!

— Ja, ich werde seine Ketzerei verbrennen lassen, und zwar morgen vor St. Pauls Kreuz in der City...

Unten in der grossen Bibliothek des Temple sassen der König und Kardinal Wolsey und durchforschten alte Gesetzsammlungen und Präjudikate. Draussen im Garten aber befand sich die Königin mit einigen Hofleuten.

Dieser Garten, der eigentlich nur aus einem grossen Rosenbeet bestand, war beibehalten worden, einmal als Promenade für die königlichen Personen, die im Tower nicht schlafen konnten, weil es spukte, und in dem unbedeutenden Bridewell in der Stadt nicht gediehen; dann als historische Erinnerung; hier im Garten sollten nämlich die Anhänger von Lancaster und York ihre ersten Feldzeichen, die rote und die weisse Rose, gepflückt haben.

Königin Katharina von Aragonien, die Tochter von Ferdinand und Isabella, den Beschützern Christoph Columbus', war jetzt nach zwanzigjähriger Ehe mit Heinrich VIII. in ein gewisses Alter gekommen. Sie hatte ihm mehrere Söhne geboren, aber alle waren gestorben; nur eine Tochter lebte, Mary, später als Königin unter dem Namen die Blutige bekannt. Katharina war früh gealtert und suchte Trost in der Religion; stand nachts auf, um in Franziskanertracht in die Messe zu gehen. Sie wusste von der Untreue des Königs, fand sich aber darein; sie kannte den Namen Elisabeth Blunt, liess sich aber nichts davon merken.

Jetzt sass sie auf einer Bank und sah, wie ihre jungen Hofleute spielten, während sie in ihrem Gebetbuch blätterte.

Besonders einem Paar folgten ihre Augen mit

Wohlgefallen, der ungewöhnlich schönen Anna von Norfolk und dem jungen Heinrich Algernon Percy von Northumberland, dem Nachkommen Hotspurs.

Die jungen Leute spielten mit Rosen; der Jüngling hatte einen Arm voll weisse, die Jungfrau einen Arm voll rote, die sie gegeneinander warfen, während sie ein Lied sangen.

Es war ein schöner Anblick, aber die Königin wurde finster.

— Spielt nicht so, Kinder, sagte sie; das weckt so manches, das im Tower schlafen muss, wo nur die Toten ruhig schlafen können. Übrigens würde der König — und folglich der Kardinal — verdriesslich werden — sie sitzen dort in der Bibliothek. — Spielt etwas anderes!

Die beiden jungen Leute sahen aus, als begriffen sie nicht; weshalb die Königin vollendete:

— Die Kämpfe der Rosen, meine Kinder, endeten nicht ganz bei Bosworth, sondern — es ging nicht mit rechten Dingen zu — im Tower geschah soviel — das am besten vergessen wäre. — Nehmt ein Buch und lest etwas!

— Wir haben den ganzen Morgen gelesen, antwortete Anne, genannt Boleyn oder Bullen.

— Was lest ihr denn?

— Chaucer.

— Canterbury Tales? Die sind nicht für Kinder: Chaucer war ein Spötter . . . Nehmt lieber mein Buch; darin sind schöne und gute Bilder . . .

Der junge Percy nahm das kleine Brevier, und den Gang hinunter gehend, als suchten sie Schatten, verschwanden die beiden behutsam aus dem Anblick der Königin.

Von der Bibliothek aber waren ihnen vier Augen gefolgt, die des Königs und des Kardinals, während sie in den Folianten blätterten.

Der König wurde unruhig und sprach mehr, um zu sprechen, als um etwas zu sagen, und der Kardinal folgte ihm.

— Ihr sollt nach dem Papststuhl streben, Kardinal, als Nachfolger des Hadrian.

— Ja, das sagt man.

— Aber die Stimmen?

— Die beherrschen Kaiser Karl V. und König Franz I.

— Wie soll man zwei so verschiedene Bänder verknüpfen?

— Das ist eben das Kunststück, Sire . . .

— Mit beiden könnt Ihr Euch doch nicht gut stellen?

— Wer weiss . . . Der Kaiser hat ja Rom genommen und den Papst ins Gefängnis der Engelsburg gesetzt — das war köstlich — und dann riefen die Soldaten, aus Scherz natürlich, Martin Luther zum Papst aus, und zwar unter den Fenstern des Gefängnisses . . .

— Nennt den verfluchten Namen nicht, brüllte der König, aber mehr aus Zorn über das, was er im Rosengarten sah; und der Kardinal verstand es wohl.

— Ich liebe es auch nicht, wenn Northumberland in Konjunktion mit Norfolk tritt . . .

— Was sagt Ihr?

Der König war zornig, dass Wolsey seine Gedanken gelesen hatte; er wollte sich aber nicht verraten.

— Anne ist wirklich zu gut für einen Percy, und ich finde es ungebührlich von der Königin, entremetteuse zu spielen . . . sie allein hinter die Büsche gehen zu lassen. Nein, das muss ein Ende nehmen!

— Sire, es ist bereits zu Ende; ich habe an Annes Vater geschrieben, dass er die Dame nach Hever zurückruft!

— Da habt Ihr richtig gehandelt, bei Gott; zwei solche Familien, die beide nach dem Thron lugen, die dürfen sich nicht vereinigen.

— Wer lugt nicht nach dem Thron? Eben war es Buckingham, jetzt ist es Northumberland, und nur weil kein Thronfolger da ist. Sire, Sie müssen bald an Ihr Land denken, an Ihr Volk; ernennen Sie einen Thronfolger.

— Nein, ich will nicht, dass jemand herumläuft und auf mein Ableben wartet!

— Dann haben wir die Rosen wieder! Die Rosen, die England eine Million Menschen gekostet haben, und achtzig unserer edelsten Geschlechter ...

Der König lächelte.

— Unserer edelsten!

Der König erhob sich und trat ans Fenster.

— Jetzt muss ich die Königin nach Haus begleiten, sagte er; sie ist draussen eingeschlafen, und dieser feuchte Garten ist nichts für ihren kranken Körper.

— Bei dem Alter ihrer Majestät muss man die grösste Vorsicht beobachten . . .

Er betonte das Wort Alter, denn Katharina war vierzig Jahre alt und gab keine Hoffnungen mehr auf einen Thronerben. Die Tochter Mary konnte man allerdings verheiraten; man wusste aber nicht, mit wem.

— Sire, werden Sie nicht zornig, aber jetzt eben habe ich die heilige Schrift aufgeschlagen . . . es kann ein Zufall sein . . . Wollen Sie hören?

— Sprecht!

— Ja, im dritten Buch Mose, zwanzig, einundzwanzig, lese ich folgendes — aber werden Sie nicht zornig auf Ihren Diener!

— Lest!

— Dort stehen die schrecklichen Worte des

Herrn: „Wenn jemand seines Bruders Weib nimmt das ist eine schändliche Tat; sie sollen ohne Kinder sein, darum dass er seines Bruders Blösse aufgedeckt.“

Der König wurde erregt und näherte sich dem Kardinal.

— Steht das dort? — Ja, wahrhaftig! — Gott hat mich gestraft, da er meine Söhne nahm, erst den einen, dann den andern. Welches wunderbare Buch, in dem alles geschrieben steht. Darum also; darum! — Was aber sagt Thomas von Aquino, der Engel der Schulen?

— Ja, Sire, wünschen Sie Klarheit in der Frage, so müssen wir die Gelehrten fragen.

— Tun wir das; aber still und vorsichtig; die Königin ist ohne Schuld, und ihr soll nichts Böses geschehen! — Still und vorsichtig, Wolsey! — Aber die Wahrheit muss ich wissen!

In einem Saal neben dem „blutigen Turm“ im Tower befanden sich der Kardinal und Thomas More in lebhaftem Gespräch.

— Was geschieht jetzt in Deutschland? fragte der Kardinal.

— Während Luther auf der Wartburg sass, kam sein Schüler Karlstadt und kehrte in Wittenberg das unterste zu oberst. Sich auf die Bibel stützend, deren altes Testament Bilder verbietet, brachte er Studenten und Gesellen dazu, die Kirchen zu stürmen und alle heiligen Gegenstände hinauszuwerfen . . .

— Da habt ihr die Bibel! Es bedeutet die Hölle loslassen, wenn man sie den Ungelehrten in die Hände gibt.

— Darauf . . .

— Was sagte Luther dazu?

Er stürmte von der Wartburg herunter und disputierte gegen Karlstadt und dessen Seelenverwandte; ich kann aber nicht behaupten, dass er stark in den Argumenten war. Ein Ratsherr zitierte das Buch Mose: „Du sollst dir kein Bildnis, noch irgendein Gleichnis machen.“ Und ein Schuhmacher antwortete: „Ich habe oft den Hut abgenommen vor Standbildern im Zimmer oder auf der Landstrasse; aber das ist ein Götzendienst und beraubt Gott der Ehre, die ihm allein zukommt.“

— Was hat denn Luther geantwortet?

— „Dann müsste man des Missbrauchs halber alle Frauen tot schlagen und den Wein auf die Strasse giessen.“

— Das war dumm gesagt; aber das kommt davon, wenn man mit Schuhmachern streitet! Übrigens ist es unwürdig, das Weib mit dem Wein zusammen zu stellen! Das ist dieser Materialist, der seine Frau auf gleiche Stufe mit dem Bierfass setzt.

— Die Logik ist nicht seine Stärke, und seine Vergleiche gehen auf Krücken. In seiner Antwort auf den Bannfluch des Papstes schreibt er unter anderm: „Wenn eine Heufuhre einem betrunkenen Menschen ausbiegen muss, um wieviel mehr müssen nicht Petrus und Jesus Christus vorm Papst ausweichen?“

— Das ist ja recht hübsch! — Kehren wir zu James Bainham zurück.

— Aber erst zum Ende der Schwarmgeister in Deutschland. Ausser Karlstadt und den Seinen haben andere Schwärmer, gestützt auf die Bibel und Luther natürlich, sich noch einmal taufen lassen; und der Anführer hat zehn Frauen genommen, sich auf König David und Salomo, ja, auf Abraham selbst berufend . . .

— Da habt ihr die Bibel! — Ruf Bainham herein, dann werden wir hören, wie die Sache liegt! Er war Jurist im Temple, sagst du, und hat Luthers Lehren verbreitet. Haben wir nicht genug von Wicleff und den Lollarden gehabt! Sollen wir dieselbe Lektion noch einmal durchnehmen, die von jenem deutschen Plagiator gegrunzt wird!

— Ich bin von Natur kein unduldsamer Mann, sagte More, aber ein Staat muss homogen sein, sonst fällt er auseinander. Ungelehrte und Wahnwitzige sollen nicht hervortreten und an der Staatsreligion schnüffeln, mag sie nun besser oder schlechter sein . . .

— Lass Bainham kommen, damit wir ihn hören.

More ging zu einer Tür, die draussen von Landsknechten bewacht wurde und gab einen Befehl.

— Du sollst verhören, und ich werde zuhören, sagte der Kardinal.

Nach einer Weile wurde Bainham in Ketten hereingeführt. More setzte sich an das Kurzende eines Tisches. Und dann begann er:

— James Bainham, kannst du in wenigen Worten sagen, woran du glaubst?

— An Gottes Wort, das ist die ganze heilige Schrift.

— Tust du das wirklich? Also sowohl an das alte wie das neue Testament.

— An beide!

— Ans alte auch?

— An beide!

— Also auch ans alte! Natürlich! Nun, dann hast du dich wieder taufen lassen, da die Bibel sagt: „Gehet hinaus und lehret alle Völker und taufet sie.“ Gut! Aber hast du dich auch beschneiden lassen, da die Bibel es gebietet?

Bainham machte ein albernes Gesicht, und der Kardinal musste sich abwenden, um nicht zu lächeln.

— Also, mein lieber Bainham, du bist nicht beschnitten, obgleich die Beschneidung in der Bibel geboten wird.

— Ich bin nicht Israelit! antwortete Bainham.

— Nein! Aber Nikodemus, der unseren Erlöser aufsuchte und an ihn glaubte, wird von Johannes ein rechter Israelit genannt. Bist du kein rechter Israelit, so bist du kein Christ.

— Darauf kann ich nicht antworten!

— Nein, du kannst nicht antworten, aber predigen kannst du, Geschwätz von dir geben. Bist du Lutheraner?

— Ja!

— Aber Luther ist gegen die Anabaptisten, darum ist er gegen dich, und er hat die Fürsten gebeten, die Wiedertäufer wie wilde Hunde totzuschlagen. Bist du noch Lutheraner?

— Ja, in seinen ersten Lehren!

— Von der Rechtfertigung durch den Glauben. Was glaubst du?

— Ich glaube an Gott Vater . . .

— Wer ist der Vater? In Luthers Katechismus steht: „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir.“ Aber das ist das Gesetz Mose, und es ist Jehova, der dort gemeint ist! Glaubst du an Jehova, so bist du auch Jude; nicht wahr?

— Ich glaube auch an Christus, Gottes Sohn . . .

— Dann bist du also Judenchrist? Jetzt hast du eingestanden, dass du Lutheraner, Wiedertäufer, Jude und Christ bist; alles dies auf einmal. Du bist ein Narr, und du weisst nicht, was du bist! Aber das mag hingehen, wenn du nicht andere verführtest . . .

— Gib ihm eine Tracht Prügel! sagte der Kardinal, der den Gang des Gespräches nicht liebte, am wenigsten diese Verwerfung der Bibel, die er jetzt gerade zu seinen Zwecken benutzen wollte.

— Die hat er bereits bekommen! antwortete More. Aber abgesehen von den Glaubenslehren, dieser eingebildete Mann, der sich beliebt machen will, gehört zu einer Liga, welche die Bibel in einer schlechten Übersetzung verbreitet. Du siehst selbst, wohin die Bibellektüre führt, und ich fordere dich auf, deine Mitschuldigen anzugeben!

— Das tue ich niemals! Der Gerechte lebt seines Glaubens!

— Willst du dich gerecht nennen, während es keinen einzigen Gerechten gibt! Lies das Buch Hiob, da wirst du es sehen! Und dein Glaube, der ist

allzu sonderbar, als dass man dich zu den Gerechten zählen könnte.

— Schick ihn in den Keller zu Meister Mats! Soll man solchen Unsinn anhören! Hinaus mit ihm!

More zeigte nach der Tür und Bainham ging hinaus.

— Ja, sagte Wolsey! Was steht uns bevor: Sonderung, Parteien, Kämpfe! Hätten wir nur einen Thronfolger!

— Wir können den König doch nicht scheiden lassen!

— Da du das Wort ausgesprochen hast . . . Er braucht sich nicht scheiden zu lassen weil seine Ehe ungültig ist.

— Ist sie das? Wo steht das geschrieben?

— Im dritten Buch Mose, zwanzig, einundzwanzig: „Wenn jemand seines Bruders Weib nimmt, das ist eine schändliche Tat."

— Ja, aber im fünften Buche Mose, fünfundzwanzig, fünf ist es geboten.

— Was in Jesu Namen sagst du?

— Ganz sicher: „Wenn Brüder beieinander wohnen, und einer stirbt ohne Kinder, so soll des Verstorbenen Weib nicht einen fremden Mann draussen nehmen, sondern ihr Schwager soll sich zu ihr tun, und sie zum Weibe nehmen und sie ehelichen."

— Himmelkreuzdonnerwetter, dieses verwünschte Buch . . .

— Und ausserdem: Abraham war mit seiner Halbschwester verheiratet, Jakob mit zwei Schwestern, Moses Vater mit seiner Tante . . .

— Das ist die Bibel! Nein danke, dann ziehe ich die Dekretale und Konzilien vor! Der Papst soll das Band lösen!

— Soll es denn gelöst werden?

— Das wusstest du nicht? Ja, es soll gelöst

werden. Und wenn Julius II. dispensieren konnte, so kann Clemens der VII. absolvieren.

— Das ist nicht recht gegen die Königin.

— Das Land fordert es, das Reich, die Nation! Des Königs Gewissen . . .

— So! Ist es schön Anne?

— Nein, nicht die!

— Ist es . . .

— Du darfst nicht mehr fragen?

— Dann antworte ich: Margareta von Valois.

— Darauf antworte ich nicht, aber ich bin auch nicht für dein Leben veranwwortlich, wenn du zur Unzeit sprichst! — Dann taugt also die Bibel dazu nicht!

— Es wäre eine nötige Reform, wenn wir das alte Testament streichen dürften, da es ein Judenbuch ist!

— Wir können doch nicht die Psalmen Davids streichen, die unser einziger Kirchengesang sind. Luther selbst hat ja seine Psalmen aus seinem Psalter genommen und „Eine feste Burg ist unser Gott" aus den Sprüchen Salomos; die Melodie hat er aus dem Graduale Romanum zusammengesucht!

— Aber wir müssen das Gesetz Mose als apokryph herausnehmen, sonst sind wir ja Pharisäer und Judenchristen. Was haben wir mit der Beschneidung, dem Osterlamm und der Schwagerehe zu tun! Warte, wenn ich Papst werde . . .

— Sollen wir wirklich so lange warten?

— O schäme dich! Es läutet Mittag! Versäumen wir nicht unsere Pflichten! Das Fleisch muss das Seine haben, um nicht zu brennen. Fahr mit mir nach Westminster, dann kannst du nachher nach Chelsea gehen.

Heinrich VIII. war zwölf Jahre alt, als er mit der Witwe seines Bruders Artur verlobt wurde. Mit vierzehn Jahren protestierte er gegen die Ehe, die ihm zuwider war, aber mit achtzehn Jahren verheiratete er sich mit Katharina, die Kaiser Karl V. Tante war.

Kardinal Wolsey wollte den König gern scheiden lassen, denn er wünschte einen Thronfolger, um die Macht in Händen zu behalten, die er bis zu dem Grad missbrauchte, dass das Parlament beinahe in Vergessenheit geraten war. Er wollte den König mit einer mächtigen Prinzessin verheiraten und reflektierte eine Zeitlang auf Margareta von Valois, wollte aber unter keiner Bedingung eins von den Geschlechtern des Landes in die Dynastie aufnehmen.

Als er aber das Gewissen des Königs weckte, hatte er einen Sturm losgelassen, den er nicht zu bezwingen vermochte, noch weniger in der Richtung lenken konnte, die er wollte, denn die Neigung des Königs für Anne Bullen war jetzt unüberwindlich.

Da aber nahm der Kardinal seine Zuflucht zu einem falschen Spiele, und durch das fiel er.

Sechs Jahre wurde verhandelt, und der König war seiner Geliebten treu, schrieb Briefe, die man noch lesen kann, und die eine grosse und ehrliche Liebe verraten. Die Briefe waren meistens unterzeichnet: „Heinrich Tudor, Rex, Euer treuer und beharrlicher Diener", und begannen: „Meine Herrin und Freundin".

Anne antwortete ablehnend, aber ihre Liebe zu Percy wurde dadurch abgeschnitten, dass man ihn verheiratete.

Nachdem alle gelehrten Fakultäten gehört waren und man sich mit dem fünften Mose und dem dritten Mose geboxt hatte, sandte der Pabst einen Nuntius mit dem geheimen Befehl, die ganze Frage durch Aufschub aus der Welt zu schaffen.

Heinrich aber gab nicht nach, obwohl er furchtbare Kämpfe mit seinen Gefühlen für Katarina, die er verehrte, durchmachte.

In Blackfriars' Kapitelsaal wurde der Prozess in Anwesenheit des Königs und der Königin eröffnet, aber Katarina stand auf, warf sich dem König zu Füssen und fand Worte, die den Tyrannen rührten.

Sie verwarf das Forum, appellierte an den Papst und kehrte nach Bridewell zurück, wo wir sie wiederfinden in Shakespeares Heinrich VIII., wie sie trauernd sich das herrliche Lied vorsingen lässt:

Orpheus' Laute hiess die Wipfel,
Wüster Berge kalte Gipfel,
Niedersteigen, wenn er sang . . .

Der Prozess hatte einige Jahre gedauert; man hatte abwechselnd für den König und für die Königin Partei genommen, oft Mitleid mit beiden gehabt, als sich plötzlich das Gerücht erhob, die Pest sei ausgebrochen.

Es war nicht mehr der schwarze Tod oder die Beulenpest, sondern es war der englische Schweiss. Diese bisher unbekannte Krankheit war zuerst im selben Jahr ausgebrochen, als die Kämpfe der Rosen bei Bosworth ein Ende nahmen; sie hielt sich aber so entschieden innerhalb Englands, dass sie nicht nach Schottland oder Irland hinüber ging; und sie war so ans englische Blut gebunden, dass in Calais nur Engländer, nicht Franzosen von ihr ergriffen wurden. Danach war die Krankheit zweimal aufgetaucht und hatte sich immer an die englische Nation gehalten. Jetzt aber kam sie wieder und brach in London aus.

Der König, der gesagt, „niemand als Gott könne ihn von Anne trennen", erschrak und wusste nicht, was er denken sollte: ob es eine Warnung sei oder eine Prüfung.

Die Krankheit äusserte sich durch Schwitzen und Schlafsucht; gab man der Schlafsucht nach, konnte man in drei Stunden tot sein. In London starben die Bürger wie Fliegen; Thomas More verlor eine Tochter; der Kardinal, der hereingekommen war, um in Hampton-Court zu präsidieren, liess wieder anspannen und floh kopfüber aus der Stadt.

Eine von Annes Damen wurde schliesslich ergriffen. Da verlor der König alle Besinnung, schickte Anne nach Haus zu ihrem Vater, und floh selber, von Ort zu Ort, von Waltham nach Hunsdon. Und dann versöhnte er sich mit Katarina; wohnte in einem Turm, ohne Diener; liess sein Testament aufsetzen und war bereit zu sterben.

Da kam die Nachricht, Anne sei von der Krankheit befallen. Der König hatte seine Kammerherren verloren, und schrieb nun Briefe auf Briefe. Darauf floh er wieder, nach Hatfield und Tittenhanger . . .

Aber Anne erholte sich, die Pest hörte auf, und Heinrich begann wieder zu prozessieren.

Der Kardinal und der Nuntius schwankten, und im siebenten Jahr verlor der König die Geduld. Er hatte nun seinen Mann gefunden, den er gesucht, denn Thomas More wollte Katarinas Ehe nicht für ungültig erklären; der neue Mann war Thomas Cranmer, der Papst und Mönche hasste und von einem freien England träumte, frei von Rom nämlich.

Der König und sein neuer Freund arbeiteten im Geheimen an etwas, das Kardinal Wolsey nicht kannte, und eines Tages war die Vorarbeit getan, die Papiere in Ordnung, und die Mine sprang.

Vom Tower stieß die Galeere des Königs ab, nicht so glänzend jedoch, wie die des Kardinals einmal gewesen war. Cranmer sass neben dem König.

— Im Tower schlafe ich nicht mehr, sagte der König. Jetzt ziehe ich um, Thomas, dies ist die Möbelladung! — Und ich ziehe in Whitehall ein, denn so soll York palace heissen; weil ich als Lancaster York hasse, und weil meine weisse Rose in meinem Schloss wohnen soll. — Jetzt sollst du in dem Turm sitzen, mein Höllenhund! Dass dieser Satan van einem Kardinal mich sechs Jahre angeführt hat. Welche Leiden hat sein falsches Spiel mir verursacht! — Sechs Jahre! — Und ich habe diesen Mann immer gehasst, aber ich hatte ihn nötig, denn er war geschickt.

Der König warf einen Blick auf den nördlichen Strand der Themse;

— Und ich habe in einer Stadt gewohnt, die nicht mein gewesen ist; ein Drittel hat Rom in Besitz. Ich habe gewohnt wie ein Bettler, jetzt aber — ist London mein! Temple, Saint-James, Whitehall, Westminster, um damit anzufangen, dann die andern.

Die Galeere kam bis zu York Palace, und der König drang mit seinen Landsknechten hinein, ohne die Losung zu geben oder auf die Fragen der Kammerherren zu antworten. Er ging direkt in das Zimmer des Kardinals und legte ihm einige Briefe vor.

— Lies! Du Schlange! Deine falschen Episteln hinter meinem Rücken!

Das Gesicht des Kardinals wurde um die Hälfte kleiner und beinahe gleich dem eines Totenkopfes. Aber er fiel nicht auf die Knie, sondern erhob das Haupt zum letztenmal.

— Ich appelliere an den Papst.

— Es gibt keinen Papst in England! Doch ich bin der Papst, und darum bist du nicht mehr Kardinal! Darum habe ich mir selber Dispens erteilt, und darum habe ich mich gestern mit Anne Bullen trauen lassen! In einigen Tagen werde ich sie krönen! Und dann werden wir hier wohnen! Hier! Aber du sollst im Tower wohnen! Hinaus, ehe ich dich hinauswerfe!

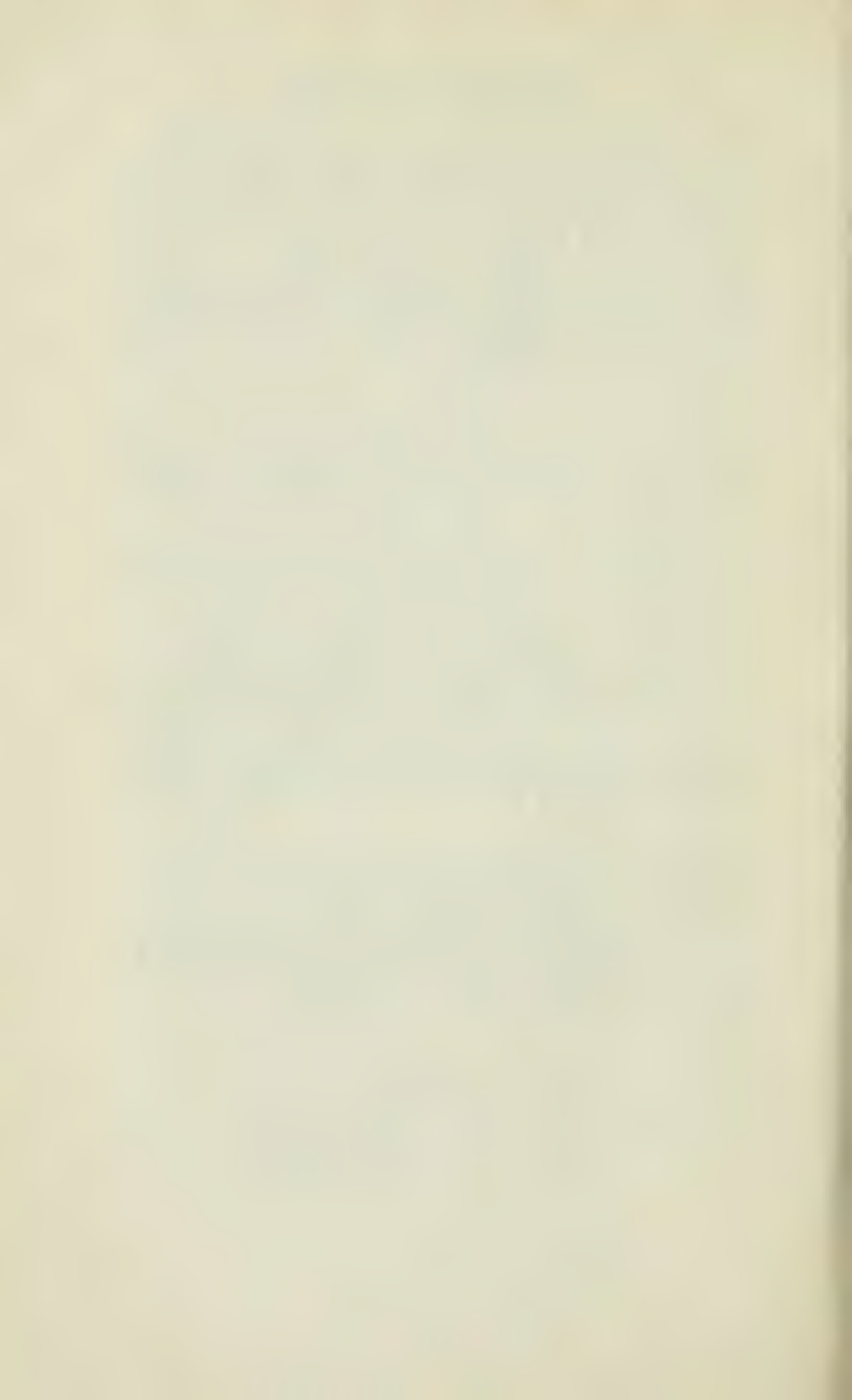
Damit war England frei, ein Drittel von London, das Mönchen gehört hatte, fiel an die Krone zurück; und dann kam das ganze Land an die Reihe.

Der König hatte seine geliebte Anne bekommen, aber nach drei Jahren wurde sie enthauptet, weil sie die Ehre des Königs dadurch verletzte, dass sie Junggesellen in ihrem Privatzimmer empfing.

Darauf verheiratete sich der König noch viermal.

Kardinal Wolsey starb, ehe er aufs Schafott kam. Thomas More wurde wirklich enthauptet. Cranmer endete auf dem Scheiterhaufen, und Cromwell, der zuerst Wolsey verteidigte, dann aber Mönchshammer wurde, beschloss seine Tage damit, dass er enthauptet wurde.

All das sieht sehr verwickelt und traurig aus; gleichwohl aber ging aus diesem Wirrwarr ein freies, selbständiges und mächtiges England hervor. Als sich die Deutschen mit dem dreissigjährigen Krieg von Rom befreien wollten, war England mit seiner Arbeit bereits fertig.





DER WEISSE BERG



Während die Friedensunterhandlungen in Osnabrück und Münster stattfanden, flammte der dreissigjährige Krieg hier und dort wieder auf, mehr vielleicht um die Truppen in Übung zu erhalten, als um Glauben und Glaubensgenossen zu schützen, vor allem aber um der Soldateska Unterhalt und dem Befehl Beute zu verschaffen.

Alles Gerede von Religion hatte aufgehört, und die Mächte spielten jetzt mit offenen Karten. Das protestantische Sachsen, die erste Stütze des Luthertums, arbeitete mit dem katholischen Österreich zusammen, und das katholische Frankreich mit dem protestantischen Schweden. In der Schlacht bei Wolfenbüttel 1641 kämpften französische Katholiken gegen deutsche Katholiken, welch letzte später jedoch die Leiche Johan Banérs in ihren Reihen führten.

Den schwedischen Generalen lag nichts am Frieden; als aber die Verhandlungen nun ins siebente Jahr gingen, fühlten sie, es sei an der Zeit, achtzugeben. „Wer etwas nimmt, der hat etwas", schrieb Wrangel an seinen Sohn.

Hans Christoph von Königsmarck, der Johan Banérs Überlieferungen fortsetzte, war eben mit bei Zusmarshausen gewesen und wurde jetzt nach Osten gegen Böhmen gesandt. Da er ausser der Reiterei nur fünfhundert Mann Fussvolk besass, wusste er nicht, was er tun sollte, sondern streifte aufs Geratewohl umher und suchte Beute. Es war aber nichts zu finden, denn Johan Banér hatte die Gegend schon verheert.

„Darauf zogen sie weiter“, wie Xenophon, und sie fanden die Wälder an den Landstrassen niedergehauen; auf den Äckern wuchs Unkraut, und in den Bäumen hingen Leichen; die Kirchen waren verbrannt, aber die Kirchhöfe wurden bewacht, damit die Leichen nicht aufgegessen würden.

Eine Nacht hatte Königsmarck ein kleines Streifkorps abgesondert, das er selber führte; und sein Zweck war, Proviant zu suchen. Sie ritten mitten in den Wald hinein, aus dem sie ein Licht leuchten sahen. Aber es war nur ein roter Schein, wie aus einem Kohlenmeiler oder einer Schmiede. Sie stiegen von den Pferden und schlichen sich zu Fuss auf den erleuchteten Platz zu.

An Ort und Stelle gekommen, hörten sie Menschenstimmen leise ein Miserere singen, und sie sahen Männer, Frauen und Kinder um einen Backofen sitzen, den letzten Rest eines Dorfes.

Königsmarck trat allein vor, und von einer jungen Fichte verborgen, sah er ein Schauspiel . . . Er hatte wohl schon Ähnliches gesehen, aber nicht unter solchen Umständen.

Im Backofen wurde an einer eisernen Schaufel ein Wildbret gebraten, das ein riesengrosser Hase sein konnte, es aber nicht war. Wie der Hase, war es sehr schmalbeinig und mager über Rücken und Brust, nur das Hinterteil allein schien gut entwickelt zu sein; den Kopf hatte es zwischen die Vorderläufe gesteckt . . . Nein, es waren keine Vorderläufe, denn dort sassen zwei fünffingrige Hände, Menschenhände, und um den Hals war ein halbverkohlter Strick geknüpft. Es war ein Mensch, ein Gehängter, den man abgeschnitten hatte, um ihn zu verzehren.

Der General war von Natur nicht weichlich, und er hatte in seinem Leben so manches durchgemacht;

dies aber überstieg alle Grenzen. Er wurde zuerst böse und wollte die Mahlzeit der Kanibalen unterbrechen; als er aber die kleinen Kinder erblickte, die auf den Knien der Mütter sassen und Grasbüschel im Mund hatten, wurde er von Mitleid erfasst. Die Menschenfresser sahen selber wie Leichen oder Wahnsinnige aus, und aller Augen waren auf den Ofen gerichtet, von dem sie die Rettung erwarteten. Dabei sangen sie ihr „Herr erbarme dich" und baten um Verzeihung für die schwere Sünde, die sie begehen mussten.

— Was geht es eigentlich mich an? sagte sich der General. Ich wünschte nur, ich hätte es nicht gesehen.

Und er kehrte zu seinen Leuten zurück, worauf sie weiter streiften.

Der Wald lichtete sich, und sie kamen auf einen offenen Platz, der einen Scheiterhaufen glich, und mitten aus dem Haufen erhob sich ein Pfeiler, ein einziger. In der halben Dämmerung, die herrschte, konnten sie nicht so genau unterscheiden, aber oben auf dem Pfeiler schien sich etwas zu bewegen. Dies Etwas glich einem Menschen, aber er hatte nur einen Arm.

— Dies ist kein Mensch, denn dann würde er zwei Arme haben! schlug einer der Soldaten vor.

— Das wäre doch merkwürdig, wenn einem Menschen nicht ein Arm fehlen könnte.

— Ein ungewöhnlicher Fall! Vielleicht ein Säulenheiliger!

— Gebt ihm einen Schuss Pulver, so werden wir schon sehen!

Beim Waffengerassel, das jetzt entstand, erhob sich ein Geheul, so entsetzlich und vielstimmig, dass niemand glaubte, es komme von dem Säulenheiligen. Im selben Augenblick bewegte sich der Steinhaufen, wurde eine lebendige Masse.

— Das sind Wölfe! Legt an! Feuer!

Die Salve krachte und die Wölfe flohen.

Königsmarck ritt durch den Rauch hindurch und sah nun einen einarmigen Kaiserlichen auf dem Schornstein stehen, der von einer verbrannten Hütte übrig geblieben war.

— Komm herunter, dass wir dich ansehen, sagte er.

Der Verkrüppelte kletterte mit seinem einen Arm herab, wobei er eine unglaubliche Gelenkigkeit entwickelte.

— Den müsste man bei einem Sturm zum Besteigen der Kurtine haben.

Und dann begann das Verhör.

— Bist du allein?

— Jetzt allein, Dank sei Euern Gnaden, denn die Wölfe haben mir sechs Stunden Gesellschaft geleistet.

— Wie heisst du, von wo kommst du, wohin willst du?

— Ich heisse Odowalsky, ich komme von Wien, und ich gehe zur Hölle, wenn ich nicht Hilfe bekomme.

— Willst du mit uns gehen?

— Ja, so gern wie ich lebe! Mit wem es auch sei, wenn ich nur leben darf! Den Arm habe ich verloren; einen Hof erhielt ich; den steckten sie in Brand — und dann warfen sie mich auf die Landstrasse, mit Weib und Kind natürlich!

— Hör mal, findest du den Weg nach Prag?

— Ich finde den Weg bis Prag, in den Hradschin hinein und den kaiserlichen Schatz, Wallensteins Palast und ins königliche Schloss, den spanischen Tanzsaal und das Lorettokloster . . . Da gibt es multum plus plurimum.

— Was hast du für einen Grad in der Armee?

— Ich bin Oberstleutnant.

— So, das ist was anders! — Kommt mit mir, dann sollt Ihr ein Pferd haben, Oberstleutnant, und dann lasst sehen, wozu Ihr taugt.

Odowalsky bekam ein Pferd, und der General nahm den Fremdling an seine Seite; er sprach die ganze Nacht vertraulich mit ihm, bis sie wieder auf die Hauptmacht stiessen.

Einige Tage später stand Königsmarck mit seiner kleinen Truppe auf dem Weissen Berg links von Prag, der goldenen Praga. Es war in der Dämmerung spät am Abend des fünfzehnten Juni. Er hatte seinen Odowalsky an der Seite und schien besonders gut Freund mit ihm zu sein. Aber die Truppe wusste nichts von den Plänen des Generals, und als die Offiziere sahen, dass er nach Prag ging, waren sie erstaunt, denn die Stadt war gut befestigt und wurde von einer stark bewaffneten Bürgerschaft verteidigt.

— Man kann sich ja immer den Staat ansehen, antwortete Königsmarck auf die Einwendungen. Das kostet ja nichts.

Und sie machten Halt auf dem Weissen Berg, ohne jedoch ein Lager aufzuschlagen. Von der schmucken Stadt aber sahen sie nichts, denn es war dunkel, aber sie hörten von Klöstern und Kirchen Glocken läuten.

— Das ist also der Weisse Berg, wo genau vor dreissig Jahren der Krieg ausbrach, sagte Königsmarck zu Odowalsky.

— Ja, antwortete der Österreicher. Damals brach der Aufruhr der Böhmen aus, und ihr König Friedrich V. von der Pfalz wurde hier geschlagen, dass es nur so hurrate!

— Wenn Ihr vergesst, wer Ihr seid, so vergesst nicht, wer ich bin!

— Wir wollen uns nicht streiten um das, was vor so langer Zeit geschah! Aber Tatsache ist, der Aufruhr wurde erstickt, und die Protestanten mussten abziehen. Was hatten sie nun für ihre Mühe, die armen Böhmen? Hussiten, Taboriten, Utraquisten liessen damals ihr Leben; jetzt aber ist Böhmen doch katholisch. Nur Torheiten!

— Gehört Ihr nicht zur römischen Kirche, Oberstleutnant?

— Ich gehöre überhaupt zu keiner Kirche, ich gehöre zur Armee! Und jetzt wollen wir Prag mit einem Handstreich nehmen.

Und so wurde es gemacht. Um Mitternacht kletterte das Fussvolk über die Mauer, warf den Posten in den Graben, hieb die Torwachen nieder, und damit war die Kleinseite eingenommen.

Drei Tage lang wurde die linke Seite der Moldau geplündert, und Königsmarck soll fünf Wagen mit Gold und Silber nach Nordwesten durch Deutschland geschickt haben, auf eigene Rechnung.

Odowalsky erhielt sechstausend Taler für seine Mühe und wurde später im schwedischen Ritterhaus als von Streitberg geadelt.

Aber die rechte Seite war nicht eingenommen. Die wurde von zehntausend Bürgern verteidigt, von Studenten, Mönchen und Juden sogar. Es gab nämlich seit alten Zeiten dort eine grosse Judenkolonie; und diese Juden wollten während des letzten deutschen Kreuzzuges hierher geflohen sein, direkt von Jerusalem; weshalb auch die Insel in der Moldau noch heute Jerusalem heisst. Und die Juden zeichneten sich so aus, dass sie als Ehrengabe von Kaiser Ferdinand III. eine grosse Fahne erhielten, die man in ihrer Synagoge sehen kann.

Königsmarck konnte die Altstadt nicht nehmen, sondern musste zu Wittenberg schicken. Der plünderte wirklich Tabor und Budweis; Prag aber, das schon geplündert war, lockte ihn nicht.

Da musste der Pfalzgraf Karl Gustav kommen, und er belagerte förmlich den östlichen Stadtteil.

Königsmarck wohnte im Schloss, wo er den alten Landtagssaal sehen konnte, aus dessen Fenster Graf Thurn die kaiserlichen Statthalter Martiniz und Slavata geworfen hatte; die Protestanten sagen, sie seien auf einen Dunghaufen gefallen, aber die Katholiken behaupten, es sei ein Fliederbusch gewesen.

Indessen der Pfälzer Karl Gustav, der wohl ein Vetter des Pfälzer Friedrich V. war, hatte ebenso wenig Glück vor Prag wie dieser. Er wurde krank und war überzeugt, man habe ihn vergiftet. Aber er erholte sich und sollte gerade Verstärkung von Wrangel bekommen, als die Nachricht einlief, der Friede sei geschlossen, der westfälische Friede.

Und damit war der dreissigjährige Krieg zu Ende. Schweden bekam zwei Millionen Taler und einige Besitzungen; die sollten jedoch deutsches Lehen sein, für das der Schwede drei Stimmen im deutschen Reichstag erhielt.

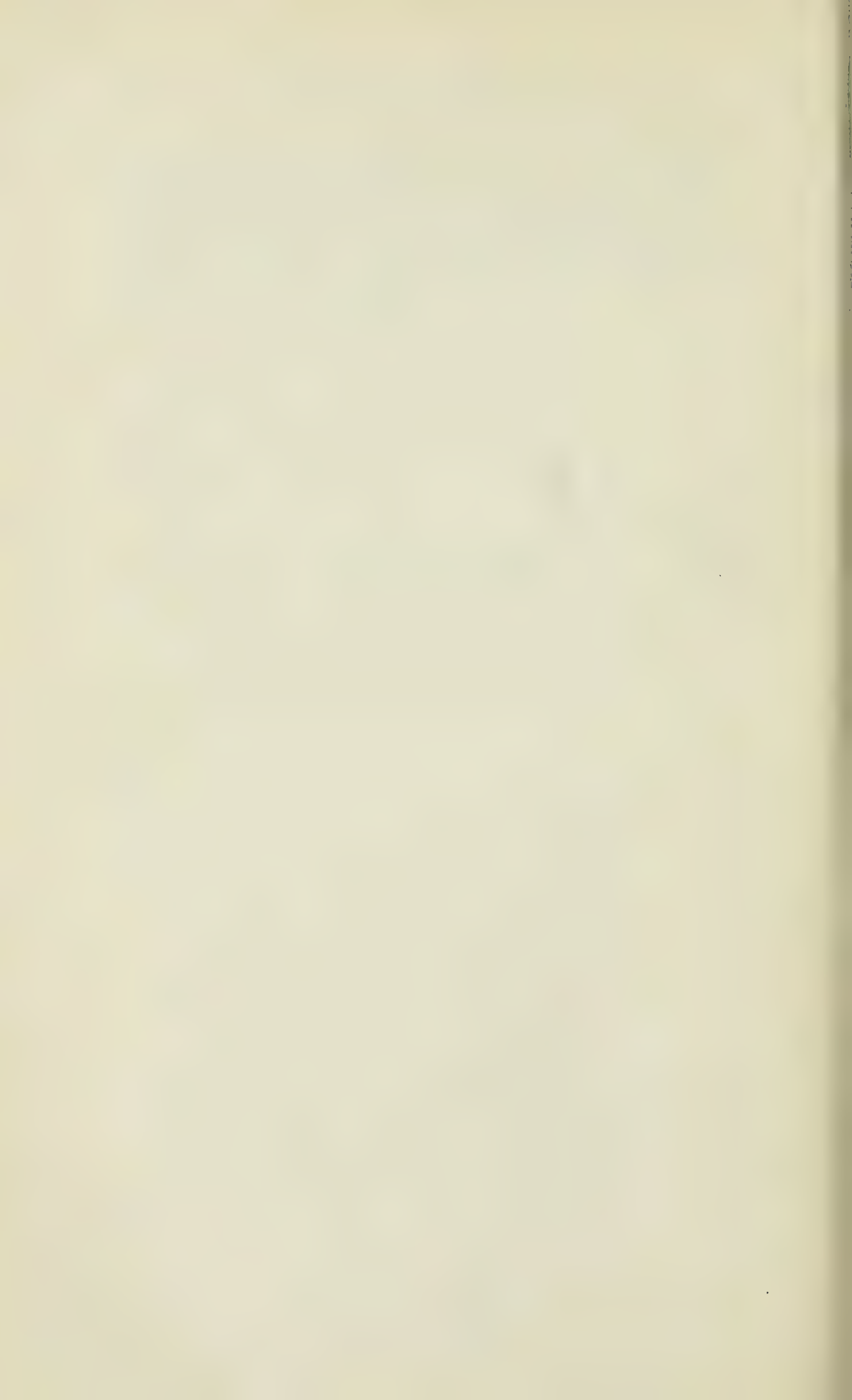
Aber Deutschland hatte nur ein Viertel seiner Bevölkerung noch; und während es früher e i n Staat unter dem Kaiser gewesen war, bildete es jetzt dreihundert Kleinstaaten.

Doch, die Glaubensfreiheit von Augsburg, von 1555, war wiedergewonnen und auf die Reformierten ausgedehnt, und die war teuer erkauft; aber auch die Freiheit von Rom war für Norddeutschland erreicht, und die konnte nicht teuer genug erkauft werden.

Aus dem Chaos entsteht Schöpfung und Neuschöpfung; aus Deutschlands Chaos wuchs Norddeutschland hervor, und dessen Same hiess Brandenburg, das später Preussen wurde, schliesslich das deutsche Reich, das die Kaiserkrone in Versailles holte und nicht aus Rom.



DER GROSSE



Am südlichen Ufer der finischen Bucht lag das kleine Dorf Strelna, halbwegs zwischen Petersburg und dem angefangenen Peterhof. Am Ende des Dorfes am Bach Strelka stand ein einfaches Landhaus unter Eichen und Kiefern, und es war rot und grün angestrichen; die Fensterläden waren noch geschlossen, denn es war erst vier Uhr an einem Sommermorgen.

Die finische Bucht lag glatt unter der aufgehenden Sonne. Eine holländische Kogge, die in den Hafen bis zur Admiralität gewollt hatte, aber nicht weiter als bis zur Höhe von Strelna gekommen war, zog jetzt die Segel ein und ging vor Anker. Auf dem Grosstopp führte sie eine Flagge, die aber nicht flatterte.

Neben dem rotgrünen Landhaus stand eine uralte Linde mit gespaltenem Stamm; in der Klammer war ein Holzboden mit einem Geländer angebracht, und zu dieser Laube führte eine Treppe hinauf.

In der frühen Morgenstunde sass ein Mann oben im Baum an einem Tisch, der nicht gestrichen war und hinkte, und schrieb Briefe. Der Tisch war mit Papieren beladen; es war aber noch Platz für eine Standuhr, der das Glas fehlte, einen Kompass, ein Reiszeug und eine grosse Klingel aus Bronze.

Der Mann sass dort in Hemdärmeln, hatte die gestopften Strümpfe umgekrämpt und grobe Schuhe an; sein Kopf schien unglaublich gross zu sein, war in Wirklichkeit aber nicht so gross; der Hals war der eines Stiers und der Körper der eines Riesen; die Hand, die jetzt die Feder führte, war grob und

teerig; die Feder schrieb träg, die Zeile etwas schief, aber schnell.

Die Briefe waren kurz, sachlich, hatten keine Einleitungen und keine Abschlüsse, waren nur unterzeichnet mit Pe ter, in zwei Teilen, als sei der Name unter der schweren Hand entzwei gegangen.

Es gab wohl eine Million des Namens im russischen Reich; aber dieser Peter war der einzige, der galt, und niemand verkannte die Unterschrift.

Die Linde sang von Bienen und Hummeln, der kleine Strelkabach brodelte wie ein Teekessel, und der Sonnenaufgang war herrlich; die Strahlen fielen zwischen das Laub der Linde ein und warfen helle Flecke auf das ungewöhnliche Gesicht eines der ungewöhnlichsten und unbegreiflichsten Männer, die je geleb haben.

Jetzt sah dieser feine Kopf mit dem kurzen Haar wie der eines wilden Schweines aus; und wenn der Schreiber wie ein Schuljunge an der Gänsefeder sog, zeigten sich Zähne und eine Zunge wie die eines schildhaltenden Löwen. Jetzt zog sich das Gesicht in furchtbarem Schmerz zusammen wie bei einem Gefolterten, Gekreuzigten. Dann aber nahm er ein neues Blatt, begann einen neuen Brief: und nun leuchtete es von der Feder, der Mund lächelte so, dass die Augen verschwanden, und der Furchtbare sah schelmisch aus.

Neues Papier; ein kleines Billet, das jedenfalls an eine Dame gerichtet war; und nun veränderte sich die Maske in die eines Satyrs, löste sich in dekorative Linien auf und explodierte schliesslich in ein lautes Lacehn, das einfach zynisch war.

Die Morgenkorrespondenz war beendet. Der Zar hatte fünfzig Briefe geschrieben. Er liess sie unversiegelt. Kathia, sein Weib, sollte sie zusammenlegen und siegeln.

Der Riese reckte sich, erhob sich mit Mühe und warf einen Blick auf die Bucht hinaus. Mit dem Fernglas sah er sein Petersburg und seine Flotte das angefangene Kronstadt mit der Festung, und schliesslich entdeckte er die Kogge.

— Wie ist die ohne Salut hereingekommen? dachte er. Und wagt unmittelbar vor meinem Haus auf die Rhede zu gehen!

Er klingelte, und sofort kam ein Kammerdiener aus der Zeltreihe gelaufen, die hinter den Kiefern verborgen lag und Wache wie Bedienung beherbergte.

— Fünf Mann ins Boot, hinaus und die Schute gepreit! Kannst du sehen, was es für ein Landsmann ist?

— Das ist ein Holländer, Majestät!

— Holländer! Bring den Kapitän tot oder lebend her! Sofort! Auf der Stelle! . . . Aber erst meinen Tee!

— Das Haus schläft, allergnädigster Herr!

— Dann weck es, du Esel! Klopf an die Laden, schlag die Tür ein! Am hellen Tag schlafen!

Er klingelte wieder; ein anderer Diener erschien.

— Tee! Und Branntwein! Viel Branntwein!

Die Diener liefen, das Haus wurde geweckt und der Zar vertrieb sich die Zeit damit, dass er auf Schiefertafeln Notizen machte. Als er ungeduldig wurde, stieg er hinunter und schlug mit dem Stock gegen alle Fensterläden. Da war von innen eine Stimme zu hören:

— Aber warte doch!

— Nein, das will ich nicht; ich bin nicht zum Warten geboren. Beeile dich, sonst steck ich das Haus in Brand!

Er ging in seine Gärten hinaus, warf einen Blick auf die Arzneipflanzen, rupfte etwas Unkraut und

begoss hier und dort. Ging in den Viehstall und musterte seine Merinoschafe, die er selber eingeführt hatte. Fand im Stall einen entzweigeschlagenen Stand: nahm eine Säge und einen Hobel und machte ihn wieder in Ordnung. Warf seinem Lieblingspferd etwas Hafer in die Krippe; er fuhr meist, wenn er nicht zu Fuss ging; das Reiten war nach seiner Ansicht eines Seemanns unwürdig; und er wollte vor allem andern Seemann sein. Darauf ging er in die Drechslerwerkstätte und trat einmal die Drehbank. Am Fenster aber stand ein Tisch mit dem Zubehör eines Kupferstechers; mit dem Stichel zog er einige Linien, die in der Karte fehlten. Er wollte gerade zur Schmiede, als eine weibliche Stimme ihn unter die Linde rief.

Oben im Baum stand jetzt seine Gattin, die Zarin, im Morgenrock. Ein Weib von groben Gliedern und grossen Füssen; das Gesicht war fett und unschön, die Augen sassen nicht gerade im Kopf, sondern strammten in den Fassungen.

— Wie früh du heute auf bist, Väterchen!

— Ist es früh? Es ist doch sechs!

— Es ist erst fünf!

Der Zar sah nach der Uhr.

— Fünf? Dann soll es sechs werden!

Damit schob er den Zeiger eine Stunde vor. Die Frau lächelte nur, etwas überlegen, aber nicht aufreizend; denn sie wusste, wie gefährlich es war, diesen Mann zu reizen. Und dann servierte sie den Tee.

— Dort hast du Beschäftigung, sagte Peter auf die Briefe zeigend.

— Das sind aber viele!

— Sind es zu viele, so kann ich Hilfe nehmen.

Die Zarin antwortete nicht, sondern begann die Briefe durchzusehen. Das hatte der Zar gern, dann

bekam er Stoff zum Streiten; und er wollte immer streiten, um seine Kräfte rüstig zu erhalten.

— Verzeih, Peter, sagte die Frau, aber ist es recht, dass du dich wegen der holländischen Schiffe an die schwedische Regierung hältst?

— Ja, das ist recht! Alles, was ich tue, ist recht!

— Das verstehe ich nicht! Unsere Russen schiessen aus Missverständnis auf friedliche holländische Schiffe; du forderst von den Schweden Schadenersatz, weil das Unglück im schwedischen Fahrwasser geschah . . .

— Ja, nach römischem Recht wird das Verbrechen in dem Land gesühnt, in dem es begangen ist . . .

— Ja, aber . . .

— Einerlei: wer bezahlen kann, bezahlt; ich kann nicht und die Holländer wollen nicht, darum müssen die Schweden! Verstehst du?

— Nein!

Die Schweden haben den Türken auf mich gehetzt; das sollen sie bezahlen!

— Mag sein! Aber warum schreibst du hier so unfreundlich an die holländische Regierung, da du die Holländer doch liebst?

— Warum? Weil Holland seit dem Frieden von Utrecht im Niedergang ist. Mit Holland ists aus; auf den Kehrichthaufen mit dieser Republik! Jetzt kommt England! Ich halte mich an England, seit es mit Frankreich auch abwärts geht!

— Soll man seine alten Freunde verlassen . . .

— Gewiss, wenn sie nichts mehr taugen! Übrigens: keine Freundschaft in Liebe und in Politik! Glaubst du, ich liebe diesen elenden August von Polen? Nein, das glaubst du nicht! Aber ich muss mit ihm durch Dick und Dünn gehen, für mein Land, für Russland! Wer seine kleinen Launen und Leidenschaften nicht dem Vaterland opfern

kann, der wird ein Don Quichote wie Karl der Zwölfte. Dieser Tor hat mit seinem unsinnigen Hass gegen August und mich an Schwedens Untergang und Russlands Zukunft gearbeitet. Dass aber dieser christliche Hund den Türken auf uns hetzte, das war ein Verbrechen gegen Europa, denn Europa bedarf sein Russland gegen Asien. Sass der Mongole nicht zweihundert Jahre hier und drohte? Und als unsere Vorfahren ihn schliesslich hinausgejagt hatten, kommt so ein Ritter und zieht den Helden von Konstantinopel ins Land! Der Mongole stand ja einmal in Schlesien und hätte das Abendland verheert, wenn wir Russen es nicht gerettet. Karl der Zwölfte ist jetzt tot; aber ich verfluche sein Andenken, und ich verfluche jeden, der mich in meinem löblichen Vorhaben zu hindern sucht, Russland aus einem westlichen Asien zu einem östlichen Europa zu machen. Ich schlage jeden nieder, wer es auch sein mag, der an mein Werk rührt, und wäre es auch mein eigener Sohn!

Jetzt wurde es still. Die letzten Worte berührten die empfindliche Frage nach Peters Sohn aus erster Ehe, Alexej, der in der Peter-Paulfestung gefangen sass und sein Todesurteil erwartete, da er überführt war, der Arbeit seines Vaters an der Zivilisierung Russlands entgegengearbeitet, und ausserdem im Verdacht stand, an Versuchen zu Aufruhr teilgenommen zu haben. Die geschiedene erste Frau Eudoxia, war im Kloster Suzdal eingesperrt.

Katharina liebte natürlich Alexej nicht, weil er ihren Kindern im Weg stand, und sie sah gern, dass er starb; sie wollte aber nicht die Schuld haben. Und da Peter auch nicht die Schuld auf sich nehmen wollte, hatte er einen Gerichtshof von einhundertsiebenundzwanzig Personen eingesetzt, um den Sohn zu richten.

Das Thema wurde darum ungern behandelt, und mit seiner unglaublichen Fähigkeit, Gedanken und Gefühle zu wechseln, unterbrach Peter das Schweimit der banalen Frage:

— Wo ist der Branntwein?

— Du kriegst so früh keinen Branntwein, mein Junge!

— Katharina! sagte Peter mit einem gewissen Akzent, während das Gesicht zu zucken begann.

— Sei ruhig, Löwe! antwortete die Frau und strich seine schwarze Mähne, die sich gesträubt hatte. Und aus einem Korb nahm sie eine Flasche und ein Glas.

Der Löwe heiterte sich auf, schlürfte das starke Getränk hinunter, lächelte und streichelte den gewaltigen Busen seiner Gattin.

— Willst du die Kinder sehen? fragte Katharina, um ihn in eine mildere Stimmung zu bringen.

— Nein, nicht heute! Sie haben gestern Schläge bekommen, und sie sollten nicht etwa glauben, dass ich hinter ihnen herlaufe! Halte sie dir fern, halte sie unter dir, sonst kommen sie über dich!

Katharina hatte das letzte Billet wie in Gedanken genommen und zu lesen begonnen. Jetzt errötete sie; dann riss sie den Brief entzwei:

— Du musst nicht an Schauspielerinnen schreiben! Das ist eine zu grosse Ehre für sie, und wir haben nur Schande davon.

Der Zar lächelte und wurde nicht böse; denn er hatte nicht die Absicht gehabt, das Billet abzuschicken, sondern es nur hingekritzelt, um seine Frau zu reizen; vielleicht auch, um zu prahlen.

Unten im Sand waren Schritte zu hören.

— Sieh, da haben wir meinen Freund, den Schurken!

— Still, warnte Katharina. Menshikow ist dein Freund.

— Ein schöner Freund! Einmal habe ich ihn als Dieb und Betrüger zum Tode verurteilt; er lebt aber noch, dank deiner Freundschaft . . .

— Still!

Menshikow (grosser Krieger, tüchtiger Staatsmann, Günstling, unentbehrlich, steinreich), in dessen Haus der Zar seine Katharina gefunden, kam die Holztreppe hinaufgestürzt. Er war ein schöner Mann von französischem Aussehen, trug sich reich und hatte feine Manieren. Er grüsste den Zaren zeremoniell und küsste Katharina die Hand.

— Jetzt sind sie wieder da! fing er an.

— Die Strelitzen? Habe ich sie nicht von der Erde ausgerodet?

— Sie wachsen nach, wie die Drachensaat, und jetzt wollen sie Alexej befreien.

— Weisst du etwas Näheres?

— Die Verschworenen kommen heute, abends um fünf Uhr, zusammen . . .

— Wo?

— Auf der Strandlinie Vierzehn, bei einem scheinbar harmlosen Gastmahl . . .

— Strand — Vierzehn, schrieb der Zar auf eine Tafel. Noch etwas?

— Und heute nacht um zwei Uhr stecken sie die Stadt in Brand . . .

— Um zwei Uhr?

Der Zar schüttelte den Kopf, und sein Gesicht zuckte.

— Ich baue auf, und sie reissen nieder; jetzt aber will ich sie mit der Pfahlwurzel ausreissen. Was sagen sie?

— Sie sehen auf das Heilige Moskau zurück und halten Petersburg für eine Gottlosigkeit oder eine Bosheit. Die Arbeiter sterben wie Fliegen am Sumpffieber, und dass du, Zar, mitten im Morast gebaut

hast, fassen sie als eine Prahlerei à la Louis Quatorze auf, der Versailles im Moorboden anlegte.

— Esel: Meine Stadt soll das Schloss der Flussmündung und der Schlüssel zum Meer sein, darum muss sie dort liegen; und der Sumpf soll zu Kanälen werden, die Boote führen, wie die von Amsterdam. Jaja, wenn Affen richten!

Er klingelte; ein Diener erschien.

— Das Kabriolett anspannen! rief er hinunter. Und nun leb wohl, Katharina; ich komme vor morgen nicht nach Haus. Es wird ein heisser Tag. Aber vergiss die Briefe nicht. Alexander kann dir helfen...

— Willst du dich nicht ankleiden, mein Söhnchen? antwortete Katharina.

— Ankleiden? Ich habe ja den Säbel!

— Zieh doch wenigstens den Rock an!

Der Zar zog den Rock an, schnallte den Schmachtriemen, der den Säbel hielt, einige Dornen enger, ergriff den Stock und sprang mit einem Tigersprung aus dem Baum.

— Mags denn geschehen! flüsterte Menshikow Katharinen zu.

— Du hast doch nicht gelogen, Alexander?

— Etwas Lügen schmückt die Rede! Die Hauptsache ist erreicht. Morgen, Katharina, kannst du mit deinen Thronfolgern ruhig in der Kinderstube schlafen!

— Kann er Unglück haben?

— Nein! Er hat nie Uglück!

Der Zar lief an den Meeresstrand hinunter; er ging nämlich nie, sondern lief immer. „Das Leben vergeht schnell, pflegte er zu sagen, und wir haben viel auszurichten.“

Als er den Sandwall erreichte, begegnete ihm ein landendes Boot mit fünf Mann und dem holländischen Gefangenen. Der sass ruhig am Steuer und rauchte seine Pfeife. Als er den Zaren erblickte, nahm er seine Mütze ab, warf sie in die Luft und schrie Hurra.

Zar Peter beschattete die Augen, und als er seinen alten Lehrer und Freund Jaen Scheerborck aus Amsterdam erkannte, sprang er ins Boot, den Ruderern auf Schulter und Knie, stürzte Jaen in die Arme und küsste ihn so, dass die Tabakspfeife zerbrach und Feuer und Rauch den Seemann um seinen grossen grauen Bart wirbelten.

Dann hob der Zar den Alten in die Höhe und trug ihn wie ein Kind auf seinen Armen ans Ufer.

— Endlich, du alter Schelm, habe ich dich hier bei mir! Jetzt sollst du meine Stadt und meine Flotte sehen, die ich selber gebaut hab; du hast michs ja gelehrt. Das Kabriolett her, Burschen, und einen Dregg aus dem Boot: wir wollen fort und lavieren! Schnell!

— Geliebtes Herz, sagte der Alte, die Tabaksasche aus seinem Bart zupfend; dass ich den Zar-Zimmermann gesehen habe, ehe ich sterbe, das ist . . .

— Ins Kabriolett, Alter; hängt den Dregg hinten an, Burschen. Wo du sitzen sollst? Auf meinen Knien sollst du sitzen!

Das Kabriolett hatte nur für eine Person Platz, und der Kapitän musste wirklich auf dem Schoss des Zaren sitzen. Drei Pferde in einer Reihe waren vorgespannt, und ein viertes ging neben dem ersten.

Die Peitsche knallte und der Zar spielte, als sei er auf See.

— Gut Wind, was? Zwölf Knoten, schoten dort, so ja, so ja!

Ein Gattertor war zu sehen; und der Schiffer, der die wilden Manöver des Zaren, aber auch seine Geschicklichkeit kannte, begann zu schreien:

— Gattertor voraus, stopp!

Aber der Zar, der bei dem alten Freund aus früher Zeit seine Jugend wiedergefunden und mit seiner unverwüstlichen Jungenhaftigkeit Streiche und Gefahren liebte, schlug auf die Pferde los, pfiff und kommandierte:

— Voll und bei, guten Gang, so, klar, zur Aktion, hopp!

Das Gattertor war genommen; es sprang vollständig ab; und der Alte lachte so, dass er auf den Knien des Zaren hüpfte.

So ging es den Strand entlang. Am Stadttor wurde geschultert und salutiert, auf den Strassen Hurra geschrien, und als sie nach der Admiralität kamen, wurden Kanonenschüsse gelöst und die Raaen bemannt. Der Zar aber, glaubend oder spielend, als sei er auf See, kommandierte:

— Ankern!

Damit warf er den Dregg so gegen die Wand, dass er an einem Fackelhalter festhakte, der sich bog, ohne zu brechen. Die Pferde aber, die noch im Laufen waren, wurden zurückgerissen und sanken auf die Knie. Das erste des Gespanns erhob sich nicht mehr; es war an den Folgen vom Entern des Gattertors verendet.

Drei Stunden später, als Flotte und Werft be-

sichtigt waren, sassen der Zar und Jaen Scheerborck in einer Seemannskneipe. Das Kabriolett stand draussen und war am Strohdach verankert.

Branntwein war auf dem Tisch und die Pfeifen qualmten. Die beiden Freunde hatten von ernsten Dingen gesprochen. Der Zar hatte sechs Besuche gemacht, darunter einen sehr wichtigen in der Generalität, von dem er sehr erregt zu dem wartenden Schiffer herunterkam. Aber mit seiner unglaublichen Fähigkeit, Unangenehmes abzuschütteln und die Stimmung zu wechseln, strahlte er jetzt von Fröhlichkeit.

— Du fragst, woher ich die Einwohner für meine Stadt bekommen will? Ich zog erst fünfzigtausend Arbeiter her. Das war der Grundstock. Dann befahl ich allen Beamten, Priestern und grössern Grundbesitzern, ein Haus zu bauen, jeder eins; ob sie dort wohnen wollen oder nicht! Und jetzt habe ich hunderttausend! Ich weiss, sie schwatzen und sagen, ich baue Städte, aber wohne selbst dort nicht. Nein, ich baue nicht für mich, sondern für die Russen. Moskau hasse ich, denn dort riechts nach dem Tartarenkhan; ich wohne am liebsten auf dem Lande. Das geht keinen was an. Trink, Alter! Wir haben den ganzen Tag vor uns; bis fünf Uhr. Dann muss ich nüchtern sein!

Der Alte trank vorsichtig und wusste nicht recht, wie er sich in dieser vornehmen Gesellschaft, die doch so matrosenhaft war, benehmen sollte.

— Jetzt musst du mir Geschichten erzählen; was die Leute über mich sprechen. Du kennst wohl eine Menge, Jaen?

— Ich kenne wohl welche, aber es ist nicht gut möglich . . .

— Dann werde ich erzählen, sagte Peter. Kennst du die Geschichte vom Zirkel und Käse? Nein! Die ist so! Der Zar ist so geizig, dass er immer

ein Reisszeug in der Tasche trägt. Mit dem Zirkel misst er das Stück Käse, um zu sehen, ob seit der letzten Mahlzeit etwas davon gestohlen ist! Die Geschichte ist gut! . . . Oder diese: Der Zar hat einen Säuferklub. Einmal wollten sie ein Fest feiern, und da wurden die Gäste drei Tage und drei Nächte eingeschlossen, um zu trinken. Jeder Gast hatte eine Bank hinter sich, um den Rausch auszuschlafen; und daneben standen zwei Halbe Tonnen für jeden einzigen; die eine Tonne enthielt Futter für drei Tage, die andere war leer — und war zu einem geheimen Zweck bestimmt. Du verstehst doch . . .

— Nein, das ist zu toll . . .

— An solchen Geschichten ergötzt man sich in Petersburg. Hast du nicht gehört, dass ich auch Zähne ausziehe. In meinem Palast soll ein ganzer Sack voll Zähne sein! Und dann soll ich im Lazarett Operationen machen; neulich zapfte ich einem wassersüchtigen Weib so viel Wasser ab, dass es starb.

— Glauben die Leute das?

— Gewiss glauben sies! Sie sind so dumm, siehst du; aber ich werde ihnen die Eselsohren abschneiden und die Zunge versengen . . .

Seine Augen begannen zu funkeln, und man sah, wohin seine Gedanken gingen. Aber wie offen er auch war: er schien Sperrhaken zu besitzen, so dass er selbst im Rausch seine grossen Geheimnisse verschwieg, während er die kleinen offenbarte.

Jetzt kam ein Adjutant herein und flüsterte dem Zaren etwas zu.

— Schlag fünf Uhr! antwortete der Zar mit lauter Stimme. Sechzig Grenadiere, mit scharfen Schüssen und Hirschfängern! Adieu!

— Jaen, fuhr der Zar fort, eine Volte im Gedankengang machend, ich werde deine Webstühle

kaufen, aber ich gebe nicht mehr als fünfzig Rubel für das Stück . . .

— Sechzig, sechzig . . .

— Du Satan von einem Holländer, du Geizhals! Wenn ich fünfzig biete, so ists eine Ehre für dich! Ja, das ists!

Der Zorn stieg; aber der kam nachträglich und stand im Zusammenhang mit der Meldung des Adjutanten, durchaus nicht mit den Webstühlen. Es kochte im Topf und der Deckel musste in die Höhe.

— Ihr elenden Gewürzkrämer! Nur Leute schinden, schinden! Aber eure Zeit ist vorbei! Jetzt kommt der Engländer! Das sind andere Leute!

Jaen, der Schiffer, wurde finster. Das reizte den Zaren noch mehr. Aber er konnte seinem alten Freund nicht böse werden; er wollte an Jaens Gesellschaft ein Vergnügen haben, und suchte darum einen Ableiter.

— Krüger! rief er, Champagner her!

Der Krüger kam herein, fiel auf die Knie und bat um Gnade, weil er das teure Getränk nicht auf Lager habe.

Dieses überflüssige Wort Lager konnte ironisch und aufreizend klingen, sollte es aber nicht. Doch es war willkommen; der Stock konnte gebraucht werden.

— Hast du einen Lagerkeller, du Schelm? Willst du mich lehren, dass ein Matrosenkrüger ein Lager von Schnäpsen führt . . .

Und nun tanzte der Stock. Als aber der Holländer sich mit einer missbilligenden Miene fortwandte, brach des Zaren Wut los. Es war eine Art Krankheit oder ein Naturell, dass er einen Ausbruch haben musste. Nun flog der Säbel aus der Scheide. Wie ein Rasender schlug er alle Flaschen auf dem Spültisch entzwei, hieb Tischen und Stühlen die Beine ab. Darauf machte er einen Scheiterhaufen aus

den Trümmern und wollte den Krüger lebendig verbrennen.

Da öffnete sich eine Tür; und herein trat ein Weib mit einem kleinen Kind auf dem Arm. Als das Kind den Vater da liegen sah, wie er den Hals vorstreckte, begann es zu schreien. Der Zar blieb in seiner Gebärde stehen, beruhigte sich, trat auf die Frau zu und grüsste:

— Sei ruhig, Mutter, dir geschieht nichts Böses! Wir spielen nur Matrosen!

Und zum Krüger gewandt:

— Schick die Rechnung zum Fürsten Menshikow; er bezahlt. Aber wenn du mich kratzest, so . . . Na, ich verzeihe dir für dieses Mal! . . . Jetzt fahren wir Jaen! Anker auf und Schot klar!

Darauf fuhren sie in die Stadt hinaus, der Zar lief in Häuser hinauf, kam wieder herunter; und so wurde es Mittag.

Sie machten vorm Palast Menshikows Halt.

— Ist das Mittag fertig? fragte der Zar vom Kabriolett aus.

— Das Mittag ist fertig! antwortete ein Lakai.

— Serviere für zwei! Ist der Fürst zu Hause?

— Der Fürst ist nicht zu Hause.

— Tut nichts! Also für zwei!

So pflegte der Zar seine Freunde zu besuchen, ob sie zu Hause waren oder nicht; und man erzählt, er sei einmal mit zweihundert von seinen Bekannten zu solchen Gewaltbesuchen herumgezogen.

Nach einem glänzenden Diner ging der Zar in einen Salon und legte sich schlafen. Der Schiffer war bereits am Tisch eingeschlummert.

Aber neben seinen Kopf legte der Zar seine Uhr; er konnte sich wecken, wann er wollte.

Als Zar Peter erwachte, ging er in den Essaal und fand Jaen Scheerborck schlafend am Tisch.

— Bring ihn fort! befahl der Zar.

— Soll er nicht mehr dabei sein? wagte der Kammerherr zu fragen, der ein Günstling war.

— Nein, ich habe ihn satt; man sollte niemals Menschen mehr als einmal treffen im Leben. Trag ihn hinaus an die Pumpe, dann wird er nüchtern, und führe ihn dann auf seine Schute.

Und mit einem verächtlichen Blick fügte er hinzu:

— Du altes Vieh!

Dann fühlte er nach, ob der Säbel sicher sitze, und ging.

Nach dem Schlaf war Peter wieder der Kaiser geworden; hoch, gerade, würdig. Er ging nach der Strandlinie hinunter, ernst, gross, wie zu einer Feldschlacht.

Als er Nummer vierzehn gefunden hatte, trat er ohne weiteres ein, sicher, seine fünfzig Mann dort zu finden. Rechts zu ebener Erde nach dem Hof zu standen alle Fenster auf. Dort sah er die Verschworenen um einen langen Tisch sitzen und Wein trinken. Er trat in den Saal. Viele von seinen Freunden sassen dort. Das gab ihm einen Stich ins Herz.

— Guten Tag, Kameraden! grüsste er munter.

Die ganze Gesellschaft erhob sich wie ein Mann. Blicke wurden gewechselt und Mienen gemacht.

— Wollen wir nicht ein Glas trinken, Freunde?

Und Peter warf sich auf einen Stuhl. Da aber sah er nach der Saaluhr, und die zeigte erst halb fünf.

Er hatte sich um eine halbe Stunde geirrt; ob er sich nun versehen oder die Uhr bei Menshikow falsch gegangen war.

Eine halbe Stunde! dachte er; aber in der nächsten Sekunde hatte er ein Heldenglas geleert und begann ein sehr populäres Soldatenlied zu singen, das er mit Aufklopfen des Glases begleitete.

Das Lied war verführerisch. Das hatten sie als Sieger bei Pultawa gesungen; danach waren sie marschiert; es lenkte die Erinnerung auf bessere, frohere Zeiten; und alle stimmten ein.

Peters starke Persönlichkeit, die gewinnende, liebenswürdige Art, die er annehmen konnte, wenn er wollte, alles zog die Gesellschaft zu ihm hin. Und nun löste das eine Lied das andere ab, und der Gesang war eine Befreiung von der fürchterlichen Beklommenheit. Es war die einzige Möglichkeit, ein Gespräch zu vermeiden.

Zwischen den Liedern brachte jedoch der Zar ein Wohl aus, trank einem alten Freund zu, ihn in wenigen Worten an ein gemeinsames Erlebnis erinnernd. Er wagte nicht nach der Uhr zu sehen, um sich nicht zu verraten; aber die halbe Stunde mitten in der Mörderhöhle war unendlich lang.

Manchmal sah er zwei Blicke wechseln; dann aber warf er ein scherzhaftes Wort dazwischen, und der Faden war zerrissen. Er spielte um sein Leben und er spielte gut; denn er verwirrte sie mit seiner Munterkeit und Naivität, so dass sie nicht ahnen konnten, ob er etwas wüsste. Mit dieser ihrer Unschlüssigkeit spielte er.

Schliesslich hörte er Waffen draussen auf dem Hof rasseln, und mit einem Sprung war er zum Fenster hinaus.

— Massaker! war sein einziges Kommandowort. Und damit begann das Blutbad. Er selber stand

am Fenster; und wenn einer hinaus sprang, schlug der Zar ihm den Kopf ab.

— Alles tot! schrie er auf deutsch, als es zu Ende war.

Dann ging er seiner Wege, in der Richtung auf die Festung Peter-Paul.

Er wurde vom Kommandanten empfangen und liess sich zum Prinzen Alexej führen, seinem einzigen lebenden, seinem erstgeborenen Sohn, auf den er seine Hoffnung und damit Russlands Zukunft gebaut hatte.

Mit dem Schlüssel in der Hand blieb er vor der Zelle stehen, machte ein Kreuzeszeichen und betete halblaut:

— Ewiger Gott der Heerscharen, Herr Zebaoth, der den Fürsten das Schwert in die Hand gegeben hat, zu lenken und zu schützen, zu belohnen und zu bestrafen; erleuchte deines Dieners armen Verstand, dass er nach deinem Recht handeln möge! Du hast von Abraham seinen Sohn gefordert, und Abraham gehorchte. Du hast deinen einzigen Sohn gekreuzigt, um die Menschheit zu lösen. Nimm mein Opfer, du Furchtbarer, wenn du es forderst! Doch nicht mein Wille geschehe, sondern deiner. Möge dieser Kelch an mir vorüber gehen, wenn du es willst! Amen, in Christi Namen, Amen!

Er trat in die Zelle, und blieb dort eine Stunde.

Als er wieder heraus kam, sah er verweint aus; aber er sagte nichts, gab dem Kommandanten den Schlüssel und ging.

Was diesen Abend zwischen Vater und Sohn geschah, darüber gibt es viele Angaben.

Genug: Alexej wurde von einhundertsiebenundzwanzig Richtern zum Tode verurteilt und das Protokoll gedruckt. Aber das Urteil soll niemals vollstreckt worden sein. Der Erbprinz starb vorher.

Am selben Abend gegen acht trat der Zar in sein Landhaus und suchte sofort Katharina auf.

— Das Alte ist vergangen! sagte er. Jetzt beginnen wir das Neue, du, ich und die Unseren.

Die Zarin fragte nicht, denn sie verstand. Aber der Zar war so müde und erschöpft, dass sie einen der Anfälle fürchtete, die sie so gut kannte. Und es gab nur eine Art, ihn zu beruhigen, die alte, gewöhnliche.

Sie setzte sich in die Sofaecke; er legte sich nieder, den Kopf gegen ihren reichen Busen; dann strich sie ihm das Haar, bis er einschlief. Aber drei Stunden musste sie unbeweglich sitzen.

Ein Riesenkind an einem Riesenbusen, so lag der grosse Kämpe des Herrn da; und das Gesicht wurde so klein, die hohe Stirn wurde von der langen Mähne verborgen, der Mund stand offen, und er schnarchte wie ein kleines Kind, das schläft!

Als er schliesslich erwachte, blickte er zuerst auf, erstaunt, sich dort zu finden, wo er war. Darauf lächelte er, sagte aber nicht „danke“ und koste auch nicht.

— Jetzt wollen wir was zu essen haben! Das war das erste Wort, das er sprach. Dann wollen wri was zu trinken haben, und dann ein grosses Feuerwerk! Das werde ich selbst unten am Strand anzünden. Aber Jaen Scheerborck muss dabei sein.

— Du hast Jaen ja hinausgeworfen.

— Habe ich? Er war betrunken, der Kerl! Schicke sofort nach ihm!

— Du bist so wunderlich, Peter; nie der selbe in zwei Minuten.

— Ich will nicht der selbe sein. Dann würde es einförmig. Immer Neues! Und ich bin immer neu! Was! Ich langweile dich nicht mit dem ewigen Einerlei!

Es wurde so, wie er gesagt hatte. Jaen wurde geholt, aber gebunden, denn er war böse auf Peter wegen der Wasserpumpe, und wollte nicht kommen. Als er aber an Land war, wurde er umarmt und auf den Mund geküsst. Da war sein Groll vorbei.

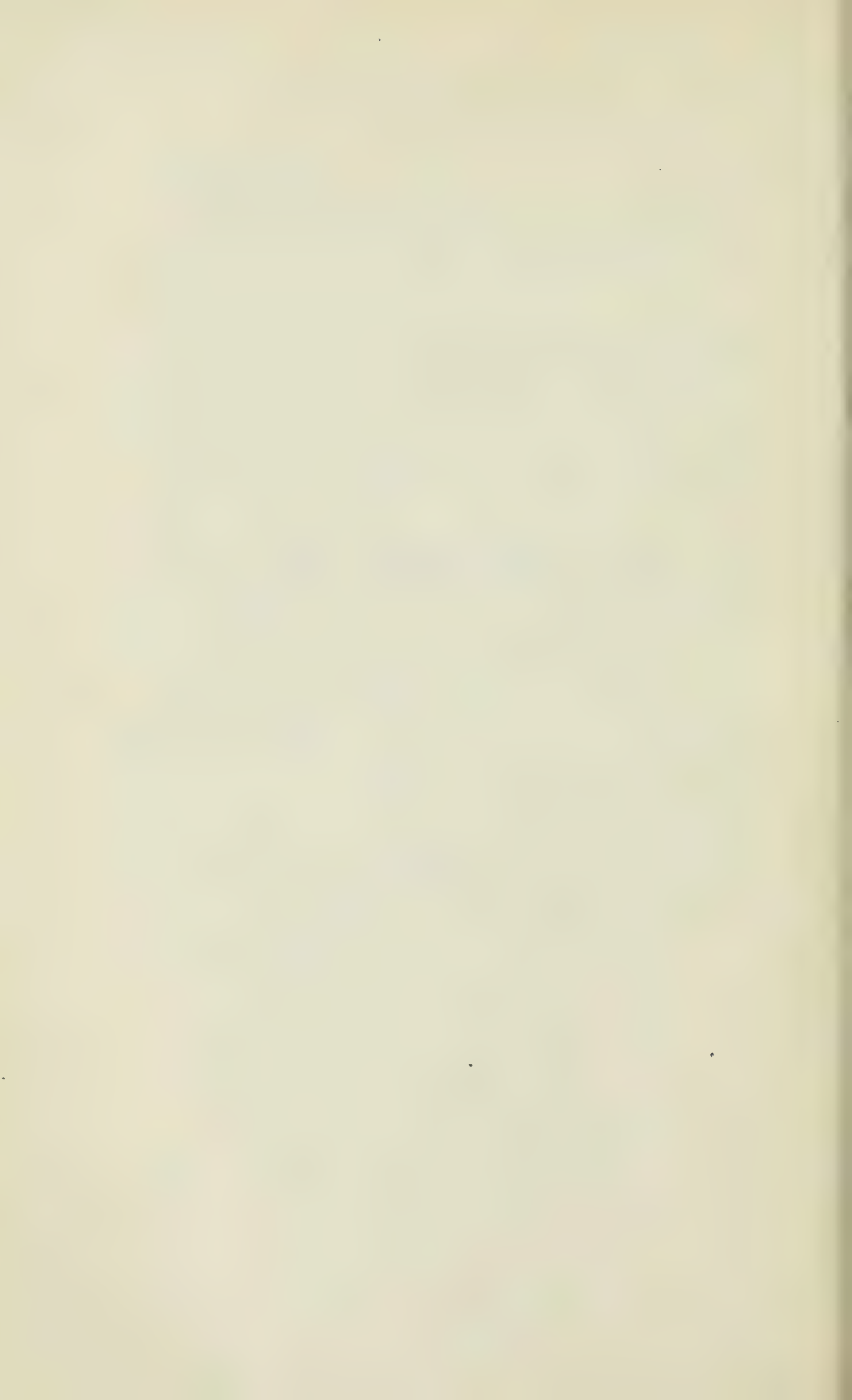
Man ass und trank, und es endete mit Feuerwerk — das war ein grosses Vergnügen für den Zaren.

Und so endete der merkwürdige Tag, der dem Haus Romanow die Thronfolge sicherte. Und so war der Mann, der sich selber nannte: „Der Grosse, der Selbstherrscher, der Kaiser aller Reussen.“

Der Barbar, der sein Russland zivilisierte; der Städte baute und selbst nicht darin wohnen wollte; der seine Gattin schlug und dem Weib ausgedehnte Freiheit gab. Sein Leben war gross, reich und nützlich im Öffentlichen; im Privaten, wie es sein konnte. Aber er hatte einen schönen Tod, denn er starb an den Folgen einer Krankheit, die er sich zuzog, als er bei einem Schiffbruch ein Menschenleben rettete — er, der mit eigener Hand so vielen das Leben genommen hatte!



DIE SIEBEN GUTEN JAHRE



Monsieur Voltaire, Kammerherr bei Friedrich dem Grossen, Inhaber des sehr geschätzten Ordens Pour le Mérite, Akademiker und anderes mehr, war im dritten Jahr Gast zu Sanssouci bei Potsdam. Im Flügel, in dem er wohnte, war er in dieser schönen Abendstunde damit beschäftigt, einen Brief zu schreiben. Die Luft war still und warm, so dass der empfindliche Franzose, der immer fror, das Fenster offen halten konnte.

Der Brief, zur Hälfte geschrieben, war an die Marquise, die Freundin des Kardinals Fleury, gerichtet, die durch ihren Briefwechsel mit dem Ausland feinere Spionagedienste leistete.

„. . . Alles ist nämlich vergänglich, schrieb die Feder, und dass dies nicht dauern würde, war klar, Ich soll wie ein Magister dasitzen und seine schlechten Verse korrigieren, wo er weder deutsch noch frönzösich kann. Boshaft wie ein Affe, hat er Satiren über alle Fürsten Europas zusammengeschrieben, die allerdings nicht für den Druck bestimmt, aber ganz gemein und ungerecht sind . . . Im Gedanken an das, was bevorsteht, liebe Freundin, habe ich sein Pamphlet kopieren lassen; in dem Augenblick, in dem er zuschlägt, schlage ich zurück. Wenn ihr wüsstet, was dieses Preussen ist und werden kann! Ein im Umriss gezeichneter Adler, der die eine Flügelspitze am Rhein (Jülich-Berg) und die andere an der russischen Grenze hat. Es sind Lücken hier und dort in der Zeichnung; wenn die aber ausgefüllt sind, wird das ganze nördliche Deutschland

wie ein Geier über Österreichs zweiköpfigem Kaiseradler liegen. Frankreich müsste seinen Hass gegen Habsburg bezwingen und nicht mit den Hohenzollern Vergleiche schliessen, denn ihr wisst nicht was ihr tun! Man hört hier so viel von Plänen, aber ich wage nicht alles niederzuschreiben, denn mit ihm ist nicht zu spassen . . .“

Jetzt war vom Schloss der durchdringende Laut einer Terzflöte zu hören, der lief und trillerte.

Der Alte, denn er war jetzt im sechzigsten Jahr, hielt sich zuerst mit den Händen die Ohren zu, fuhr aber sogleich im Schreiben fort.

„. . . Und dann diese verd.., Flöte! Jetzt eben quinkelliert er . . . das bedeutet, dass wir alle nach seiner Pfeife tanzen sollen! — Aber noch schlimmer als die Flöte ist etwas, das sich Fuge nennt; ich weiss nicht, ob mans Musik nennen kann, aber — jetzt bläst er Doppelzunge, und das kleidet ihn wie eine Schlange. — Gestern war Sebastian Bach hier, der Grosse natürlich, und hatte seinen Sohn Philipp Emanuel bei sich; sie spielten den ganzen Nachmittag sogenannte Fugen, dass ich mich ins Bett legen und Arznei nehmen musste.

— Was die Pläne angeht, so will ich nur einige andeuten. Ein Plan ist, Österreich zwischen Frankreich und Preussen zu teilen; er aber ist zu schlau, ihn mitzumachen, denn er braucht noch ein Österreich gegen die Franzosen. Ein zweiter Plan ist: Preussen zwischen Russland und Österreich zu teilen, und von einem dritten habe ich munkeln hören: Polen zwischen Russland, Preussen und Österreich zu teilen. (Die Flöte ist verstummt, und eine selige Ruhe breitet sich über Sans-Souci, das ich künftig Cent-Soucis buchstabierte, denn hundert kleine Verdriesslichkeiten drohen hier mein Leben zu verkürzen!) — Unsere Tafelrunde, die bisher nur von Ta-

lenten bevölkert war, Maupertius, La Mettrie, Algarotti, D'Argens und ihresgleichen, ist jetzt durch Gardisten aus Potsdam rekrutiert worden und im Begriff, zu einem Tabakskollegium auszuarten. Ziethen und der Dessauer finden sich mit Schmierstiefeln ein und schwadronieren von den fünf Siegen. Vorgestern nahmen sie sich Freiheiten heraus, brachten jedes vernünftige Gespräch zum Schweigen und schliesslich wollten sie mit mir ihre Possen treiben. Was mich am meisten reizte, war, dass e r sein Gefallen daran nicht verbergen konnte . . . Alles in allem, der Aufzug der Schmierstiefel bedeutet Krieg . . . natürlich gegen die Dame (das ist Maria Theresia). Die andere Dame, Kaiserin Elisabeth von Russland, nennt er mit einem andern hässlichen Namen. Das ist der Damenwalzer, und e r ist Frauenheld geworden, der schlimme Frauenhasser. Seine Gattin Elisabeth Christine ist noch immer in Schönhausen eingeschlossen . . .“

Ein Kopf blickte ins Fenster hinein, und der König grüsste:

— Guten Abend, Monsieur; so fleissig?

Wie ein Schulknabe, der beim Abschreiben überrascht wird, warf der Briefschreiber seine Papiere durcheinander und nahm einen halben Bogen Holländisches vor.

— Ja, Sire, ich habe eben ein Gedicht an den Kaiser Kian-Loung beendigt, das eine Antwort auf seine Eloge de Mukden ist.

— An den Kaiser von China! Ihr habt feinere Bekanntschaft als ich!

— Sie haben doch mich, Sire!

Das äusserte er mit einer überlegenen Selbstironie, als wolle er sich über seine bekannte Eitelkeit lustig machen.

Der König nahm den Scherz als Scherz hin:

— Ja, Monsieur Voltaire gehört zu meinen ehrenvollsten Bekanntschaften, aber zu den feinsten, das möchte ich nicht behaupten.

— Ist das die Affaire Hirschel?

— Ja, die war schmutzig!

— Darf ich jetzt mein Gedicht an den chinesischen Kaiser lesen? Erlauben Sie, Sire?

— Hülfe es etwas, wenn ich es nicht erlaubte? vorlauter Mensch!

— Also:

Recois mes compliments, charmant roi de la chine!

— Kaiser ist er doch!

— Ja, aber das ist eine Höflichkeit gegen Sie, Sire, der Sie nur König sind!

— Nur!

— Ich fahre fort:

Ton trône est donc placé sur la double colline!
On sait dans l'Occident, que malgré mes travers
J'ai toujors fort aimé les rois qui font des vers!

— Ich danke!

O toi que sur le trône un feu celeste enflamme,
Dis-moi si ce grand art dont nous sommes épris,
Est aussi difficile à Pékin qu'à Paris.
Ton peuple est-il soumis à cette loi si dure
Qui veut qua'avec six pieds d'une égale mesure
De deux Alexandins, côte à côte marchants,
L'un serve pour la rime et l'autre pour le sens?
Si bien que sans rien perdre, en bravant cet usage,
On pourrait retrancher la moitié d'un ouvrage.

— Bravo! Sehr gut! fiel der König ein, der den Stachel fühlte, sich aber beherrschen konnte. Aber glaubt ihr, dass der Kaiser das verstehen wird, nämlich so, wie Ihrs meint!

— Versteht er's nicht, dann ist er ein Dummkopf . . .

— Versteht er's aber, könnt Ihr eine Kriegserklärung erwarten . . .

— China gegen Voltaire!

— Was würdet Ihr da machen?

— Ich würde sie schlagen, wie Ihr pflegt, mit meinen Truppen natürlich!

— Wenn aber der Kaiser mehr Truppen als ihr hat?

— Dann fliehe ich natürlich, wie Sie, Sire . . . oder ich lasse mich in die Flucht treiben, dann rette ich die Kriegsehre . . .

Der König war an Voltaires Naseweisheiten gewöhnt, und er verzieh sie für den Augenblick, sammelte sie aber im Gedächtnis.

— Jetzt aber nicht in der Stube hocken und kramen, Monsieur, sondern hinauskommen und mit mir spazieren gehen. Wir wollen in der Abendkühle philosophieren. Ich habe so viel zu sprechen und muss meine Gedanken für die grosse Arbeit ordnen . . .

— Sire, ich werde sofort . . .

— Nein jetzt; ich warte!

Monsieur Voltaire wurde nervös und räumte seinen Schreibtisch auf, zog Schubladen heraus und wurde nicht fertig. Der König aber stand wie auf Posten und bewachte ihn mit den Augen.

Schliesslich musste der Alte mit dem Aufräumen aufhören und hinauskommen, aber seine Glieder zuckten und er schüttelte sich, als wolle er etwas abschütteln.

Der König führte ihn auf die dritte Terrasse hinunter und bog nach rechts in den Park ab, wo sie die grösste Allee fanden, die auf ein kleines Rundell mit einem Tempel der Freundschaft mündete.

Das Schweigen war von der unangenehmen Art, aber Friedrich, der Selbstbeherrschung gelernt hatte, fand zuerst den Faden, den sie verloren; war jedoch gezwungen, an die Gegenwart und Umgebung anzuknüpfen.

— Welch friedlicher Abend, Monsieur! Friede in der Natur und im Menschenleben! Habt Ihr darüber nachgedacht, dass die Welt sieben Jahre lang keinen Krieg gehabt hat, nämlich seit dem Frieden von Aachen.

— Nein, daran habe ich nicht gedacht! Nun, dann können Sie bald die sieben mageren Kühe erwarten, ich meine Jahre.

— Wer weiss! — Ihr spracht von Kian Loung, das ist der Friedensfürst, der philosophiert und Verse über die Teeblüte schreibt; der seinem Volk dient und seine Nation glücklich macht. Sein Nachbar Japan geniesst Friede seit hundert Jahren. In Indien wetteifern Franzosen und Engländer im Handel. Das ist der grosse Osten, mit dem wir bald rechnen müssen. — Denken wir an unsern Weltteil, zu dem ich Egypten rechne, so liegt dies im Schlaf unter Paschas und Mameluken. Griechenland, unser Mutterland, ist in die ewige Ruhe eingegangen; das Athen des Perikles ist dem Harem des Sultans Leibgeding und wird von schwarzen Eunuchen regiert. Rom, richtiger Italien, ist in Majorate für Lothringen, Bourbon, Savoyen zerstückt. Aber in Rom sitzt mein Freund Benedikt XIV.; auch ein Mann des Friedens (der erste Papst übrigens, der den König von Preussen anerkennt); duldet Protestanten, fördert Wissenschaft, hat einen Meridiangrad messen lassen . . .

— Und die Jesuiten hinausgeworfen, die Sie, Sire aufgenommen haben; das hätten Sie nicht tun sollen.

— Was wisst Ihr von den Jesuiten? — In Spanien haben wir Ferdinand VI., der ein guter Regent ist, die Schätze der Erde hebt, gegen die Inquisition kämpft, die Wissenschaften pflegt . . .

— Die Schreibsucht scheint wie die Pest über die Erde zu gehen.

— In England arbeitet mein Oheim Georg, der Schüler von Adam Smith, nur an dem geschäftlichen Wohlstand des Landes. Die andern kennen wir. Aber wir wollen uns an die grossen Erfindungen unseres Jahrhunderts erinnern: Feuermaschine, Thermometer, Blitzableiter, Ankeruhr . . .

— Das ist wohl das goldene Zeitalter, das auf unsere alten Tage wiedergekommen ist!

— Denkt nur an die Feuermaschine, die man jetzt Dampfmaschine nennt. Und an den Telegraphen . . . Was können wir jetzt erwarten!

— Krieg natürlich!

— Ich habe niemals den Krieg geliebt, das wisst Ihr, aber ich bin dazu getrieben worden . . .

— Mit dem Stock . . .

Der König wurde nicht böse, aber er wurde betrübt, dass ein bedeutender Mann, der sein Freund und Lehrer gewesen, sich einer solchen Roheit schuldig machte.

— Ihr habt recht, es war der Stock meines Vaters, und ich segne den! Aber, wenn ich auch nicht glaube, dass das Alter Saturns vor der Tür steht, sehe ich doch eine hellere Zukunft in der Ferne . . .

— Ich sehe nur Wolken, die Erdbeben verkünden. Frankreich ist untergraben, Amerika rührt sich; ganz Europa ist dabei, das Christentum abzuwerfen, wie der Krebs seine Schale; die Ökonomie wird Wissenschaft, die Natur wird durchforscht. Wir stehen vor etwas Neuem, Gewaltsamem; ich fühle es schon an den Hühneraugen.

— Auch ich! Mein Otium nähert sich seinem Ende, mein Tuskulum soll geschlossen werden, und alle Schrecken warten!

Des Königs Angesicht drückte in diesem Augenblick einen so unendlichen Schmerz aus, als habe

er den siebenjährigen Krieg vorausgesehen, der ja unmittelbar auf die sieben guten Jahre folgte; und er stand da, gegen die Erde gedrückt, das Schicksal seines Landes an die Zukunft auf seinen Schultern tragend:

— Sire, Sie hätten etwas Religion in solchen Augenblicken nötig.

— Meine Religion ist meine Pflicht! Mein Gott ist die Vorsehung, welche die Schicksale der Völker leitet, aber die einzelnen Menschen sich selbst überlässt! Was sind die Menschenkinder, dass du dich dieser Ameisen annehmen solltest?

Das Gespräch wurde von einem Individuum unterbrochen, das im Hintergrund der Allee auftauchte und einem Gerichtsdiener glich. Voltaire sah, wer es war und wurde wild vor Wut.

— Majestät, wie können Sie Kreti und Pleti in den Schlosspark lassen? Warum schliessen Sie ihn nicht mit eisernen Gittern und Pforten ab?

— Nein, antwortete der König; ich besitze nicht meine Person, und noch weniger dieses Schloss; alle aber besitzen Rechte auf mich!

— Aber das ist unerhört! Darf ich ihn hinausjagen?

— Nein! das dürft Ihr nicht!

Der König winkte, und der Fremde näherte sich mit dem Hut in der Hand.

— Was willst du, mein Freund? fragte der König.

— Nur Herrn Voltaire ein Aktenstück überreichen.

— Dann tue deine Pflicht!

Der Mann überreichte Voltaire ein Aktenstück und entfernte sich.

Als der Alte es geöffnet und gelesen hatte, fiel er vorm König auf seine Knie nieder und rief aus:

— Retten Sie mich, Sire!

— Das ist Euer Prozess mit Hirschel über die sächsischen Staatspapiere! Ihr dachtet einander und das Publikum zu betrügen; aber der Jude liess sich von Euch nicht anführen, Monsieur, und jetzt steht Ihr als Fälscher da!

— Retten Sie mich, Majestät!

— Wie kann ich das?

— Mit einem Wort, einem guten Wort vor Gericht . . .

— Schämt Euch, alter Mann! Glaubt Ihr, ich kann das Recht beugen? Wollt Ihr, dass ich die Richter bestechen soll? Nein, Monsieur, es gibt Richter in Berlin, und zwar unbestechliche! Mein Wort bedeutet ebenso wenig wie das des Geringsten! Steht auf, geht auf Euer Zimmer und trefft mich beim Souper!

— Sire! Ich bitte, heute abend nicht zum Souper kommen zu brauchen!

— Gut! Dann treffen wir uns morgen!

Als Voltaire auf sein Zimmer kam, begann er sofort in seinen Papieren, die er in Unordnung gelassen, zu suchen. Er suchte eine ganze Stunde seinen vorhin geschriebenen Brief an die Marquise, ohne ihn zu finden.

Da verstand er, dass der Brief aufgefangen war, und er fasste Verdacht gegen den König. Er fiel zusammen und raste im Zimmer umher, bis es draussen dunkel geworden war. Er fühlte, dass es aus war mit Freundschaft und Gastfreiheit, mit Glanz und Ehrenstellung; dass er reisen, vielleicht fliehen musste. Darum schloss er die Fensterläden und machte Feuer im Kamin, um gefährliche Papiere zu verbrennen. Und als er damit fertig war, ging er zu Bett und klingelte nach einem Bedienten.

— Bitte Herrn La Mettrie, herzukommen; ich bin krank! befahl er.

La Mettrie, der Verfasser von l'Homme Machine, der folgerichtigste Materialist und Atheist, genoss seiner Schriften wegen Friedrichs Gunst; der König hielt selber nach seinem Tod die Trauerrede in der Akademie. Voltaire war eifersüchtig auf ihn wie auf alle, die ihm im Wege standen, aber La Mettrie war Arzt, und wenn Voltaire einen Menschen nötig hatte, nahm er mit jedem fürlieb.

Der Doktor kam, nicht aus Menschenfreundlichkeit, sondern aus Neugier und einer gewissen Schadenfreude, den Günstling in Ungnade zu sehen.

— Mein lieber Freund, sagte der Alte, ich bin krank an Leib und Seel.

— Eine Seele habt Ihr nicht.

— Aber es sitzt im Herzen!

— Cor, cordis, das Herz; dann habt Ihr zu viel gegessen! Abführen, Monsieur, dann wird der Sinn leichter als der Leichtsinn selbst.

— Verordnet etwas Ordentliches, Mensch; ich liege im Sterben!

— Dann fahrt in einen Badeort!

— Wie ein Minister, der in Ungnade ist; nein danke!

— Reist nach Haus in Euer Land; Ihr leidet an Heimweh!

— Ja, da habt Ihr recht! Hier ist nicht die rechte Luft.

— Sie beginnt etwas dick zu werden!

— Was soll das heissen?

— Und die Marquisen sehnen sich nach Euch...

— Tun sie? Nein, was Ihr sagt! Aber wir müssten einen Badeort haben.

— Dann nehmt Plombières! Dort trefft Ihr den Hof!

— Das ist eine ausgezeichnete Idee! Plombières! Aber ich komme natürlich wieder.

— Natürlich!

— Ich werde in drei Wochen zurück sein, sagen wir einen Monat. Wenn nur der König nicht verdriesslich wird . . .

— Lasst mich Euch versichern, der König wird sich trösten . . .

— Ja, ja! Ich werde mir die Sache überlegen! — Hört, er ist doch nicht böse auf mich?

— Wer?

— Der König!

— Der wird nicht böse auf Euch, dann wäre er es längst geworden! Nein, daran habt Ihr zu spät gedacht.

— Gebt mir ein Schlafpulver, so könnt Ihr gehen!

Der Doktor nahm ein Pulver und goss es in ein Glas voll Wasser.

Der Alte trank allerdings, aber seine beiden grossen Augen folgten dem Mienenspiel des Doktors, das sehr lustig aussah. Er traute ihm nicht mehr als billig.

— Herr Voltaire, sagte der Doktor, wenn Ihr im Kamin feuert, so zieht die kleinen Ofenklappen auf, sonst raucht es zu sehr. Die Feuerwehr in Potsdam wäre beinahe alarmiert worden . . .

— So! Auch das! Nun: La comedia é finita! Gute Nacht!

Sic transit gloria mundi! Schlaft gut!

Voltaire schlief die Nacht, aber nicht gut, und er erwachte am folgenden Morgen bei Gewehrsalven von Potsdam; aus denen schloss er, dass der König Manöver abhielt. Er sah auch nicht einen Schimmer vom Monarchen; gegen Mittag aber erhielt er einen

Brief, der mit der königlichen Krone gestempelt war. Darin stand zu lesen:

Monsieur!

Doktor La Mettrie hat mir Euren Beschluss, in ein Bad zu reisen, mitgeteilt. Obwohl ich Eure angenehme und lehrreiche Unterhaltung vermissen werde, will ich mich Euerm Wunsch nicht widersetzen, da ich überzeugt bin, dass eine gründliche Kur Eure Nerven und Euer schlechtes Herz verbessern wird.

Eine gute Besserung wünschend oder wenigstens in der Hoffnung, dass Ihr nicht schlechter werdet, als Ihr seid, bin ich

F. R.

Das war der Reisepass! Am selben Abend reiste Voltaire nach Leipzig, wo er aus Friedrichs Satirensammlung vorlas, die er auch zu drucken gedachte.

In Frankfurt aber wurde er festgenommen, und des kostbaren Manuskripts beraubt, das Friedrich noch mehr Feinde hätte zuziehen können, als er später bekam.

Bestraft und wieder freigelassen, floh Voltaire zuerst nach Frankreich, wo er im Dictionnaire Historique die abscheulichsten Angaben über Friedrichs Privatleben drucken liess.

Ein paar Jahre später sass er in Ferney am Genfer See, als Multimillionär, Patriarch und König.

Viele Jahre später sass der uralte Voltaire noch auf seinem Sans-Souci genannten Ferney und war König. Ebenso tätig wie früher, ebenso unruhig und eitel.

Sein kleines Chateau war ein bescheidenes zweistöckiges Gebäude mit einem Rundell auf dem mit Bäumen bepflanzten Hof. Links von der Einfahrt stand eine kleine Kapelle aus Stein. Auf einer Tafel über der Tür war die Inschrift „Deo erexit Voltaire" zu lesen, die ihm das Gelächter seiner literarischen Freunde und den Hass der Kirchlichen zugezogen hatte.

Unten im Garten hatte er einen Laubengang aus lebenden Hainbuchen, gedeckt und einem langen Saal ähnlich, mit ausgeschnittenen Fenstern nach der Seeseite. Von dort konnte er den Mont-Blanc sehen, der besonders bei Sonnenuntergang sich in all seiner Pracht zeigte; und den blauen Teppich des Genfer Sees, der sich bis nach Clarens und dem Rhonetal erstreckte, wo der unglückliche Rousseau geirrt, geliebt und gelitten hatte.

Jetzt in der Abenddämmerung sass der Alte in seinem Laubengang und spielte bezigue mit dem Ortspfarrer, als die Post anlangte. Da waren viele Briefe, und mit glänzenden Siegeln.

— Entschuldigen Sie, Abbé, ich muss meine Briefe lesen!

— Bitte! antwortete der Priester und stand auf, um im Laubengang auf und ab zu gehen.

Nach einer Weile rief der Alte seinen Freund zurück:

— Kommen Sie, Abbé, kommen Sie! Sie müssen etwas hören! O!

Der Abbé, der seiner Gemeinde wegen mit Voltaire in Verbindung stand und sich nach dessen Launen richtete, ohne in den Kämpfen um die Lehre nachzugeben, fand sich auf den Ruf wieder ein.

— Sie müssen einen Brief hören von Friedrich dem Grossen, dem Einzigen, dem Unvergleichlichen. Er hat mir verziehen, und ich schäme mich! — Am letzten Abend in Sans-Souci war ich gereizt, und in meiner Grausamkeit war ich niedrig genug, ihn an den Stock seines Vaters zu erinnern. In dem Augenblick, als mir das Wort entflohen war, fühlte ich seine riposte in der Luft; er hielt sie aber zurück. Er hätte ja nur parieren brauchen mit dem Stock, der eine gewisse Rolle in meiner Jugend spielte, aber er schwieg, ob aus Achtung vor meinen Jahren oder vor etwas anderm. (Verd . . . eigentümlich ist es, dass der Stock auch seinen Einfluss auf die Entwicklung des grossen Shakespeare und anderer gehabt hat.) Verzeihen Sie, Abbé, die garrulitas senilis — er hat mir verziehen, und schreibt:

„Mein alter Freund!

Die Jahre sind vergangen; den sieben guten, die Sie mit mir teilten, folgten die sieben magern, mit dem siebenjährigen Krieg und was dazu gehört. Die Freunde sind von hinnen gegangen, und die grosse Einsamkeit hüllt sich um den Alternden, der jetzt unter anderm anfängt, weitsichtig zu werden, nachdem er früher kurzsichtig war. Er sieht das Leben in der Perspektive, wo jedoch die scheinbar kürzeren Linien die längsten sind. Das weiss er aus Erfahrung und darum lässt er sich nicht mehr anführen. Auf der erreichten Höhe stehend, sieht er gern zurück, jetzt aber kann er auch vor sich sehen.

Was jetzt bevorsteht? Wer kann es sagen? Dieses Jahrhundert, das alle Monarchen an der Spitze der revolutionären Bewegungen gehen sah, ist das kurioseste von allen. Wir Despoten, die den Völkern Aufklärung und Freiheiten aufzwangen, wir waren die Demagogen, und die Völker lohnten uns mit Undank. Das war die verkehrte Welt! Ich habe für meine Lehren und Handlungen gelitten, aber Josefs II. Schicksal ist tragisch. Ihn ermorden sie langsam aber sicher.

Ihr liebet Krieg nicht; ich auch nicht, aber ich wurde von der Vorsehung und der Sorge für mein Land dazu gezwungen. Was ich damit ausgerichtet habe, fragt Ihr? Ich habe eine Flurregelung gemacht, wie die Landmesser es nennen, und aus allen zerstreuten Feldern und Flicken habe ich ein Preussen zusammengesetzt; so dass man jetzt auf eigenem Grund und Boden gehen und fahren kann, ohne dem Nachbarn aufs Feld zu treten. Fürchtet Preussen nicht; Ihr braucht es gegen Russland, das jetzt nach dem Zaren Peter Sitz und Stimme im europäischen Syndikat hat. Ihr missbilligtet meine Teilnahme an der Zerstückelung Polens, aber ich wurde gezwungen, sie mitzumachen, denn sonst hätte Russland alles genommen; ich wurde gezwungen! Polen hat seine Aufgabe in der geographischen Ökonomie Europas verloren; es war russifiziert, und seine Rolle vom Sarmaten übernommen . . . Schlesien war unser, und danket Gott, dass der Schwede es im westfälischen Frieden nicht bekam, wie er erst verlangte. Übrigens haben wir die Goten in ihr Land heimgeschickt: wir besorgen unsere Angelegenheiten selbst . . .“

— Und so weiter! Dann sagt er etwas über Rousseau . . .

„Ihr nennt Rousseau einen Schwindler! Das ist wohl etwas hart. Wenn er wirklich ein Bandende oder einen silbernen Löffel gestohlen hat, so ist das nicht der Rede wert . . . Seine Liebe zur Natur und seinen Hass gegen die Menschen teile ich. An einem der letzten Abende, als die Sonne unterging, dachte ich: ‚Gott, wie schön ist deine Natur, und wie schrecklich sind deine Menschen.‘ Wir Menschen, meinte ich, denn ich nehme mich nicht aus, Monsieur, und Euch auch nicht! Dieses verdammte Geschlecht (cette race maudite) ist ja das des eisernen Zeitalters, wie es Hesiod ausgemalt hat! Und das soll nach Gottes Ebenbild geschaffen sein! Nach dem Ebenbild des Teufels möchte ich sagen!... Rousseau hat recht, wenn er an ein Zeitalter Saturns glaubt...

— Was sagt Ihr dazu, Herr Abbé?

— Das ist ja die Lehre der Kirche von dem verlorenen Paradies und dem Sündenfall, die übrigens mit der griechischen Sage vom Prometheus zusammenfällt, der vom Baum der Erkenntnis ass und dadurch die Menschen ins Unglück brachte.

— Was der tausend, ist er auch Freidenker geworden! Schuhmacher, bleib bei deinem Leisten! Seid Ihr Priester, so seid Priester! Aber pfuscht mir nicht ins Handwerk! Und glaubt nicht mir schmeicheln zu müssen wegen Aufbesserung der Gehälter. Doch kehren wir zu Friedrich zurück!

„Die Geschichte rollt dahin wie eine Lawine; die Gattung verbessert sich, die Lebensbedingungen werden leichter, aber die Menschen sind sich gleich; gleich treulos, undankbar, lasterhaft; und zur Hölle fahren sowohl Gerechte wie Ungerechte. Die Konsequenzen aus dieser Erfahrung zu ziehen, wage ich auf dem Papier nicht, denn das hiesse Barrabas freilassen und Christus kreuzigen . . . Grosse Männer, kleine Schwächen, oder richtiger: grosse Schwächen.

Wir, Monsieur, sind keine Engel gewesen, aber die Vorsehung hat uns zu grossen Dingen benutzt. Ist es ihr gleichgültig, wen sie in die Hand nimmt? Ist es ihr einerlei, wie wir im Fleisch leben, wenn wir bloss den Geist hoch halten? Sursum corda!“

— Was sagt Ihr dazu, Abbé?

— Das Gesetz kann nicht erfüllt werden, sagt Paulus, aber durch das Gesetz wird das Schuldgefühl erweckt, und darum ist das Gesetz nur dazu da, um uns zur Gnade zu treiben.

— Das ist nicht so dumm von Paulus gesagt. Aber ich möchte hinzufügen: Im Gefängnis des Fleisches wächst die Sehnsucht nach Freiheit. Wer wird mich armen Menschen von diesem sündigen Leib erlösen? — Ja, Abbé, vanitas vanitatum vanitas! Ihr seid jung, aber Ihr müsst den Alten nicht höhnen, wenn er sich umwendet und hinter sich auf all die Erbärmlichkeit spuckt, die er durchgemacht hat. Möge einmal ein Geschlecht geboren werden, das sofort weiss, was das Leben wert ist, sofern es nicht zur Kur gehört, sich mit Schlamm einzuschmieren!

Jetzt kam ein schwarzer magerer Mann auf dem Gartenweg angeschlängelt.

— Sieh da habe ich meinen Jesuiten! sagte Voltaire.

Der Alte hielt es nämlich mit einem Jesuiten, teils weil der Papst sie vertrieben, teils weil Friedrich der Grosse sie aufgenommen hatte; am meisten aber, um jemanden zum disputieren zu haben. Vielleicht wollte er auch seine Vorurteilsfreiheit illustrieren, denn er liebte den unsympathischen Mann nicht.

— Nun, du Kind des Satans, grüsste der Alte, was trägst du für Böses im Sinn? Du siehst so schadenfroh aus!

— Jch komme von Genf, antwortete der Jesuit mit einem boshaften Lächeln.

— Was tun sie denn dort?

— Ich sah zu, wie der Henker Rousseaus Emile verbrannte.

— Das können sie meinetwegen tun, und sie hätten den Narren selber ins Feuer werfen können!

— Monsieur Voltaire!

— Ja, Verrückte kann man nicht dulden; es gibt Grenzen!

— Wo!

— Das sagt die gesunde Vernunft.

— Ja, dann sah ich auch, wie sie Herrn Voltaires neue Auflage des Candide verbrannten.

— Ach schämt Euch! Aber das ist ja ein Pack in Genf!

Ein Protestantenpack, mit Verlaub!

— Geniert Euch nicht; ich hasse Protestanten ebenso lebhaft wie Katholiken! Dieser schreckliche Calvin hat ja in Genf seinen eigenen Freund Servet verbrannt, weil er nicht an die Dreieinigkeit glaubte. Geniert Euch nicht! Und wäre Jean Calas in Toulouse Katholik und der Sohn Protestant gewesen, so hätte ich die Richter doch angegriffen, obgleich ich — nichts bin. Ich bin nichts; bloss was ich schreibe, ist!

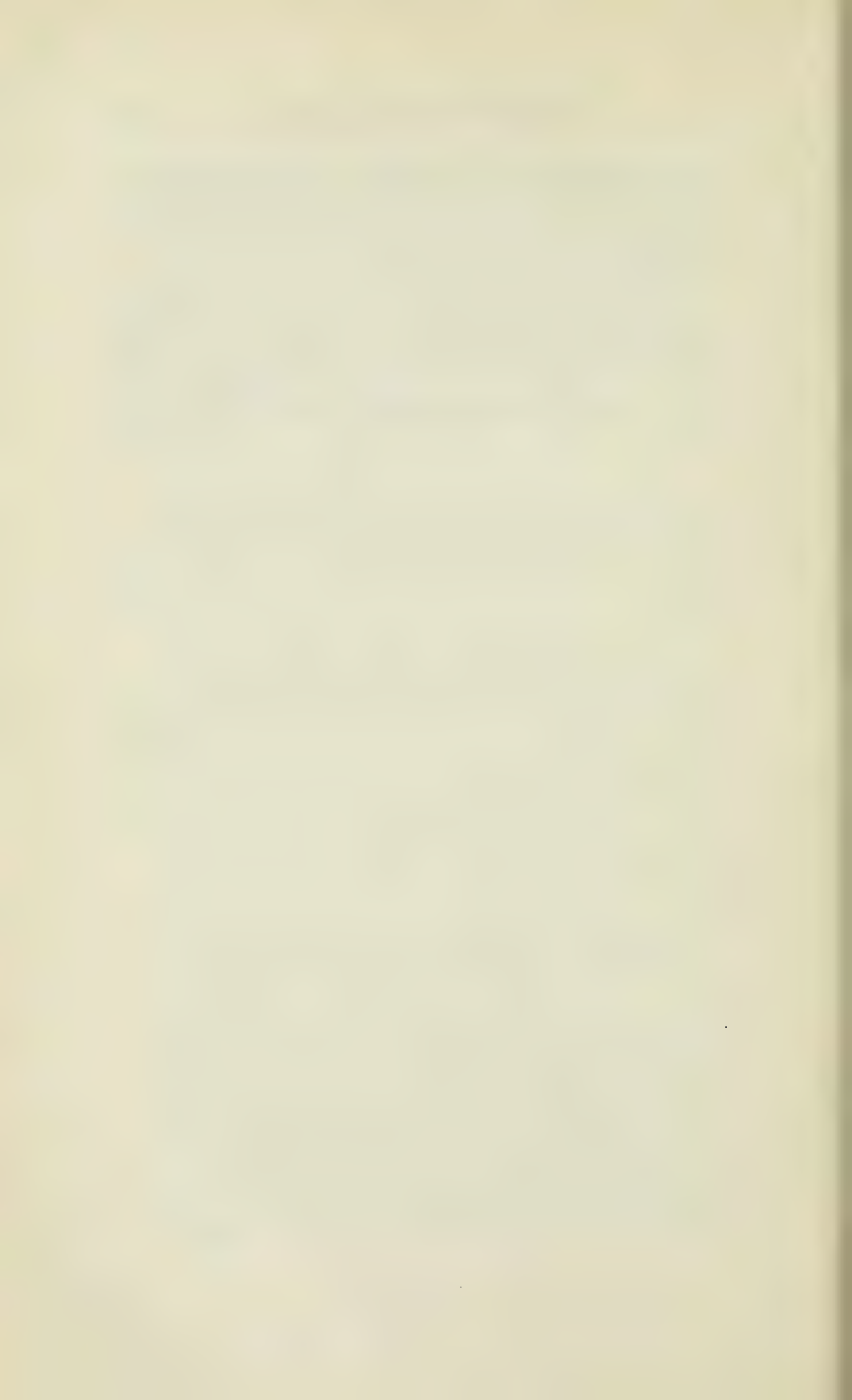
— Dann werden wir einmal ein Denkmal für Herrn Voltaires Schriften errichten, nicht für Voltaire!

— Das braucht ihr nicht; ich habe mein Denkmal selbst in meinen hundert Bänden gesammelter Schriften errichtet. Und wie der alte Esel aussah, das geht die Welt nichts an; daran ist nichts zu sehen! — Meine Schwächen kennen wir: ich habe gelogen, ich habe gestohlen, ich bin undankbar gewesen; etwas Lümmel, etwas Rindvieh! Das ist mein Dreck! Den will ich Jesuiten, Spiessbürgern, Wortklaubern,

Anektodensammlern vermachen. Aber den Geist Gott, der ihn gegeben hat. Und den Menschen einen guten Willen, ihren Monsieur Voltaire zu verstehen!

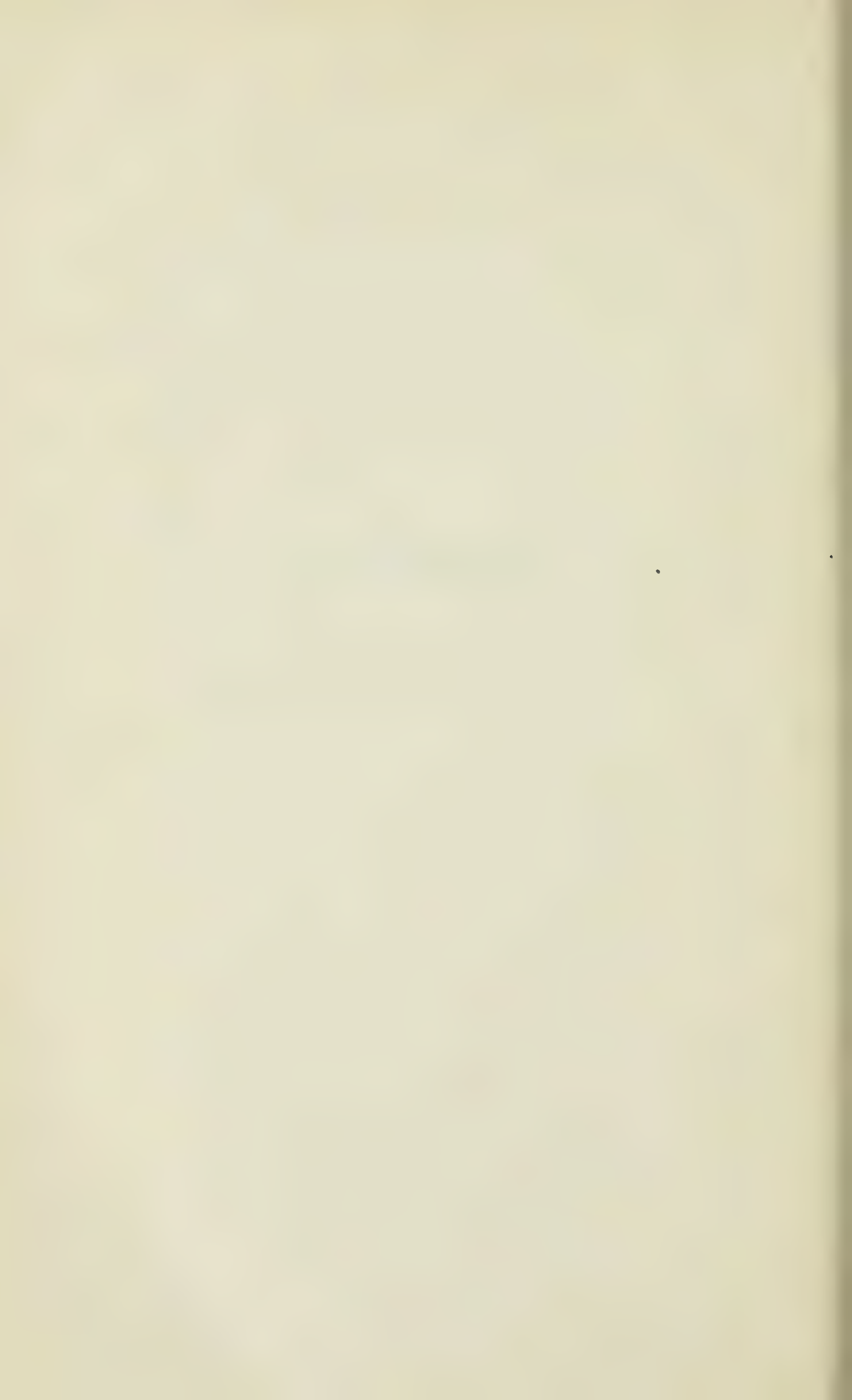
Er erhob sich, denn die Sonne war untergegangen.

— Gute Nacht, Montblanc, du hast einen weissen Kopf wie ich, und stehst mit den Füssen in kaltem Wasser wie ich! — Jetzt gehe ich und lege mich nieder! Morgen reise ich nach Paris, wo ich sterben will!





GERICHTSTAGE



In dem nördlichen Turm der Kirche Notre Dame de Paris hatte der Turmwächter sein Zimmer. Es war aber zu einer Buchbinderwerkstätte eingerichtet, denn das Amt war am Tag nicht besonders drückend, und die Stunden der Nacht vergingen mit Schlaf oder ohne Schlaf, da sich niemand darum kümmerte, diesen jetzt überflüssigen Kirchendiener zu beaufsichtigen.

Niemand ging in die Kirche, die verschiedentlich beschädigt war, und niemand kam auf den nördlichen Turm hinauf, denn im südlichen hingen die Glocken, und dort wurde der Dienst etwas strenger genommen, denn bei allen ausserordentlichen Gelegenheiten sollte die Sturmglocke läuten.

Mit dem Glöckner auf dem südlichen Turm unterhielt der Wächter eine Art telegraphische Verbindung; bei ruhigem Wetter konnten sie auch miteinander plaudern; wenn es aber windig war, mussten sie Sprachrohre benutzen.

Die Werkstätte hatte sich im Lauf der Jahre zu einem sehr gemütlichen Raum entwickelt. Ihre südliche Seite nahm ein einziges grosses Büchergestell ein. In rotem Maroquin mit Goldschnitt glänzte da die Enzyklopädie in der ersten Auflage 1751—80 mit ihren fünfunddreissig Bänden. Dort standen Voltaire, Rousseau, Montesquieu, Locke, Hume, alle, die vorhanden sein mußten. Auch Zeitungen, Moniteur, Pére Duchesne und Marats L'ami du Peuple. Diese letzte war in etwas fettiges Leder gebunden, das einer Schweineschwarte glich und sich geworfen hatte.

Eine andere Wand war mit Gravüren bekleidet, teils kolorierten, teils unkolorierten. Sie hingen in chronologischer Reihenfolge von links nach rechts, von oben nach unten, so dass man die ganze Revolution in Bildschrift sehen konnte. Schwur im Ballhaus am 20. Juni 1789 mit Mirabeaus Porträt; Brand der Bastille und Kopf des Kommandanten; Jakobinerklub mit Marat, Saint-Juste, Couthon, Robespierre; Verbrüderungsfest auf dem Marsfeld; Flucht des Königs nach Varennes; Lafayette; Girondisten; Hinrichtung des Königs und der Königin; Wohlfahrtsausschuss mit Danton und dem ausgeheckten Robespierre; Schreckensherrschaft; Charlotte Corday tötet Marat in der Badewanne; Robespierre noch einmal; Fest des höchsten Wesens; Voltaires Begräbnis; Robespierre wieder, jetzt am neunten Thermidor. Dann beginnt Bonaparte und das Direktorium, gemischt mit Pyramiden und Alpen.

Mitten im Zimmer stand ein sehr grosser Tisch; auf der einen Seite befand sich das Werkzeug des Buchbinders und auf der andern Schreibzeug. Das Tintenfass sass in einem Schädel, und das Lineal war ein Unterarm: der Briefbeschwerer war eine Guillotine, der Federhalter eine Rippe.

Der Buchbinder selbst, ein Hundertjähriger mit einem Apostelbart, sass und schrieb unter einer Laterne, die von der Decke hing. Niemand als er war im Zimmer zu sehen.

Draussen stürmte es und die Dachpfannen klapperten zuweilen; es war kühl im Zimmer, aber nicht kalt, denn ein Kamin brannte in einer Ecke, in der man die Gerätschaften des Turmwächters sah: ein grosser Wolfspelz, ein Sprachrohr, einige Flaggen und eine Laterne mit verschieden gefärbtem Glas.

Der Alte schob die Brille auf den Scheitel, blickte auf und sprach, ohne dass man sehen konnte, mit wem:

— Bist du hungrig?

Eine Stimme hinter dem Büchergestell antwortete:

— Ziemlich!

— Frierst du?

— Nein, noch nicht!

— Warte noch eine Weile, ich muss gleich hinaus und eine Beobachtung machen.

— Woran schreibst du?

— An meinen Erinnerungen!

— Ist es ruhig in der Stadt?

— Ja! Aber sie sind nach Saint-Cloud hinausgezogen.

— Dann kommt es bald zum Klappen!

— Zum Klappen kommt es nicht, aber wir können eine Proklamation erwarten. Schweig jetzt, ich muss hinaus und telegraphieren! Essen sollst du dann bekommen und auch etwas zu trinken, vielleicht auch eine Pfeife Tabak.

Es wurde still hinter dem Büchergestell, und der Alte zog den Pelz an, entzündete die vielfarbige Laterne, griff nach einem Sprachrohr und trat auf den Altan hinaus.

Es war sehr dunkel, aber der Alte kannte seine Menagerie draussen auf der Ballustrade; er liebte seine Steinungeheuer, die Eule, den Greifen, die Gorgo, und er musste sie jedesmal, wenn er an ihnen vorbeiging, streicheln. . Das Untier aber mit dem Körper eines Menschen, den Bocksfüssen und den Hörnern auf dem Kopf flösste ihm etwas Respekt ein, wie es dort stand, auf die Hände sich stützend wie ein Priester, und, vornüber geneigt, der gottlosen Stadt zu predigen oder Strafgerichte auf sie herab zu schleudern schien. Neben ihm suchte er seinen Platz, als er mit der Laterne zu signalisieren anfing. Aber der Wind war so heftig,

dass der Alte schwankte und „den dort“ um den Leib fassen musste, um sich festzuhalten.

Nachdem er eine Weile gestanden und mit der Laterne manövriert hatte, immer hinaus in den Raum spähend, richtete er sich plötzlich in die Höhe, liess die Laterne fahren und setzte das Sprachrohr an den Mund. Sich an dem steinernen Geländer haltend, wandte er sich dem südlichen Turm zu und schrie:

— Halloh, François! Halloh!

Nach einer Weile antwortete die Stimme aus dem Dunkel:

— Qui vive?

— Mont-joie-Saint-Denis.

— Sacre! antwortete man von drüben.

— Läute die grosse Glocke! Läute, der tausend!

Der Wächter blieb noch eine Weile stehen und betrachtete die gefärbten Lichter im Kirchturm von Saint-Cloud, und um ganz sicher zu sein, wiederholte er das Signal, worauf er zur Antwort erhielt:

— Richtig verstanden!

Der Alte seufzte: Geschehe dein Wille, Herr des Himmels! Darauf wollte er in die Turmkammer zurückgehen, aber im selben Augenblick fasste der Wind seine Kleider so heftig, dass er den Arm des Behörnten ergreifen musste, um sich fest zu halten. Aber die Figur hatte sich gelockert, gab nach und machte eine kleine Bewegung.

— Der auch! sprach der Alte in seinen Bart. Nichts hält, alles gleitet fort, nichts bleibt, worauf man sich stützen könnte!

Er hockte sich nieder, um nicht fortgeweht zu werden, und kriechend erreichte er die Tür der Turmkammer, die er aufriss.

— Die Revolution ist aus! rief er dem Büchergestell zu.

— Was sagst du?

— Die Revolution ist aus! — Treten Sie vor, Sire!

Er fasste das Büchergestell an und drehte es wie eine Tür in ihren Angeln. Man sah einen kleinen hübschen Raum im Stil Ludwigs XV., und hervor trat ein dreissigjähriger Mann mit feinem aber blassem Gesicht und von traurigem Aussehen.

— Sire, grüsste der Buchbinder demütig, jetzt ist Ihre Zeit gekommen und meine geht zu Ende! Die Revolution ist aus! Was an diesem achtzehnten Brumaire in Saint-Cloud geschehen ist, weiss ich nicht; eins aber weiss ich: Bonaparte ist ans Ruder gekommen!

— Jaques, antwortete der Edelmann; ich will deine Gefühle nicht verletzen, aber ich kann meine Freude nicht verbergen . . .

— Verbergen Sie sie nicht, Sire! Sie haben mich vom Schafott gerettet, und ich habe Sie gerettet: danken wir uns gegenseitig und lassen Sie uns quitt sein!

— Dass dieses blutige Spektakel zu Ende geht, dass diese Gemütskrankheit . . .

— Sire! Nicht so . . .

Und seine Augen begannen zu funkeln. Darauf aber schlug er um:

— Lassen Sie uns die letzte Mahlzeit zusammen essen, aber in Liebe wie Mitmenschen; lassen Sie uns von der Vergangenheit sprechen, um uns dann in Frieden zu trennen. Heute abend sind wir noch Brüder, aber morgen sind Sie der Herr und ich der Diener.

— Du hast recht! Heute bin ich ein Emigrant, aber morgen bin ich Graf.

Der Alte setzte sich ein kaltes Huhn vor, einen Käse und eine Flasche Wein, und die beiden nahmen Platz am Tisch.

— Diese Flasche, Sire, ist Anno 89 abgezapft; sie hat eine Geschichte, und darum . . .

— Hast du keinen weissen? Ich kann den roten Wein nicht trinken.

— Mögen Sie die Farbe nicht?

— Nein, ich sehe nur Blut! — Du hast ein Weib und vier Söhne verloren . . .

— Warum soll man darüber weinen! Sie fielen auf dem Feld der Ehre . . .

— Dem Blutgerüst!

— Ich nenne das Blutgerüst das Feld der Ehre! — Aber Sie wünschen weissen! Gut, Sie sollen ihn haben! Sie ziehen die Farbe der Tränen vor; ich die des Blutes!

Er öffnete eine Flasche Weisswein.

— Suum cuique! Der Geschmack ist verschieden! — Wir können also wieder atmen und nachts ruhig schlafen! Das war das Schwerste während dieses Jahrzehnts, das vergangen ist; der Verlust des Nachtschlafes. Die Furcht vorm Tod war schlimmer als der Tod!

— Das Schwerste für uns — verzeih den Ausdruck — war, zu sehen, wie Staat und Gesellschaft auf den Kopf gestellt wurden; wie die Roheit oben sass . . .

— Warten Sie! Ludwig XIV. bezahlte zwei Kammerherrn zwanzigtausend Livres jährlich, dafür dass sie jeden Morgen seinen hohen Nachtstuhl untersuchten und hinaustrugen; weiter in Roheit konnten die Sanskulotten nicht gehen. Marie Antoinette ging nachts mit Junggesellen aus und trank die Nacht durch, sodass sie um elf Uhr am folgenden Vormittag erschöpft nach Hause kam; das war roh von so einer feinen Person!

— Du darfst heute abend flunkern, Jacques, aber morgen nimm den Kopf in acht!

— Und wie ich im Gerichtssaal sass, als die Königin eines unerlaubten Verhältnisses zu ihrem Sohn angeklagt wurde, glaubte ich nicht an die Anklage; später aber hörte ich . . . Ja, Sie wissen ja, wie die Mütter mit ihren Kindern spielen; es beginnt mit Spiel im Bett am Morgen, aber die Grenze ist unmerklich für den Lauf der Gefühle . . . und da der Dauphin selbst bekannt hat — die Sache war wohl nicht ganz richtig!

— Nein, Ihr dürft nicht so sprechen von diesen hohen Personen, die den Märtyrertod gelitten haben . . .

— Halt, halt! Der König war, was man einen netten Kerl nennt, aber die Königin war ein Weibstück! Doch beide wurden gerechterweise zum Tode verurteilt, alle beide! — Sehen Sie, wenn Turgot hätte bleiben können, wäre die Revolution nicht gekommen. Alle die Reformen in Staat, Kirche und Gesellschaft, die wir — verzeihen Sie den Ausdruck — dann durchgeführt haben, hatte Turgott auf seinem Programm. Die Königin, die es nicht leiden wollte, dass der Minister ihre Apanage beschränkte, intriguierte ihn fort; und der König half ihr dabei. Das war ein grosses Verbrechen! Das zweite war der Sturz Neckars. Dann regierte die Königin mit den Hofdirnen! Sowohl der König wie die Königin suchten den Ausländer gegen ihr eigenes Land zu erheben; der Briefwechsel in dieser Sache wurde gefunden, und damit waren die Verräter des Vaterlandes zum Tode verurteilt! Sprechen Sie nicht von Märtyrern, denn dann werde ich böse! Ich werde nämlich böse, wenn ich eine Lüge höre, und dann kann ich mich nicht mehr beherrschen.

Der Graf legte die Hand an den Degen.

— Stecken Sie Ihr Schwert in die Scheide, junger Mann, sonst . . .

Sie sassen sich am Tisch gegenüber und sprühten Feuer übereinander.

— Die Ursachen, fuhr der Alte fort, die kann man im Paradies suchen, aber wir haben es hier nur mit den nächsten zu tun, und die kennen wir. Die Revolution war ein jüngstes Gericht, das kommen musste, ebenso wie es in England kam, genau hundert Jahre vorher, auf den Punkt, 1689.

— Aber Cromwells Republik war nicht von Dauer!

— Das ist wohl diese auch nicht! Aber sie kommt wieder! Lassen Sie uns lieber von etwas Schönem sprechen, an diesem letzten Abend. Ich habe alles mitgemacht, ich habe ein starkes Gedächtnis und kann nichts vergessen: was mir aber durch all die dunklen Tage hindurch scheint, das ist der Tag auf dem Marsfeld, das Verbrüderungsfest vom vierzehnten Juli anno 90! Zwanzigtausend Arbeiter sollten das Marsfeld roden; als sie aber bis zum festgesetzten Tag nicht fertig wurden, zog ganz Paris hinaus. Da sah ich Bischöfe, Hofmarschalle, Generale, Mönche, Nonnen, Damen der Gesellschaft, Arbeiter, Matrosen, Abfuhrleute und Dirnen, alle nebeneinander mit Hacke und Spaten den Boden ebnen. Und schliesslich fand sich der König selbst ein, um an der Arbeit teilzunehmen! Das war die grösste Nivellierungsarbeit, die die Menschheit ausgeführt hat; die Höhen wurden abgetragen und die Senkungen ausgefüllt. Schliesslich war das grosse Freiheitstheater fertig. Auf dem Altar des Vaterlands wurden Feuer von wohlriechenden Holzarten angezündet. Talleyrand, Bischof von Autun, mit einem Gefolge von vierhundert weissgekleideten Priestern, weihte die Fahnen ein. Der König, in Zivilanzug, und die Königin sassen auf der Estrade, und „die ersten Bürger des Staates“ legten den Eid auf die Verfassung ab. Alles war vergessen, alles war verziehen.

Eine halbe Million Menschen, auf einer Stelle versammelt, von einem Geist beseelt, fühlten sich an diesem Tag als Brüder und Schwestern. Wir weinten, wir fielen uns in die Arme, wir küssten uns. Wir weinten bei dem Gedanken, wie erbärmlich wir gewesen und wie gut und wohlwollend wir in diesem Augenblick waren. Wir weinten vielfach auch, weil wir ahnten, wie gebrechlich alles war. Und nachher am Abend, als Paris auf Strasse und Markt hinaus zog! Die Familien assen Mittag auf dem Trottoir; Alte und Kranke wurden unter freiem Himmel hinausgetragen; Speise und Wein auf Staatskosten verteilt. Das war das Laubhüttenfest, die Erinnerung an die Auswanderung aus der egyptischen Knechtschaft; das war Saturns Fest, die Wiederkehr des goldenen Zeitalters! . . . Und dann . . ,

— Kamen Marat, Danton und Robespierre . . .

— Ja! Robiespierre, der verhassteste, war nicht schlechter als Ludwig XI. und Heinrich VIII.

— Ein Mörder . . .

— Der Richter ist nicht Mörder, und der Henker auch nicht . . .

— Aber das goldene Zeitalter verging, wie es kam!

— Doch es kommt wieder.

— Nicht mit Bonaparte!

— Nein, nicht mit ihm, aber durch ihn . . .

— Wer ist er?

— Ein Korsikaner, im selben Jahr geboren, als Frankreich sein Land nahm. Er wird es rächen, und da er sich nie als Franzosen fühlen kann, wird er unser Land nur für seine Zwecke benutzen. Aber trotzdem, trotz seiner unerhörten Selbstsucht, trotz seinen Lastern und Verbrechen wird er der Menschheit dienen, denn alles dient!

— Und nachher?

— Wer kann das sagen! Wahrscheinlich geht es gut wie bisher: bald vorwärts, bald etwas Ruhe, und dann wieder vorwärts!

— Und dann tauchte das Alte wieder auf . . .

— Ja, wie der Ertrinkende. Dreimal kommt er in die Höhe, um zu atmen, das vierte Mal aber bleibt er auf dem Grund. Oder wie die Wiederkäuer: kleine Aufstösse, Wiederkauen, und dann hinaus durch die Speiseröhre, wenn alles Gegenwärtige in den Kreislauf aufgenommen ist!

— Glaubst du an die Wiederkehr des goldenen Zeitalters?

— Ja, ich glaube wie Thomas, wenn ich gesehen habe! Und ich habe gesehen! In dem Augenblick, an den ich eben erinnerte, auf dem Marsfeld, da sah ich! Wir ahnten die Zukunft, wir waren sicher, dass wir eine Offenbarung aus der fernen Zukunft gesehen hatten, aber wir waren unsicher, ob sie sich jetzt gleich einstellen werde.

— Wie lange sollen wir warten?

— Wir sollen nicht dasitzen und warten, sondern wir sollen arbeiten! Dann vergeht die Zeit. Die Gelehrten sagen, der Hügel Montmartre habe eine Million Jahre gebraucht, um sich aus dem Wasser abzusetzen! Nun, unsere Geschichte ist nur dreitausend Jahre alt; in dreitausend Jahren kann die Menschheit über ihre Vergangenheit nachdenken, und in sechstausend vielleicht ist es zu merken, dass eine Verbesserung eingetreten ist! Wir sind ungeduldig, Herr, und hochmütig. Und doch geht es schnell. Vor dreihundert Jahren ist Amerika entdeckt, und jetzt ist es europäische Republik. Afrika, Indien, China, Japan sind eröffnet, und die ganze Erde gehört bald Europa! Sehen Sie, jetzt ist die Verheissung an Abraham: „In deinem Samen sollen

alle Geschlechter gesegnet werden!“ auf dem Wege, sich zu erfüllen; auf dem Wege, sage ich.

— Die Verheissung an Abraham?

— Ja, haben nicht Christen, Juden und Muhamedaner Teil an der Verheissung?

— Christen aus Abrahams Samen?

— Durch Christus, der von Juda war, sind wir geistig von Abraham. Ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und aller Vater!

— Ich habe dich angehört, und ich muss sagen: dein Glaube ist gross und der hat dich erlöst!

— Wie er die Menschheit erlösen wird.

Jetzt verstummte das Gespräch, denn die Grossglocke begann im südlichen Turm zu läuten. Sie überstürmte den Sturm und sie erfüllte die Kammer mit ihrem Getön, erschütterte den Tisch, die Stühle, so dass die beiden Menschen zitterten. Der Alte machte einen Versuch zu sprechen, aber sein Gast hörte nichts, sah nur, dass sich sein Mund bewegte. Der Alte erhob sich und zeigte auf eine Gravüre von den vielen.

Sie stellte Anacharsis Clootz vor, den Philantropen, den Philosophen, wie er sich im Konvent einfindet mit einer Schar aus allen Völkern der Erde, schwarzen, gelben, weissen, kupferroten Menschen, und ersucht, die als Bürger in die Weltrepublik aufzunehmen.

Der Graf lächelte zur Antwort, halb misstrauisch, halb freundlich nachsichtig.

Der Alte versuchte zu sprechen, er war aber nicht zu hören. Aus der Tiefe der Jahrhunderte schien das Geläut zu kommen, das alte Jahrhundert aussingend, das neue einläutend, das in einigen Wochen begann; das neunzehnte Jahrhundert seit der Geburt des Erlösers, der versprochen wiederzu-

kommen, und es vielleicht in der einen oder andern Weise tun wird.

Der Graf sass da und befingerte den Briefbeschwerer, die Guillotine. Er ergriff ihn plötzlich und fragte eine Frage mit den Augen, worauf der Alte mit einem Nicken ja antwortete. Der Briefbeschwerer wurde mit einer schnellen Bewegung in den Papierkorb geworfen.

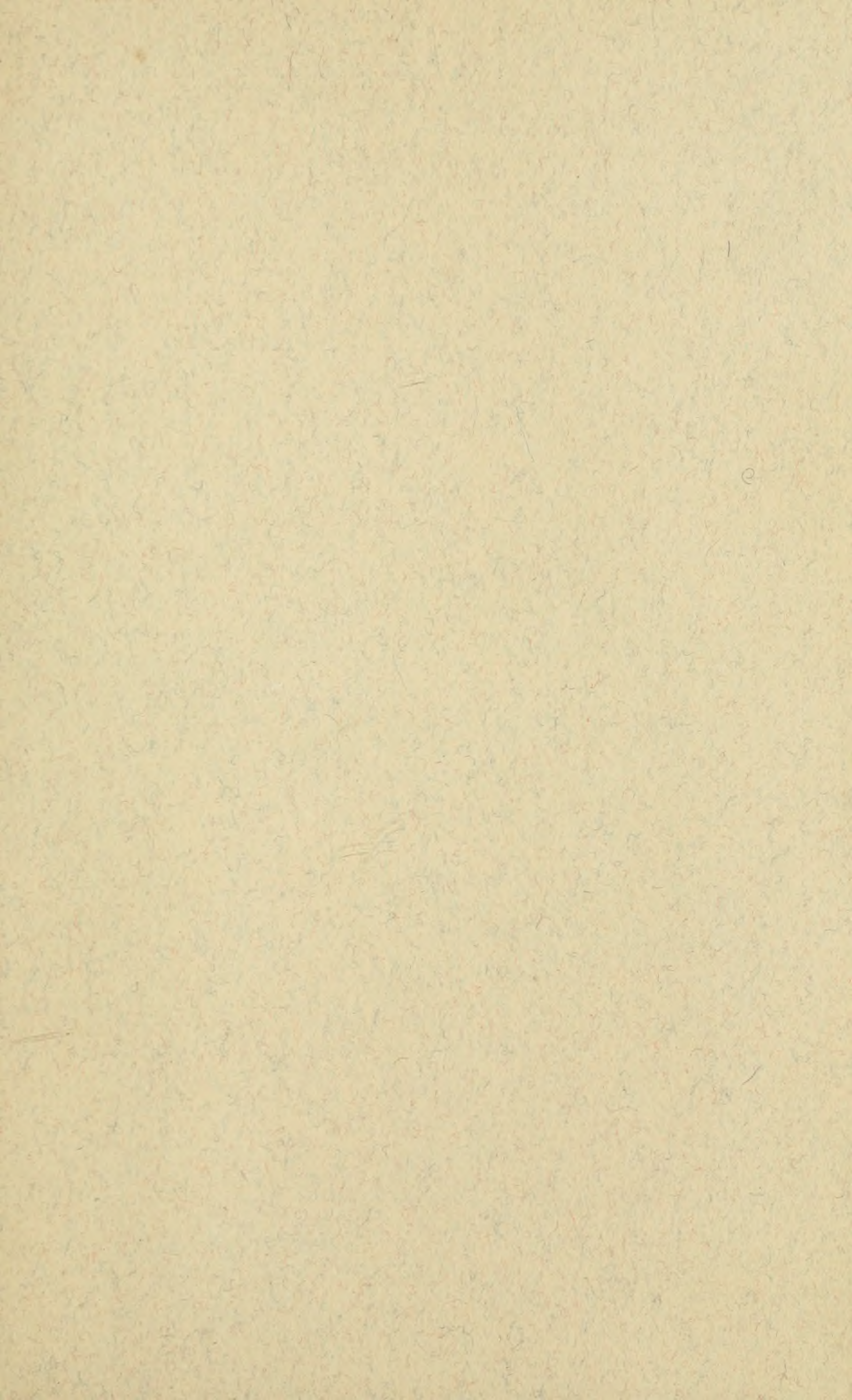
Da schwieg die Grossglocke, das Zimmer wurde ruhig, und die Arme über der Brust gekreuzt, sprach der Alte wie in einem Seufzer der Dankbarkeit aus:

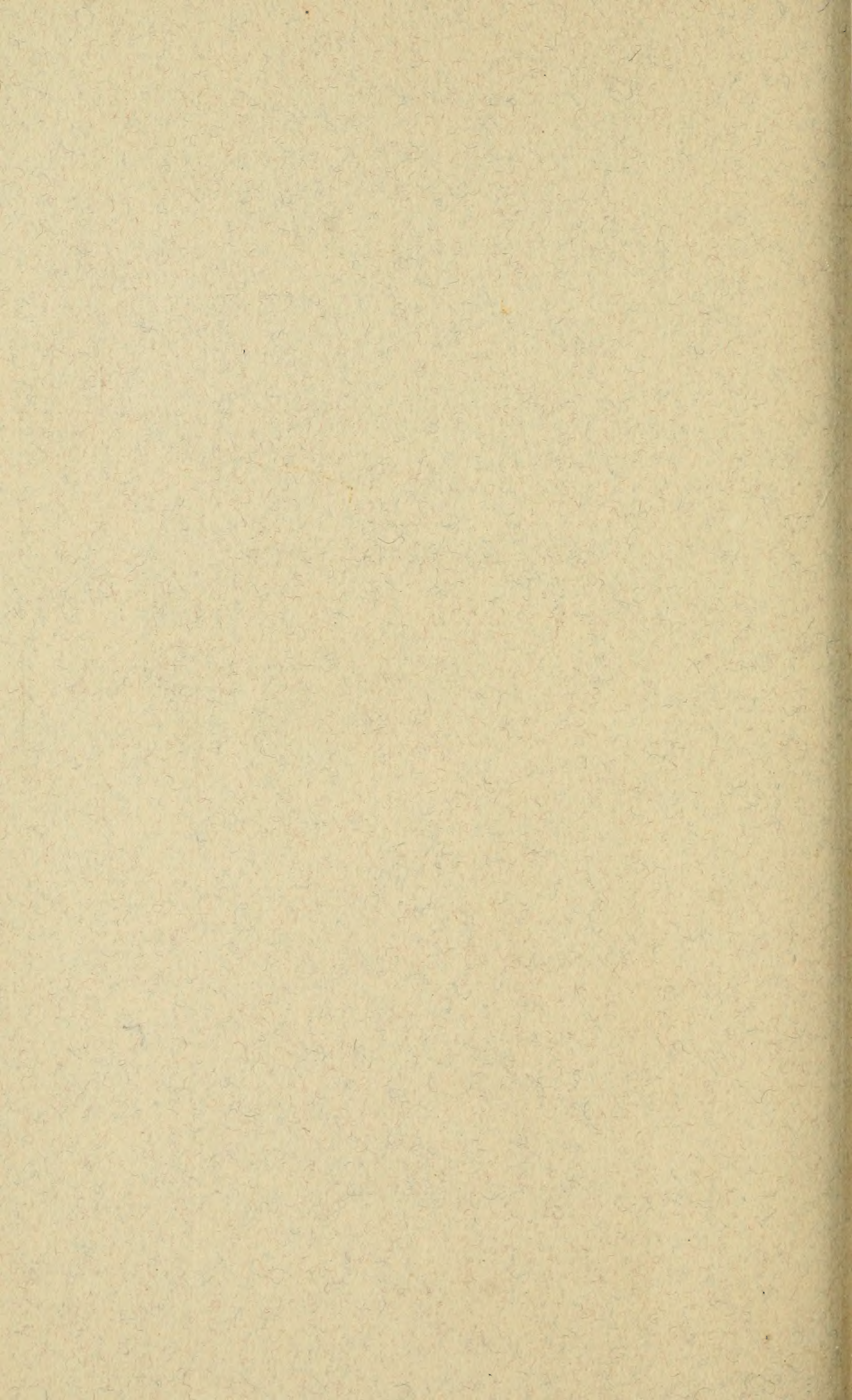
— Die Revolution ist aus.

— Diese Revolution!

— Trübsal gibt Geduld; Geduld gibt Erfahrung; Erfahrung gibt Hoffnung; Hoffnung lässt nichtzuschanden werden!

Druck: Münchner Buchgewerbehaus Müller & Sohn






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 06 10 06 006 1